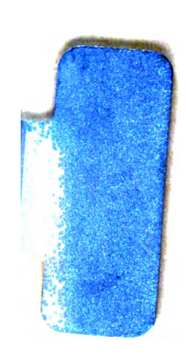
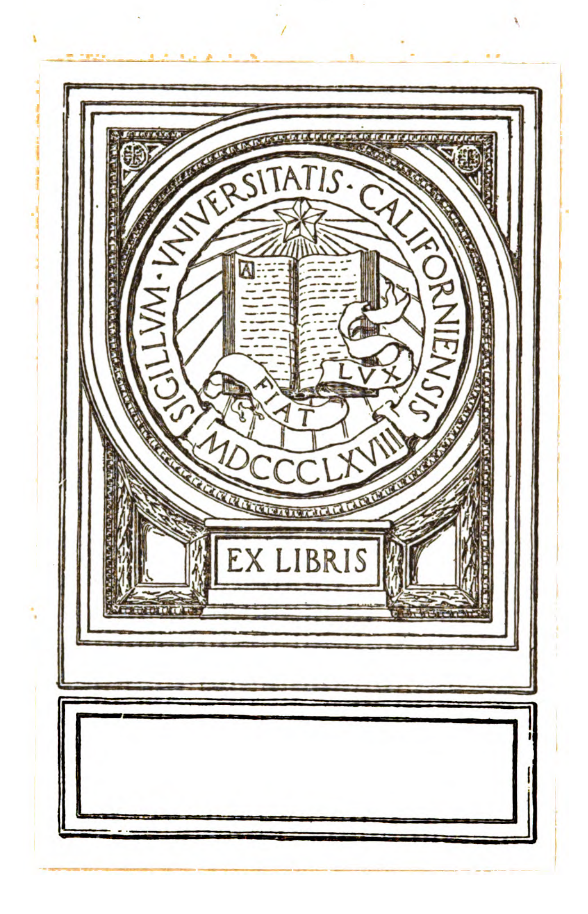







SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Volk und Rasse

Illustrierte Vierteljahrsschrift für deutsches Volkstum

2. Jahrgang 1927



J. F. Lehmanns Verlag, München

Inhaltsverzeichnis

zum 2. Jahrgang 1927.

Verfasserverzeichnis.

Seite

Arens, H., Ein Besuch bei Gustav Frenssen. 121
Bähr, W., Die Meistererzählerin Thüringens (Marthe Renate Fischer). 185
Bernhardi, D., Eine Malerin für Volk und Rasse (Hedw. Wörmann). 188
Braun, F., Die Danziger. 64
von der Brincken, G., Gottesdienste 258
Darré, R., Das Schwein als Kriterium für nordische Völker und Semiten. 138
Berichtigung zum Aufsatz: 238
Finkh, L., Siedlungssprossen 179
Fischer, E., Das Preisausschreiben für den besten nordischen Kopf . 1
Folkers, J., Die mittelalterlichen Ansiedelungen fremder Kolonisten in Nordwestdeutschland (800—1600) 103, 152, 229
Gabelentz, G. v. d., Elisabethlegende 69
Gieseler, W., Das Archiv für Rassenbilder 242
Häberle, A., Die berühmten Rommelfiguren im Museum der Stadt Ulm 223
—, Friedrich Nicolai und die Ulmerinnen 238
Havemann, W., Über geschlechtsverschiedene Verteilung von Rassenmerkmalen, insbesondere der Färbungsmerkmale 11
Hestermann, F., Eine 400 Jahre zurückreichende Gelehrtenfamilie . 169
Holler, R., Deutsche Jugendbewegung 48
Jahn, M., Der Bundschuh 188
Konopacki-Konopath, H., und J. F. Lehmann, Preisausschreiben 239
Kruse, R., Drei Gedichte 68
Langbehn, J., Niederdeutsches 57
Lüers, F., Mythologie und Volkskunde 202
Mähl, A., Spähne 125
—, Das Eigenhafte niederdeutscher Dichtung 249
Münchhausen, B. v., Eine Anmerkung zu Storms Schimmelreiter 130
Oberhauser, Fr. Fr., Gewissen 259
Pauls, E., Die Tragik des Schimmelreiters 126
Peßler, W., Ein wortgeographischer Atlas Nordwestdeutschlands . 96
Russell, J., Was ich denke 131
Sartori, P., Körperliche Merkmale im westfälischen Volksmunde . 28
Scheffauer, H., Wenn ich Deutscher wär! 192
Scheidt, W., Die Verteilung körperlicher Rassenmerkmale im Gebiet deutscher Sprache und Kultur 35, 74
—, Rassenkundliche Erhebungen in Nordwestdeutschland . . . 46
—, Robert Sieger (Nachruf) 73
Sieber, F., Rassische Einflüsse in sächsischen Sagen . . . 132, 194
Todt, A., Deutsche, die wir vergessen haben 181
Veeck, W., Alamannen und Franken in Süddeutschland . . . 213
Zeiß, H., Aufgaben der Heimatmuseen 176

Bilderverzeichnis.

Seite

Alamannische Keramik . . . . 217—219
Bauernhäuser:
  Bederkesa (Nordhannover) 232
  Bösdorf im Kreise Gardelegen 97
  Niendorf bei Rostock 231
  Utzedel im Kreise Demmin 97
  Wahlsdorf im Fürstentum Ratzeburg 234
  Wiendorf bei Rostock 233
Fränkische Keramik 220
Germanische Hauptrassentypen der Merowingerzeit . . . 177
Heilige Stätte am unteren Ob 206
Markgraf Dietzmann, Holzstatue in der Pauliner Kirche zu Leipzig 195
Niedersächsische Dichter aus der Lavatersammlung 178
Rassenbilder aus Delmenhorst (Oldenburg) . . . . . 12—16
Rassenbilder aus Nordwestdeutschland 94, 95
Rassenbilder, verschiedene (Norweger, Wolhynierin, Baschkire, Semang, Neandertaler) . . . . 243—244
Rassenköpfe, Nordische (Preisausschreiben) . . . . . 2—4, 6—10
Slavisches Götzenbild am Kirchturm zu Zaoel 138
Totenbretter im Bayrischen Wald 206
Verfasser-Bildnisse:
  Arens, Hanns 121
  Bähr, Walter 185
  Braun, Fritz 64
  Mähl, Albert 124
  Russell, Juga 131
  Storm, Theodor 126
Wiprecht von Groitzsch, Grabmalskulptur in Pegau 184
Wörmann, Hedwig:
  Selbstbildnis 188
  Männer aus einem Dresdner Armenhaus 189
  Frauen aus einem Dresdner Armenhaus 190
  Mann aus Mecklenburg 191

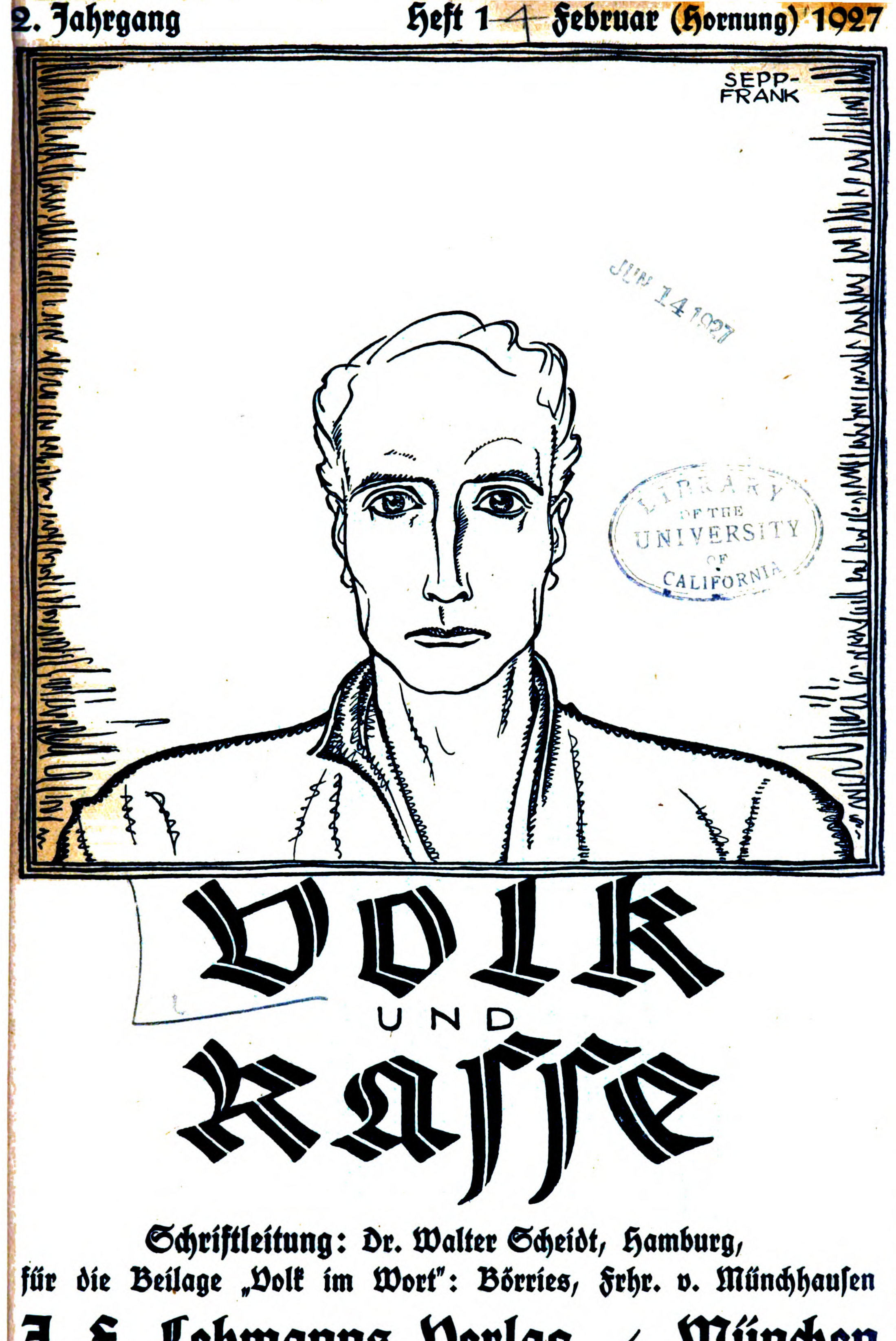
Kartenverzeichnis.

Deutschland: Unterschiede in der Häufigkeit der Großgewachsenen (Kleingewachsenen) unter den Einjährig-Freiwilligen 1904—1906 (vgl. S. 35) 1, 37, 38
— Hauptgrenzen der deutschen Haustypen 77
— Hauptgrenzen der deutschen Mundarten 77
Europa: Verteilung der jungsteinzeitlichen Schädelfunde 43
Nordwestdeutschland:
  Haus- und Dorftypen 153
  Karte der Schädelfunde 79
  Vier wortgeographische Karten 98, 99

Buchbesprechungen.

Seite

Ausgewählte Ahnentafeln der Edda (v. d. Gabelentz) . . 115
Bauer, Rassenhygiene (Scheidt) 52
Behn, Altgermanische Kunst (Much) 246
Benkard, Das ewige Antlitz (Scheidt) 115
Capelle, Johannis Rode Archiepiscopi Registrum Bonorum et Iurium Ecclesiae Bremensis. (Scheidt) 116
Dreesen, Diek langs. Niederdeutsche Gedichte (Münchhausen) . . 136
Eberl, Die bayr. Ortsnamen als Grundlage der Siedlungsgeschichte (Zeiß) 116
Fischer und Günther, Deutsche Köpfe nordischer Rasse (Mollison) 184
Fränger, Jahrbuch für historische Volkskunde (O. Lehmann) . . 182
Gaupp, Die Unfruchtbarmachung geistig und sittlich Kranker und Minderwertiger (Scheidt) 116
Gley, Die Besiedelung der Mittelmark von der slawischen Einwanderung bis 1624 (Scheidt) 116
Gummel, Hannoversche Urgeschichte im Schrifttum der Jahre 1893 bis 1923 (Hansen) 117
Hahne, Die hallischen Jahreslaufspiele (Bernhardi) 263
Harmsen, Bevölkerungsprobleme Frankreichs (Gieseler) 246
Hauschild, Grundriß der Anthropologie (Verschuer) 117
Jahrbuch der Männer vom Morgenstern. 1924/26. (Scheidt) . . 118
Kaindl, Bei den deutschen Brüdern in Großrumänien (Schweinitzhaupt) 263
Klein, Zwischen Drau und Adria (Schweinitzhaupt) 263
Kossinna, Ursprung und Verbreitung der Germanen I. (Schwantes) 247
Manteuffel, Könige der Scholle (Münchhausen) 198
Moorstatt, Der weiße König (Braune) 199
Musik im Haus (Münchhausen) 263
Oppeln, Elisabeth, Das tolle Jahr (Braune) 199
Osten, Germanische Malereien und Zierate (Dammann) 118
Pinck, Verklingende Weisen (Zeiß) 247
Quellen. 1000 familiengeschichtliche Nachweise aus genealogischem Schrifttum (Scheidt) 52
Reinwald, Peter von Horn (Braune) 199
Renker, Der See (Bernhardi) 72
Schuchardt, Alteuropa (Wahle) 119
Springer, Volk, Stand, Rasse (Scheidt) 120
Strasser, Goethe in Fonsmonsponsa (Braune) 200
Supper, Muscheln (Münchhausen) 136
Thieß, Der Tod von Falern (Fritsch) 200
Walter, Kleiner Führer für Heimatforscher (Klenck) 184
Familien- und Heimatbüchlein (Scheidt) 120
Warncke, Gedichte (Münchhausen) 136
Welde, Gesunde Schulkinder (Trumpp) 184
Wenz, Die germanische Welt (Schwantes) 248
Winnig, Die ewig grünende Tanne (Münchhausen) 263
Witschell, Die völkischen Verhältnisse in Masuren und dem südlichen Ermland (Scheidt) 56
Wolff, Rassenlehre (Scheidt) 56
Zaunert und Diederichs, Deutsche Volkheit (Hambruch) . . . 56



Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—

Inhalt:

Das Preisausschreiben für den besten nordischen Rassenkopf. Von Eugen Fischer . . . . Seite

Über geschlechtsverschiedene Verteilung von Rassenmerkmalen, insbesondere der Färbungsmerkmale. Von Dr. med. Willy Havemann, Delmenhorst i. Old. . . . . „ 1

Körperliche Merkmale im westfälischen Volksmunde. Von Paul Sartori, Dortmund . . . . „ 2

Die Verteilung körperlicher Rassenmerkmale im Gebiet deutscher Sprache und Kultur. Von Dr. Walter Scheidt, Hamburg . . . . „ 3

Kleine Mitteilungen . . . . „ 4

Bücherschau . . . . „ 5

Volk im Wort.

Niederdeutsches. Von Julius Langbehn. (Schluß) . . . . „ 5

Die Danziger. Von Prof. Fritz Braun, Danzig-Langfuhr . . . . „ 6

Drei Gedichte. Von Richard Krause . . . . „ 6

Elisabethlegende. Von Georg v. d. Gabelentz, Dresden . . . . „ 6

Bücherschau . . . . „ 7

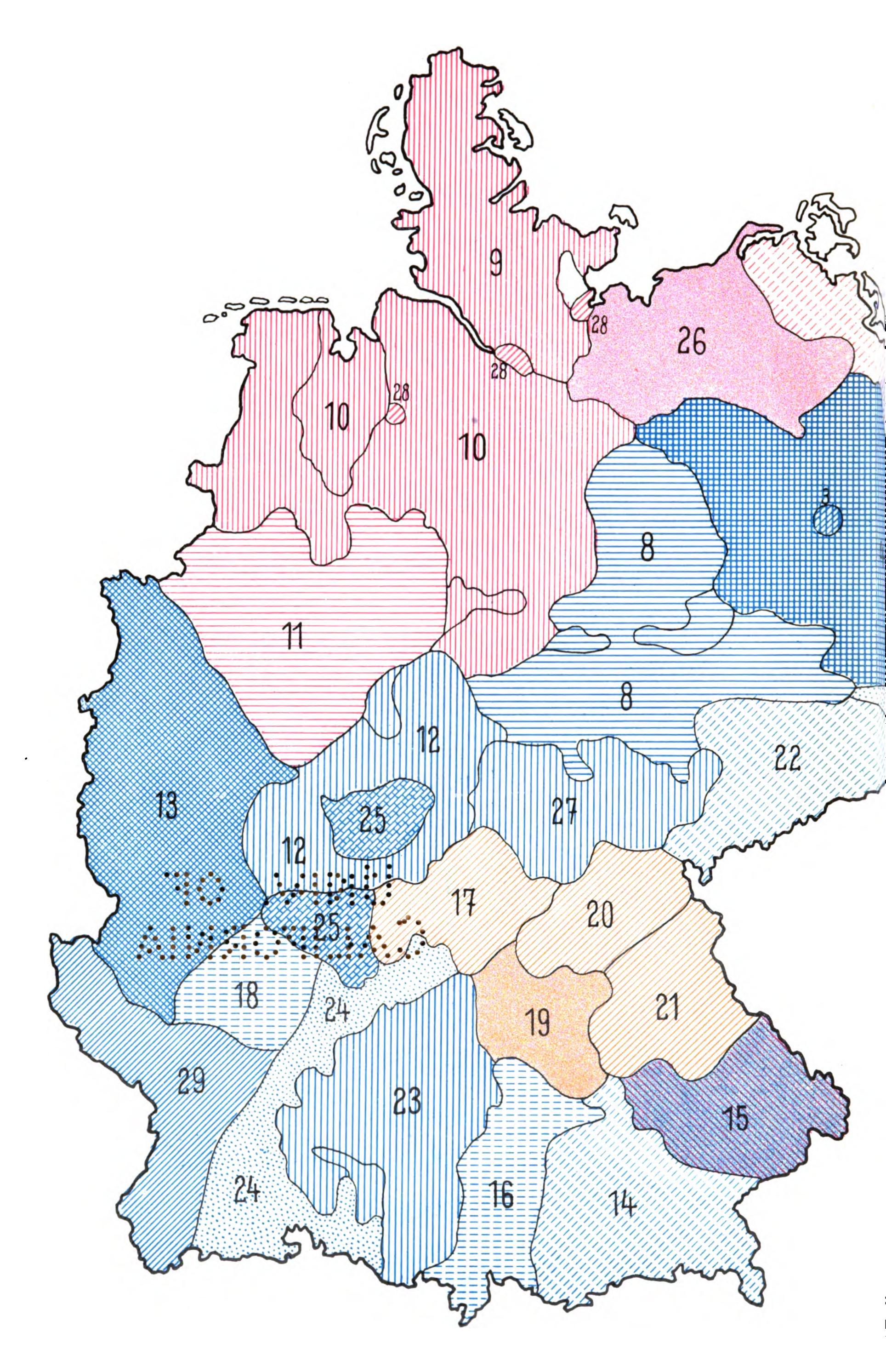
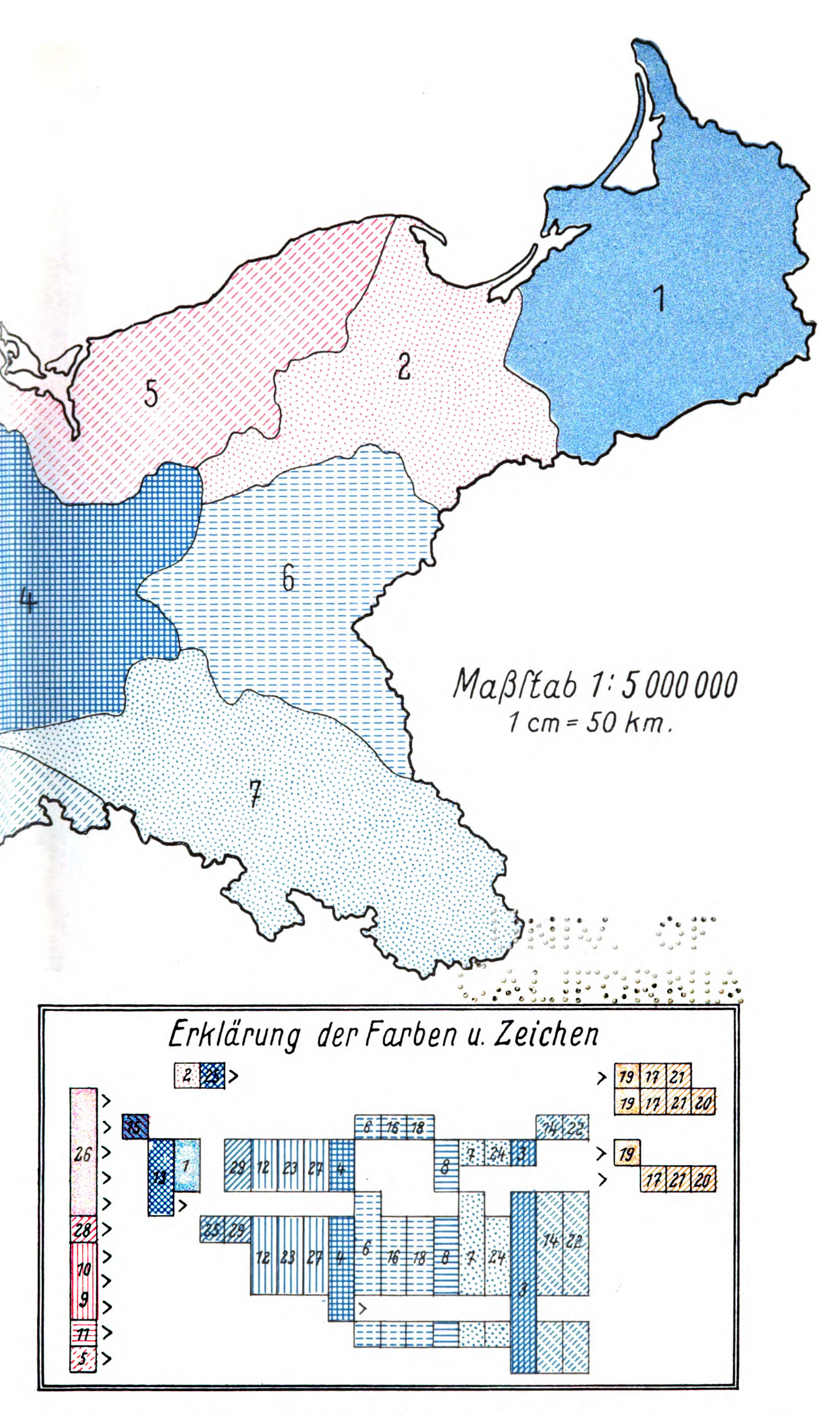


Abb. 5. Zuverlässige Unterschiede in der Häufigkeit der Großgewachsenen (üb
(nach den Zahlen von S

Beilage zu „Volk und Rasse“ 1927.



(über 176 cm) unter den Einjährig-Freiwilligen in Deutschland 1904—1906
Schwiening 1909).

J. F. Lehmanns Verlag, München.

Volk und Rasse

Illustrierte Vierteljahrsschrift für deutsches Volkstum

Herausgeber: Prof. Aichel (Kiel); Dr. Bächtold (Basel); Prof Dethleffsen (Königsberg i. Pr.); Prof. Fehr (Bern); Prof. Fehrle (Heidelberg); Prof. Fischer (Freiburg i. B.); Prof. Gradmann (Erlangen); Prof. Haberlandt (Wien); Prof. Hambruch (Hamburg); Prof. Helbok (Innsbruck); Prof. Lehmann (Altona); Dr. Lüers (München); Dr. v. Merhart (Innsbruck); Prof. Mielke (Hermsdorf b. Bln.); Prof. Much (Wien); Prof. Panzer (Heidelberg); Dr. Peßler (Hannover); Prof. J. Petersen (Berlin); Prof. Sartori (Dortmund); Prof. Schlüter (Halle); Prof. W. M. Schmid (München); Prof. Schultz (Königsberg); Prof. Schultze-Naumburg (Saaleck); Dr. Schwantes (Hamburg); Justizrat Stölzle (Kempten); Prof. Thurnwald (Berlin); Prof. Wahle (Heidelberg); Dr. Weninger (Wien); Prof. Wrede (Köln); Dr. Zaunert (Wilhelmshöhe).

Schriftleitung der Zeitschrift: Dr. Walter Scheidt, Priv.-Doz. für Anthropologie an der Universität Hamburg, Eppendorfer Landstraße 18.

Schriftleitung der Beilage „Volk im Wort“: Börries, Freiherr von Münchhausen, Windischleuba, Thür.

Verlag: J. F. Lehmann, München SW. 4, Paul-Heyse-Straße 26.

Jährlich erscheinen 4 Hefte. Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—.

Postscheckkonto des Verlags München 129. — Postsparkasse Wien 59 594. — Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauerstraße 11 (Postsparkassenkonto der Kreditanstalt: Prag 62 730). — Schweizerische Postscheckrechnung Bern III 4845.

2. Jahrgang — Heft 1 — Februar (Hornung) 1927

Das Preisausschreiben für den besten nordischen Rassenkopf,

veranstaltet vom Werkbund für deutsche Volkstums- und Rassenforschung.

Geradezu überraschend — aber noch viel mehr hoch erfreulich — ist es, zu beobachten, wie weite Kreise, Hoch und Niedrig, unseres Volkes begonnen haben, sich um Rassefragen zu kümmern. Es hängt mit der Schicksalszeit zusammen, in der wir leben; nach außen ohnmächtig, abgeschlossen, unter uns zersplittert, haltlos. Da schauen alle Ernsteren ins eigene Innere. Deutlich lebt „Familienforschung“ auf. Daß sie aber nicht an leblosen Jahreszahlen und nichtssagenden Namen haftete, dafür sorgte der Siegeszug, den die Erblichkeitsforschung unter dem Losungswort „Gregor Mendel“ angetreten hatte.

Wenn aber in dieser ganzen Geistesströmung gerade die Rassenkunde unseres Volkes sich so besonderer Beachtung erfreute, so haben die Bücher **Hans Günthers** dafür das Verdienst zu beanspruchen. Selten hat ein zwar allgemein verständlich geschriebenes, aber doch wissenschaftliches Buch solchen Erfolg gehabt, es spricht gleicher Weise für das Buch, wie für den Bildungshunger der Leser und für das Verständnis des Verlages.

Der Schreiber dieses kurzen Berichts über ein Preisausschreiben kann lange nicht alle Seiten der Günthersehen Rassenkunde unterschreiben — die Rassenkunde



Abb. 1. Männer, I. Preis

des Preisausschreibens für den besten nordischen Rassenkopf.



Abb. 2. Männer, I. Preis

des Preisausschreibens für den besten nordischen Rassenkopf.





Abb. 3 u. 4. Männer, II. Preis
des Preisausschreibens für den besten nordischen Rassenkopf.

ist ja, wie jede Wissenschaft, noch im Fluß und vieles ist strittig oder noch völlig dunkel — er ist gegenüber Günthers Ausführungen über viele Punkte der als „ostisch“ bezeichneten Rasse, über sehr vieles, was vom Seelenleben der Rassen handelt, sehr anderer Meinung. — Gerade hier ist viel Unsicheres und oft tendenziös Wirkendes zu bedauern. Aber besitzt ein fremdes Schrifttum, der Engländer, der Franzose, Besseres? Das Buch enthält eine Unmenge feiner und ausgezeichneter Beobachtungen, in glänzender Darstellung eine vorzügliche Schilderung der Rassen; es gibt zum erstenmal dem Volke selbst ein klares Bild seiner rassischen Zusammensetzung.

Erst nachdem durch dieses Buch das Interesse für Rassenkunde geweckt war, konnten die verdienstvollen Werke Scheidts auf diesem und dem Familienforschungs-Gebiet, ebenso die Erblichkeitslehre von Baur-Fischer-Lenz in weitesten Kreisen verbreitet werden. Unvergessen aber bleibe dabei, daß der Lehmannsche Verlag in wirklicher Liebe zu dieser Sache keine Opfer scheute, sie zum Durchbruch zu führen. Vom selben Gesichtspunkte aus hatte dieser Verlag, bzw. sein von der hohen nationalen Bedeutung der Volks- und Rassenkunde durchdrungener Inhaber den Gedanken, sozusagen zu prüfen, wie weit die Kenntnisse über Rassenmerkmale in unserem Volk gediehen seien. Ein Preisausschreiben setzte für das Lichtbild des besten nordischen Rassenkopfes, Mann und Weib, je einen ersten Preis von M. 500.—, für den zweitbesten je M. 100.— aus.

Eine größere Anzahl weiterer sollten Trostpreise in Form von Büchern erhalten. Herr Dr. H. Günther und der Unterzeichnete amteten als Preisrichter.

Der Bewerb war am 1. Okt. 1926 geschlossen, die Entscheidung wurde von beiden Preisrichtern am 13. Nov. 1926 in München gefällt. Es waren 793 männliche und 506 weibliche Personen, viele mit mehreren Bildern, zu beurteilen. Vielleicht fesselt es den Leser — es hat Wert und war offen gestanden dem Schreiber selbst überraschend in diesem Ausmaß — zu erfahren, wie einheitlich das Urteil fiel. Die beiden Richter werteten jedes Bild nach Reinheit der nordischen Rassenmerkmale mit Noten 1, 2, 3, gesondert und ohne voneinander zu wissen — dann wurden die Ergebnisse verglichen. Nie hat einer dasselbe Bild mit 1 und der andere mit 3, in über 80 % haben beide gleich gewertet, oder der eine gab 1—2 und der andere 1 oder 2 an. Dabei war vor der Wertung über keines der Bilder gesprochen, keines gemeinsam angesehen worden, jeder der beiden hatte eben in sich den Maßstab, den ihm Erfahrung am Lebenden gegeben und den er in seinen Büchern vertreten hatte. Die Gleichheit der Urteile spricht für sich. Auffällig an der Beteiligung ist die soziale Zusammensetzung der Bewerber: Studierende, Lehrer, einige wenige sog. einfachen Leute, ganz hohe Beamte oder deren Kinder, Offiziere, von beiden letzteren nicht wenige adelig; die breite Bürgerschaft, der Bauern- und Arbeiterstand fehlten fast ganz.

Von den Männern erhielt der hier in Abb. 1 und 2 wiedergegebene Kopf den I. Preis. Er entspricht völlig dem nordischen Rassenideal; das Seitenbild zeigt die lange Schädelform, die etwas geneigte Stirn, die „nordische“ Nase, das betonte Kinn, die hinter der schmalen Nasenwurzel zurückliegenden Augen, die Vorderansicht läßt die Schmalheit und Ebenmäßigkeit des Gesichtes, die schmalen Lippen erkennen, um nur den einen und anderen Zug hier zu nennen. Auch der geistige Ausdruck im Gesicht — unabhängig von sozialer Stellung — spielt im Ganzen eine Rolle.

Abb. 3 und 4 erhielt den II. Preis. Die stärkere Wölbung und der steilere Verlauf der Stirn, das Zurücktreten des unteren Gesichtsabschnittes vom Nasen-



Abb. 5. Frauen, Preis IIa

des Preisausschreibens für den besten nordischen Rassenkopf.



Abb. 6. Frauen, Preis II a

des Preisausschreibens für den besten nordischen Rassenkopf.



Abb. 7. Frauen, Preis II c

des Preisausschreibens für den besten nordischen Rassenkopf.

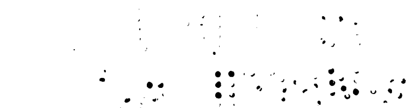


Abb. 8. Frauen, Preis II c

des Preisausschreibens für den besten nordischen Rassenkopf.

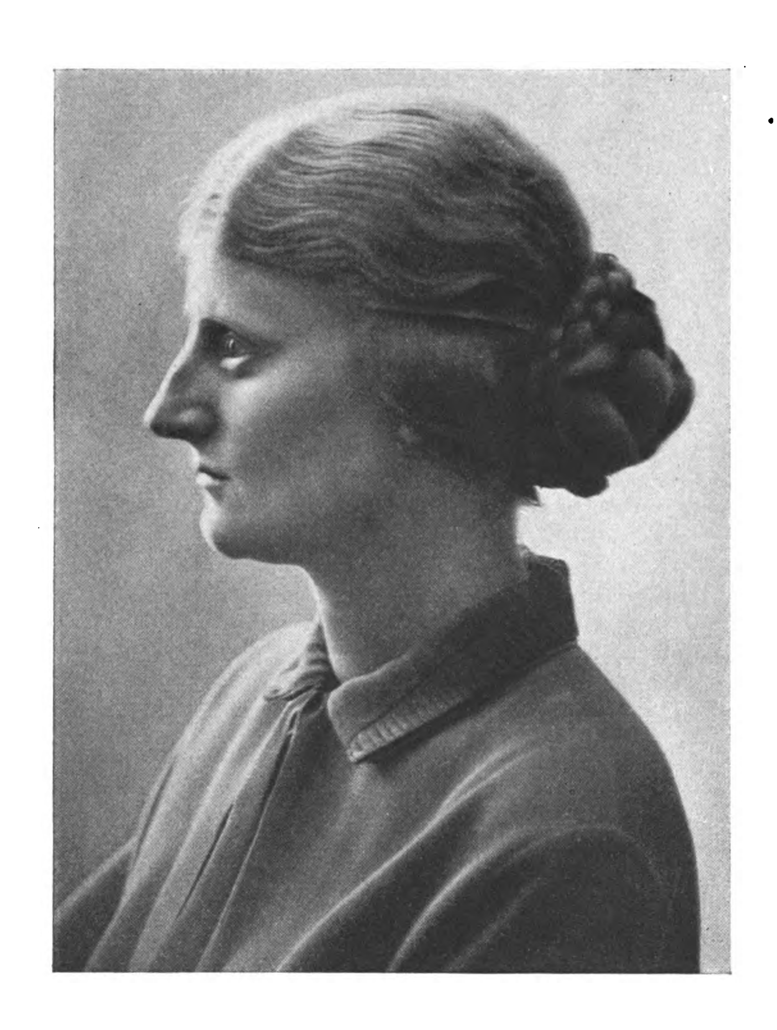


Abb. 9. Frauen, Preis II b
des Preisausschreibens für den besten nordischen Rassenkopf.

Lippenwinkel an sind ungünstigere Merkmale. Es war für die Preisrichter nicht ganz leicht, diese beiden Preise zu vergeben, weil zur engeren Wahl noch eine ganze Reihe standen, die an Güte einander sehr nahe kamen.

Dagegen war bei den Frauen die Auswahl derer, die überhaupt in Betracht kamen viel geringer (auch wenn man die Gesamtzahl berücksichtigt, immer noch viel geringer als bei den Männern). Ja, es war kein Bild darunter, das den ersten Preis glatt verdiente.

Die Preisrichter beschlossen daher in Übereinkunft mit dem Preisstifter, die Beträge des I. und II. Preises auf die drei besten zu verteilen, ohne daß das beste Bild als des I. Preises ganz würdig erklärt wurde.

Abb. 5 und 6 zeigen das beste Frauenbild. Die oben angedeuteten nordischen Züge sind vorhanden, aber die Stirn und das Obergesicht sind (Vorderansicht) ein wenig zu breit, die Stirn ist (Seitenansicht) etwas zu stark gewölbt, das ganze Gesicht ist nicht nordisch groß im Gesamtausdruck.

Vom zweitbesten Gesicht wirkt die Vorderansicht zwar im Ganzen nordisch, besser fast wie bei dem mit Preis IIa bedachten, aber das Mittelgesicht (Backenknochen und Kieferwinkel) sind zu breit; in der Seitenansicht (Abb. 9) schätzt man den Schädel als nicht sehr lang, das Profil ist sicher in Wirklichkeit besser als auf dem Bild, wo das Gesicht zu viel gedreht ist.

Weiteren 64 Köpfen sind Bücherpreise zuerkannt worden. Davon werden 48 demnächst in einer kleinen Schrift veröffentlicht, Köpfe also, die ganz überwiegend nordisch sind, die als lehrhafte Beispiele gelten dürfen.

Nicht nur die Anerkennung dieser Köpfe soll mit dieser Veröffentlichung gesagt werden, sondern unser ganzes Volk soll noch viel mehr wie bisher sich darum kümmern, welches die rassenmäßigen Unterlagen seines deutschen Volkstums sind. Daß die nordische Rasse der stärkste und wichtigste Bestandteil dieser Unterlagen ist, wird niemand bezweifeln, ebensowenig, daß unsere Kultur, Sprache usw. von diesem Bestandteil seiner Zeit vorab geschaffen wurde. Das Herausgreifen dieses Rassebestandteiles unseres Volkes, seine Aufstellung als Ideal kann dabei wirklich nicht entzweiend und trennend wirken, etwa auf die, die weniger reinrassig sind, wie es manche Gegner hingestellt haben, sonst dürfte man auch keinen hervorragenden Staatsmann, Denker, Charakter, erfolgreichen Großkaufmann usw. als Vorbild hinstellen — es könnten alle diejenigen gekränkt sein, die weniger klug, energisch, fleißig und erfolgreich sind.

So möge also dieses Preisausschreiben uns in schwerer Zeit helfen, uns auf uns selbst zu besinnen und an die Zukunft zu denken.

Eugen Fischer.

Über geschlechtsverschiedene Verteilung von Rassenmerkmalen, insbesondere der Färbungsmerkmale.

Von Dr. med. Willy Havemann, Delmenhorst i. Old.

Man kann — auch ohne statistische Erhebungen anzustellen — immer wieder beobachten, daß in unserer deutschen Mischbevölkerung eine bei Männern und Frauen verschiedene Häufung bestimmter Rassenmerkmale vorhanden ist, daß

mit andern Worten, das „rassische Aussehen“ bei beiden Geschlechtern ein verschiedenes ist.

Um diese Verhältnisse einmal zu beleuchten, habe ich einen Weg eingeschlagen, der es ermöglichen soll, dieses Aussehen statistisch zu erfassen, und zwar in der Weise, daß ich bestimmte Merkmalskomplexe als Norm angenommen habe, zwischen denen wieder abgestufte Mischformen aufgestellt wurden, nach welchen eine größere Anzahl Personen beiderlei Geschlechts einzugruppieren versucht worden ist.

Diese Versuche sind an 2000 Personen beiderlei Geschlechts der Stadt Delmenhorst in Oldenburg vorgenommen worden.

In einem zweiten Teil will ich die Pigmentverhältnisse der Untersuchten noch besonders betrachten.

I.

Es sind im allgemeinen drei Formen, welche seit der jüngeren Steinzeit auf Deutschlands Boden beobachtet werden, welche früher weniger, heute mehr untereinander vermischt, das Bild der heutigen deutschen Bevölkerung zusammensetzen. Dazu kommt in jüngerer Zeit noch ein vierter Typ hinzu, der von den Mittelmeerländern in geringerer Zahl eingedrungen ist.

Im folgenden soll eine Beschreibung dieser Merkmalsgruppen gegeben werden.

(Die Zahlen hinter den einzelnen Merkmalen sind Hinweise auf die Abbildungen, welche das betreffende Merkmal besonders ausgeprägt wiedergeben. Bei den Abbildungen sind Augenfarbe, Haarfarbe, Körpergröße und Heimat des Betreffenden angegeben. Unter „einheimisch“ ist Herkunft aus dem Lande Oldenburg und Bremen verstanden.)

Form N.

Gestalt groß und schlank, langer schmaler Schädel, nach hinten vorgewölbt (2, 6, 7, 8, 24), lange Gliedmaßen, Gesicht schmal und lang (2, 24), Stirn schmal und hoch (2, 3) zurückgeneigt, etwas fliehend, Nase vorspringend, mit hoher Wurzel ansetzend (1, 2), schmal, mittellang, gerade, doch meist mit einem Höcker an der Knorpel-Knochengrenze (1, 26), schmale Nasenflügel, Lippen schmal (2, 3, 4, 8, 24), Kinn mehr eckig und vorspringend, Augen zurückliegend, von blauer bis grauer Irisfarbe, die obere Begrenzung der wagerecht stehenden Lidspalte annähernd parallel (1, 2, 3, 24, 26), Haare schlichtglatt, gewellt oder auch lockig, hellblond bis mittelblond; Profillinie eckig, scharf geformt (1, 2, 3, 26), Haut gut durchblutet, rosig-weiß. Gesamteindruck des Schlanken. Dieses sind im allgemeinen die Merkmale der nordischen Rasse.




1a N 1b
A: blaugrau. H: gelbblond, groß, einheimisch.




2a N 2b
A: blaugrau. H: hellgelbblond, groß, einheimisch.



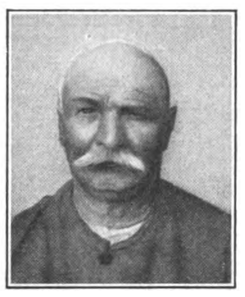

3a n (Kopf N, aber klein) 3b
A: blau. H: gelbhellblond, einheimisch.




4a n (oder n (d) ?) 4b
A: graublau. H: gelbblond, groß, einheimisch.




5a n (a) 5b
A: blaugrau. H: aschblond, groß, Prov. Hannover.



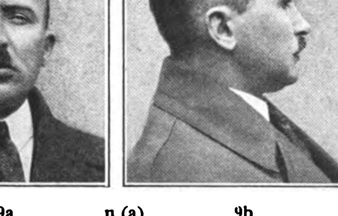

6a n (a) 6b
A: blau. H: gelbblond, groß, einheimisch.




7a n (a) 7b
A: blau. H: gelbblond, mittelgroß, einheimisch.



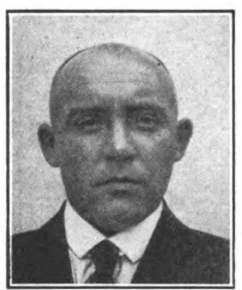

8a n (a) 8b
A: blaugrau. H: gelbhellblond, mittelgroß, Westfalen.

9a n (a) 9b
A: blau. H: gelbdunkelblond, groß, einheimisch.

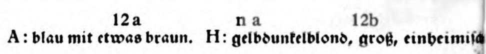



10a n (a) 10b
A: blau. H: gelbhellblond, klein, einheimisch.




11a n a 11b
A: blau. H: gelbdunkelblond, groß, einheimisch.





12a n a 12b
A: blau mit etwas braun. H: gelbdunkelblond, groß, einheimisch




13a n a 13b
A: braun mit blau. H: dunkelbraun, groß, einheimisch.



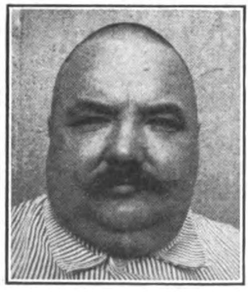
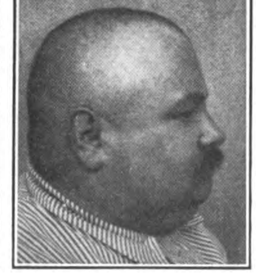

14a n a 14b
A: blau. H: gelbdunkelblond, klein, einheimisch.




15a a n 15b
A: blau und braun. H: dunkelbraun, mittelgroß.




16a a n 16b
A: blau mit braun. H: gelbdunkelblond, klein, einheimisch.

17a a n 17b
A: blau. H: schwarz, klein, einheimisch.




18a a n (oder a (n)?) 18b
A: braun. H: braun, klein.

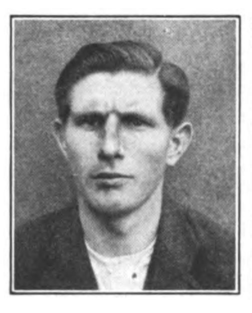
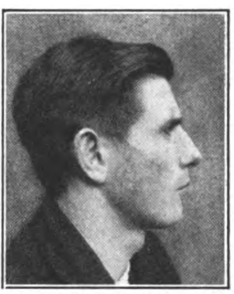





19a a (n) 19b
A: blau. H: dunkelbraun, mittelgroß.

20a a (n) 20b
A: braun. H: dunkelbraun, klein. Heimat: Polen.



21a A 21b
A: braun. H: dunkelbraun, klein. Heimat: Polen.

22a n (d) 22b
A: blau. H: dunkelbraun, groß.






23a n (d) 23b
A: blaugrau. H: gelbblond, groß. Heimat: Rheinland

24a n (d) 24b
A: braun. H: gelbhellblond, groß.






25a n d 25b
A: blau. H: dunkelbraun, groß.

26a n d 26b
A: blau. H: dunkelbraun. Heimat: Prov. Hannover.



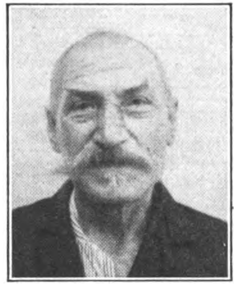
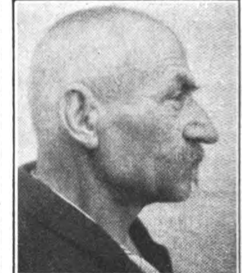

27a n d (oder d n?) 27b
A: dunkelbraun. H: schwarz, groß.



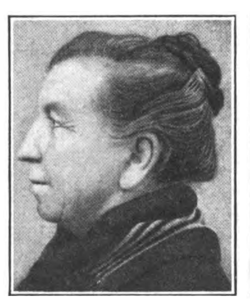

28a n d (oder d n?) 28b
A: braun. H: dunkelbraun, groß. Heimat: Österreich.




29a d n 29b
A: blau. H: dunkelbraun, groß.

30a d (n) 30b
A: braun m. blau. Randring. H: dunkelbraun, groß. Heimat: Polen.

31a d (oder d (a) ?) 31b
A: dunkelbraun. H: schwarz, klein. Heimat: Österreich.




32a cur 32b
(vorwiegend von Typ D)
A: blaugrau. H: dunkelbraun, klein. Heimat: Österreich.




33a cur 33b
A: blaugrau. H: dunkelbraun, mittelgroß. Prov. Brandenburg.




34a cur (?) 34b
A: braun. H: braun, klein. Heimat: Österreich.

Form A.

Gestalt untersetzt, klein, mit kurzen Gliedmaßen; runder, gleichmäßig gewölbter Kurzkopf (20, 21), Gesicht breit und rundlich (11, 19, 20, 34), Jochbeine ausladend, Stirn rundlich und mehr breit als hoch (11, 18, 19, 21), Nase kurz, mit flacher Wurzel, breit, flach und konkav eingebogen (9, 10, 11, 17, 18, 19, 21), Lippen breit und dick (9, 12, 17), Kinn rundlich, mehr unausgesprochen (7, 12, 17, 19, 20), Begrenzung der Lidspalte mehr oval, häufig ein wenig schief gestellt (16), Augen flach eingebettet, ziemlich weit voneinander entfernt stehend, von brauner bis schwarzer Irisfarbe, Haare straff, braun bis schwarz, Ansatzlinie des Haares an der Stirn mehr gerade (15, 21); Profillinie weich, rund, ohne scharfe Absätze (17, 19); Haut etwas gelblich; Gesamteindruck: rund, weich, untersetzt.

Vorstehender Merkmalskomplex entspricht der Vorstellung einer „alpinen Rasse" (von Günther „ostische Rasse" genannt).

Form D.

Gestalt groß; hoher Kurzkopf, dessen flaches Hinterhaupt steil abfällt und im Profil wie „abgeschnitten" aussieht (29, 30, 31), Gesicht lang und derb geformt, Stirn steil gestellt (bildet mit der Nase einen verhältnismäßig kleineren Winkel als bei der N-Form) (29, 32), Nase stark vorspringend, meist im oberen Drittel gebogen (25, 27, 29, 30, 31) ziemlich breit ansetzend (31, 32), dann schmaler werdend, im unteren Teil fleischig kolbenförmig verdickt (30, 31, 32), hoher Ansatz der Nasenflügel und dadurch häufig sichtbare Nasenscheidewand, Lippen mittelbreit, die untere Lippe springt ein wenig weiter vor als die obere (29, 32), Nase stark vorspringend, meist im oberen Drittel gebogen (25, 27, 29, 30, 31), ziem- gebildet; die untere Gesichtspartie verhältnismäßig lang (30), der Unterkieferwinkel verhältnismäßig flach, Augen dunkelbraun bis schwarz, verhältnismäßig dicht beieinander stehend (29, 30), von buschigen Brauen bedeckt; Lidspalte hoch und kurz, Ohren groß (25, 30, 31, 32), Haare schlicht, dunkelbraun bis schwarz; der Bart- und Haarwuchs ist stark, die Linie des Haaransatzes an der Stirn verläuft ziemlich tief nach unten und zeigt in der Mitte der Stirn einen nach unten sehr spitzen Winkel (31). Profillinie winkelig, abgesetzt, derb (29). Die Haut hat einen Stich ins Bräunliche. Gesamteindruck: derb, rauh, kantig.

Diese Merkmalsgruppe wird vielfach als „dinarische Rasse" bezeichnet.

Form M.

Langer, schmaler, besonders weit nach hinten ausladender Schädel, Gestalt klein, aber doch schlank. Gesicht schmal und oval, Form von Stirn, Nase, Mund und Kinn annähernd wie bei Form N, Augen dunkelbraun bis schwarz, Augenbrauen geschwungen, hoch über den Augen sitzend, Haare schwarz, Haut einen Stich ins Gelblich-Bräunliche. Gesamteindruck: zierlich, schlank.

Dieses sind in Kürze die Hauptmerkmale der mediterranen (Mittelmeer-)Rasse (von Günther als „westische Rasse" bezeichnet).

Für vorstehende Merkmalsgruppen und deren Kombinationsmöglichkeiten wende ich folgende Abkürzungen an:

N = Reinmerkmalige der N-Form.

n = vorwiegend von Form N.

Der andere Bestandteil, der sich dem Bilde nicht einfügt, ist seiner Zugehörigkeit zu einer der anderen Merkmalsgruppen nicht zu bestimmen. Personen mit einer für Form N zu dunklen Haarfarbe, oder solche mit braunen Pigmentflecken in der Iris, oder solche mit verminderter Körpergröße, gehören hierhin.

n (a) = vorwiegend zur N-Form gehörend, mit geringem Einschlag der A-Merkmalsgruppe.

n a, a n = Mischung von Merkmalen der N- und A-Form. In Hinsicht auf die Erforschung geschlechtsverschiedener Verteilung der Merkmale ist versucht worden, anzugeben, ob die Merkmale der N-Form (= n a) oder die der A-Form (= a n) überwiegend erscheinen.

a (n) = vorwiegend von Form A mit geringem Einschlag von Form N.

a = vorwiegend von Form A (entsprechend wie n).

A = Reinmerkmalige der A-Merkmalsgruppe.

eur. = Merkmalsgemisch von drei oder mehr Merkmalsgruppen.

+ m = Personen bei welchem Merkmale der M-Form überwiegend erscheinen.

Entsprechend erklären sich die übrigen Abkürzungen.

Ich habe also versucht, eine Analyse nach obigen Merkmalsgruppen vorzunehmen. Die Art des Vorgehens bedarf noch einer näheren Erläuterung. Ich gehe aus von der Annahme, daß das „rassische Aussehen" eines Menschen hauptsächlich bedingt ist durch vier Hauptmerkmale: A. Form des Schädels, B. Form des Gesichts, C. Körperfarben, D. Körpergröße. Ich bin so vorgegangen, daß ich A, B und C gleich hoch, D aber als ein Merkmal, bei welchem Ernährung und pathologische Beziehungen (innere Sekretion) eine Rolle spielen, nur halb „bewertet" habe.[1]

Die strittige Frage der europäischen Rasseneinteilung soll hier nicht gestreift werden. Es liegt deshalb nicht im Sinne dieser Arbeit, zu erörtern, warum gerade die oben beschriebenen Merkmalsgruppen als Ausgangsformen angenommen sind. Es kommt hier nur darauf an, ob man praktisch mit einer solchen Einteilung arbeiten kann oder nicht. Bei den verhältnismäßig spärlichen Untersuchungen über deutsche Rassenverhältnisse erscheint mir die Art meines Vorgehens — mag sie wissenschaftlich auch angreifbar sein — doch ein Mittel zu sein, um wenigstens in groben Umrissen das Bild der Bevölkerung zu zeichnen. Daß nicht etwa eine „Rassendiagnose" des Einzelnen gegeben werden soll, ist ja selbstverständlich, da ja nur das Aussehen, also bestenfalls das Erscheinungsbild, erfaßt werden kann.

Freilich muß erwähnt werden, daß Messungen aus äußeren Gründen nicht vorgenommen werden konnten und alle Größenangaben auf Abschätzung beruhen (weswegen auch in obiger Beschreibung der Merkmalsgruppen Zahlenangaben vermieden sind). Nur hin und wieder sind Messungen (z. B. Kopfindex) angestellt, um zu kontrollieren, ob ich mit meinen Abschätzungen auf dem richtigen Wege war. Zu Beobachtungen dieser Art ist allerdings eine durch längere Übung geschärfte Beobachtungsgabe notwendig, wie überhaupt das Gefühl dabei eine Rolle spielt, ohne welches man nicht meßbare Merkmale aus einem Gesicht nicht herauslesen kann.

Die Einteilung in die einzelnen Gruppen ist allerdings immer nur nach Art eines Analogieschlusses möglich, nie mit Sicherheit vorzunehmen, da eine ganze Reihe von Merkmalen mehreren Formen eigen ist, so die Langschädeligkeit, die dunkle Pigmentierung, der große Wuchs usw. Aber hat z. B. ein kleiner, rundköpfiger, breitgesichtiger Mensch dunkelbraunes Haar, so ist selbstverständlich angenommen worden, daß auch dieses Merkmal der A-Form zugehört.

Des weiteren muß erwähnt werden, daß es Menschen gibt, deren rassische Deutung allen „diagnostischen" Bemühungen trotzt. Solche Fälle (nicht sehr zahlreich) sind mit unter „eur" untergebracht.

Kinder sind nicht untersucht, da deren Merkmale weniger ausgeprägt und in der Umbildung begriffen sind. Außerdem ist bei jüngeren Personen das nachdunkelnde Haar als Merkmal wenig zu verwenden.

Ich habe eine Einteilung der Bevölkerung nach drei Gesellschaftsgruppen vorgenommen, einmal, um Verteilungsunterschiede zwischen den einzelnen Gruppen

---

[1]) Die Einteilung in die Gruppen N, n, n(a) usw. macht meist keine größeren Schwierigkeiten. In Zweifelsfällen, besonders zu der schwierigen Unterscheidung von n a und a n (n d und d n) ist eine „Berechnung" des Gesamteindrucks erfolgt, indem A, B und C mit 20 Punkten bewertet wurden, welche sich bei B auf 5 einzelne Merkmalsgruppen (Form der Stirn, der Nase, Mund- und Kinnbildung, Umgebung der Augen, Längen-Breitenverhältnis des Gesichts) verteilen. D ist mit 10 Punkten bewertet. Reinmerkmalige von Form N haben also 70 Punkte, von Form A 0 Punkte, für a und a(n) gelten 1—17, a n 18—35, n a 36—57, n und n(a) 58—69 Punkte. Bei den N—D-Mischformen sind nur 60 Punkte angenommen, da beiden hoher Wuchs (10 Punkte) gemeinsam ist.

herauszufinden, dann aber auch, um durch die getrennte Zahlenangabe eine gewisse Selbstkontrolle zu schaffen.

Gruppe I umfaßt Personen in leitender Stellung (Hochschulbildung, leitende industrielle Angestellte, höhere Beamte, Inhaber größerer Geschäfte usw.) und deren weibliche Angehörige.

„ II umfaßt Handwerker und Gewerbetreibende, mittlere Beamte, Kontorpersonal usw. und deren weibliche Angehörige.

„ III umfaßt Handarbeiter und Handarbeiterinnen der Industrie.

Die Zahl der Untersuchten beträgt: I. ♂ 200, ♀ 100, II. ♂ 300, ♀ 200, III. ♂ 600, ♀ 600.

Die Zahl der Einheimischen ist in Gruppe I verhältnismäßig klein. Die hier vorherrschende Industrie hat es mit sich gebracht, daß nicht nur aus den benachbarten Städten, sondern auch aus Mittel- und Süddeutschland viele Personen eingewandert sind (die Stadt hatte 1880 wenig mehr als 4000, heute 25 000 Einwohner). Auch das obere Beamtentum ist nicht sehr bodenständig. In Gruppe II überwiegen die Einheimischen. In Gruppe III finden sich viele Personen, welche in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von der Industrie aus Polen und der jetzigen Tschechei hierher verpflanzt worden sind. Bei dieser Einwanderung waren Männer und Frauen in gleicher Weise beteiligt. (Bei den Männern von Gruppe III tragen etwa 19% polnische oder tschechische Namen.) Daneben muß aber bemerkt werden, daß ein nicht geringer Prozentsatz von Industriearbeitern und -arbeiterinnen aus den ausgedehnten ländlichen Randgebieten der Stadt stammt und dort wohnhaft ist.

Juden sind, um das Bild nicht noch mehr zu verwirren, nicht zur Beobachtung gelangt; aus demselben Grunde sind gelegentlich vorkommende Einschläge außereuropäischer Rassetypen nicht berücksichtigt. Im übrigen aber habe ich mich bemüht, Personen aus allen Teilen der Bevölkerung, wie sie mir beruflich und außerberuflich zu Gesicht kamen, zu beobachten. In bezug auf die Herkunft des Materials kann ich deshalb wohl sagen, daß es eine annähernd „repräsentative Auswahl" aus der Gesamtbevölkerung darstellt.

Die folgenden Tabellen sollen über die Verteilung der einzelnen Formen Aufschluß geben. Zuerst ist die Prozentzahl angegeben, nach Gruppen und Geschlecht getrennt berechnet, daneben steht der dreifache mittlere Fehler der kleinen Zahl. Unter „zus." finden sich die Gesamtergebnisse.

Tab. A.

Gr.	N		A	
	♂	♀	♂	♀
I	4,0±3×1,4	5,0±3×2,2	—	1,0±3+1,0
II	2,0±3×0,8	2,5±3×1,1	—	0,5±3+0,5
III	1,8±3×0,5	0,5±3×0,3	0,2±3×0,1	1,0±3×0,4
zus.	2,3±3×0,5	1,4±3×0,5	0,1±3×0,1	0,9±3×0,3

Gr.	D		M	
	♂	♀	♂	♀
I	—	—	—	—
II	0,3±3×0,3	—	—	—
III	0,3±3×0,2	0,2±3×0,2	—	—
zus.	0,3±3×0,2	0,1±3×0,1	—	—

Tab. B.

Gr.	n		a		d	
	♂	♀	♂	♀	♂	♀
I	10,5±3×2,2	11,0±3×3,1	0,5±3×1,6	3,0±3×1,7	2,5±3×1,1	—
II	17,7±3×2,2	14,0±3×2,5	0,3±3×0,3	4,0±3×1,6	0,3±3×0,3	2,0±3×0,9
III	16,3±3×1,5	10,5±3×1,3	0,3±3×0,1	1,8±3×0,6	0,3±3×0,1	0,2±3×0,1
zus.	15,6±3×1,1	11,4±3×1,1	0,4×3×0,1	2,4±3×1,6	0,7±3×0,1	0,6±3×0,1

Tab. A soll das Verteilungsbild der Reinmerkmaligen angeben, Tab. B zeigt die Verteilung der Personen mit vorwiegend einer Merkmalsgruppe.

Hierzu sei bemerkt, daß die in Tab. B eingruppierten Personen sich ja eigentlich in die Gruppen n (a), n (d) usw. aufteilen müßten, die Beimischung aber ihrer Art nach nicht zu erkennen ist. Deswegen sind die Zahlen in den Spalten n (a), n (d) usw. auch verhältnismäßig klein, während die Zahlen für n a, n d usw. in den folgenden Tab. wieder größer werden, weil hier eben der andere Bestandteil stärker hervortritt und deswegen leichter festzustellen ist.

Die folgende Tab. C soll ein Bild geben von der Verteilung der N-A-Mischformen, Tab. D der N-D-Mischformen, Tab. E der A-D-Mischformen.

Tab. C.

Gr.	n (a)		n a	
	♂	♀	♂	♀
I	6,0±3×1,7	13,0±3×3,4	12,0±3×2,3	19,0±3×4,1
II	11,3±3×1,8	17,0±3×2,7	17,9±3×2,2	17,9±3×2,7
III	9,2±3×1,2	9,8±3×1,2	17,8±3×1,5	24,7±3×1,8
zus.	9,2±3×0,9	11,8±3×1,1	16,5±3×1,1	22,3±3×1,4

Gr.	a n		a (n)	
	♂	♀	♂	♀
I	3,5±3×1,3	9,0±3×2,9	—	2,0±3×1,4
II	6,7±3×1,5	14,5±3×2,5	1,0±3×0,6	2,0±3×1,0
III	6,7±3×1,5	17,7±3×1,6	2,5±3×0,6	7,2±3×1,1
zus.	6,0±3×1,0	16,0±3×1,2	1,6±3×0,1	5,4±3×0,8

Tab. D.

Gr.	n (d)		n d	
	♂	♀	♂	♀
I	6,0±3×1,7	3,0±3×1,7	12,5±3×2,4	6,0±3×2,4
II	5,7±3×1,3	3,5±3×1,3	5,3±3×1,3	4,5±3×1,5
III	4,7±3×0,8	2,8±3×0,7	5,0±3×0,9	3,2±3×0,7
zus.	5,2±3×0,7	3,0±3×0,6	6,5±3×0,8	3,8±3×0,6

Gr.	d n		d (n)	
	♂	♀	♂	♀
I	9,0±3×2,0	3,0±3×1,7	2,0±3×1,0	2,0±3×1,4
II	3,7±3×1,1	3,5±3×1,3	1,3±3×0,6	1,0±3×0,7
III	3,2±3×0,7	1,5±3×0,5	1,2±3×0,5	1,3±3×0,5
zus.	4,3±3×0,6	2,1±3×0,5	1,4±3×0,1	1,3±3×0,3

Tab. E.

Gr.	a (d) ♂	a (d) ♀	a d ♂	a d ♀
I	—	—	—	—
II	—	—	—	0,5±3×0,5
III	0,2±3×0,1	0,5±3×0,3	0,3±3×0,3	0,3±3×0,7
zus.	0,1±3×0,1	0,3±3×0,1	0,2±3×0,1	0,3±3±0,1

Gr.	d a ♂	d a ♀	d (a) ♂	d (a) ♀
I	0,5±3×0,5	—	—	—
II	—	0,5±3×0,5	—	—
III	1,2±3×0,3	0,5±3×0,3	0,3±3×0,3	—
zus.	0,7±3×0,3	0,4±3×0,1	0,2±3×0,1	—

Die folgende Tab. F gibt Personen an, bei welchen sich Merkmale von drei oder mehr Formen zeigten, ferner diejenigen, deren Merkmale hauptsächlich der M-Merkmalsgruppe angehörten.

Tab. F.

Gr.	eur. ♂	eur. ♀	+ m ♂	+ m ♀
I	26,5±3×3,1	17,0±3×3,8	4,5±3×1,8	6,0±3×2,4
II	26,0±3×2,5	12,5±3×2,2	1,3±3×0,6	0,5±3×0,5
III	26,0±3×1,8	15,3±3×1,5	2,5±3×0,6	1,0±3×0,5
zus.	26,6±3×1,3	14,9±3×1,2	2,5±3×0,5	1,4±3×0,5

Die Zahl der Personen mit Merkmalen dreier Merkmalsgruppen ist wohl in Wirklichkeit weit größer als gefunden, doch ist die Erkennung der Bestandteile ihrer rassischen Zugehörigkeit nach hier sehr schwierig, da viele wichtige Merkmale mehreren Gruppen eigen, andere unerkennbar überdeckt vorhanden sind. Die letzte Tab. F ist auch nur der Vollständigkeit halber gebracht.

Eine Zusammenstellung der verschiedenen Formen ergeben die Tab. G und H.

Tab. G.

Unter ♂ 1100, ♀ 900 fanden sich also

	♂	♀
Reinmerkmalige	2,6 ± 3 × 0,5	2,4 ± 3 × 0,6
vorwiegend Reinmerkmalige mit geringer nicht feststellbarer Beimischung	16,7 ± 3 × 1,1	14,3 ± 3 × 1,1
N-A-Mischformen	33,5 ± 3 × 1,4	55,5 ± 3 × 1,7
N-D- "	17,4 ± 3 × 1,1	10,3 ± 3 × 1,0
A-D- "	1,2 ± 3 × 0,3	1,1 ± 3 × 0,5
Mischformen aus drei oder mehr Merkmalsgruppen	26,1 ± 3 × 1,1	14,9 ± 3 × 1,2
Personen mit starkem Einschlag der M-Merkmalsgruppe	2,5 ± 3 × 0,5	1,4 ± 3 × 0,5

(Deutliche negroide Merkmale waren bei 4 Männern und einer Frau zu beobachten).

Tab. H.

Unter ♂ 785, ♀ 753, welche mur Merkmale zweier Erscheinungsformen aufweisen,

	♂	♀
erschien der N-Anteil überwiegend bei	77,4 ± 3 × 1,5	64,1 ± 3 × 1,8
" " A- " " "	11,8 ± 3 × 1,1	30,4 ± 3 × 1,7
" " D- " " "	10,7 ± 3 × 1,1	5,4 ± 3 × 0,8

Überblicken wir nun die Zahlen der obigen Tabellen, so fällt in der Verteilung der Rassenmerkmale über die beiden Geschlechter eine gewisse Regelmäßigkeit auf (selbst in allen einzelnen Spalten), welche sich wie folgt ausdrücken läßt:

Frauen weisen weit mehr Merkmale der A-Merkmalsgruppe auf als Männer. In den Spalten a n, a (n) und a finden sich doppelt bis dreimal soviel Frauen als Männer.

Die geschlechtsverschiedene Verteilung der D-Merkmale ist weniger eindeutig. Ich möchte annehmen, daß die Merkmale der D-Form sich mehr bei Männern als bei Frauen finden. Doch liegen hier die Zahlen noch zum Teil innerhalb der Fehlergrenzen. Hier muß erwähnt werden, daß die weibliche Haartracht gerade ein hervorstechendes Merkmal dieser Gruppe, den charakteristisch geformten Hinterkopf, oft nicht erkennen läßt, wie überhaupt die Merkmale dieser Merkmalsgruppe bei Frauen abgeschwächter erscheinen.

Die angewandte Methode, welcher es ja weniger auf die zuverlässige Stellung einer „Rassendiagnose" am Einzelnen gelegen ist, als vielmehr festzustellen, ob die Summe der einer Merkmalsgruppe zukommenden Merkmale einer größeren Anzahl von Personen bei beiden Geschlechtern gleich oder verschieden ist, ist freilich nicht geeignet, die Verteilungsunterschiede zahlenmäßig sicherzustellen. Es kann deshalb nur vermutet, nicht bewiesen werden, daß hierbei geschlechtsgebundene Rasseneigenschaften eine Rolle spielen [2]).

Es darf nun nicht unerwähnt bleiben, daß, wenn auch seltener, sich noch Merkmale einer fünften Erscheinungsform finden, welche sich dem durch die andern vier Merkmalsgruppen umschriebenem Bilde nicht recht einfügen wollen. Es handelt sich um die Merkmale eines zweiten, blonden, großen, langköpfigen Menschenschlages, von welchen Paudler annimmt, daß es sich um die helle Abart der eiszeitlichen Cro-Magnon-Rasse handelt, von ihm auch Dalrasse genannt, nach dem angeblich gehäuften Auftreten dieser Merkmale in der schwedischen Landschaft Dalarna. Charakteristisch hierfür soll die Verbindung eines langen Kopfes mit kurzem, breitem Gesicht (6?, 12?), starken, geradlinigen Augenbrauen (16 ?), langer, sehr schmaler Lidspalte, weit voneinander gestellten Augen, breiter Nase mit tiefsitzendem Ansatz, großem Mund (12), breitem, eckigem Kinn sein. Manche der von mir unter n (a) und n a Eingruppierten mögen vielleicht Züge dieser Form aufweisen (5, 6, 12, 16), und es ist keineswegs ausgeschlossen, daß ein Einschlag, der bei manchen Personen von der A-Form herrührend angenommen worden ist, eigentlich richtiger dieser fünften Gruppe zuzuschreiben wäre.[3])

Die Tabellen mögen ein ungefähres Bild von dem Aussehen der hiesigen Bevölkerung geben. Auf die Frage nach dem Aussehen der einheimischen Bevölkerung möchte ich — unter Berücksichtigung meiner Beobachtungen auf dem Lande — sagen: der hier bodenständige Teil der Bevölkerung gehört zur Gruppe N, n, n (a) und n a (gelegentlich auch wohl noch a n). Bei Einschlägen der D-Merkmalsgruppe (oder M) läßt sich in den meisten Fällen die Einwanderung der betreffenden Familie aus anderer Gegend feststellen. Ich hörte hier den Ausdruck „niedersächsisches Normalgesicht" in bezug auf ländliche Personen gebraucht. Diese Gesichtsform gehört nach meiner Einteilung in die Gruppen n (a), n a (lang-

---

[2]) Feststellungen dieser Art sind meines Wissens nur von Grieveson gemacht, dem auffiel, daß bei Neger-, Arabermischlingen die Männer mehr die Negermerkmale, die Frauen mehr die Arabermerkmale annehmen (zit. nach Scheidt, Rassenkunde).

Erst nach Abschluß meiner Zahlenreihen fand ich, daß Günther (Rassenkunde des deutschen Volkes) von Beobachtungen ganz ähnlicher Art berichtet.

[3]) In der Oldenburger Bevölkerung scheint mir aber dieser Einschlag doch nicht so deutlich und eindeutig hervorzutreten, um ihn mit meiner Methode der Einteilung erfassen zu können (Lenz: „Praktisch kann man daher m. E. das Gemisch aus nordischer und dalischer Rasse ruhig auch weiterhin als nordische Rasse zusammenfassen").

oder mittelköpfig, Augen grau bis blau, Haare blond [gelbblond], Gesicht breit, rundlich, mit meist eingebogener Nase, breiten Lippen), daneben wohl gelegentlich mit Einschlag der erwähnten fünften Gruppe. Reinmerkmalig nordische Menschen (mit allen Einzelheiten der Güntherschen Merkmalsbeschreibung) sind auf dem Lande hier noch in großer Zahl zu finden.

So gehört der in Abbildung 9 Dargestellte einer Familie an, welche seit Jahrhunderten väterlicher- und mütterlicherseits in Nordenham und Tossens im nördlichen Oldenburg ansässig ist, ohne daß Blutzufuhr aus anderer Gegend bekannt wäre. Die letzten 5 Generationen stammen ohne Ausnahme aus den beiden genannten Orten. Die in Abbildung 1, 2, 3, 4, 6, 7, 11, 13, 14 und 17 dargestellten Personen sind ebenfalls einheimisch und es bestehen keine Anhaltspunkte, daß fremdes Blut eingedrungen ist. Allerdings reicht die Erinnerung fast immer nur bis in die großväterliche Generation.

Hinsichtlich der sozialen Verteilung läßt sich sagen, daß keine sehr großen Unterschiede zwischen den einzelnen Gruppen bestehen. Das Überwiegen von A-Merkmalen in Gruppe III ist durch die erwähnte Zuwanderung aus östlichen Gegenden erklärt. Die Ausdehnung der Industrie hat sicherlich eine Vermehrung dunkler Rassenbestandteile gebracht. Man konnte immer wieder beobachten, daß die älteren Leute mehr Merkmale der N-Gruppe aufwiesen als die jüngeren.

Bemerken möchte ich noch, daß zur Fettleibigkeit neigende Personen fast immer irgendwelche Merkmale der A-Merkmalsgruppe zeigten. Der zur Rundheit, Weichheit der Formen, Untersetztheit neigende A-Merkmalskomplex — der pyknische Habitus (Kretzschmer) — steht ja auch äußerlich dem Bilde der Fettleibigkeit näher als die Erscheinungsformen der schlanken Rassen. Tatsächlich scheint zwischen der A-Merkmalsgruppe und dieser Krankheit ein Zusammenhang zu bestehen, wobei allerdings nicht vergessen werden darf, daß Fettleibigkeit ein krankhafter Zustand ist, welchem verschiedenen Ursachen zugrunde liegen können. Und mit dem gefundenen Ergebnis, daß Frauen mit ihren zur Rundheit und Weichheit neigenden Körperformen auch mehr die A-Merkmale mit ihrer Tendenz zum Breiten, Runden aufweisen (wie vielleicht das härter und eckiger gebaute männliche Geschlecht mehr den etwas hart und grob anmutenden Formen der D-Form zustrebt), mag ja dann die Tatsache in Parallele stehen, daß es etwa doppelt soviel fettsüchtige Frauen gibt als Männer. Dies mag ein erneuter Hinweis auf den möglichen Zusammenhang zwischen Rasse und dem System der Drüsen mit innerer Sekretion sein.

II.

Hatte ich im ersten Teil die Rassenmerkmale in ihrer Gesamtheit betrachtet und gefunden, daß unter den Geschlechtern verschiedene Verhältnisse herrschen, so will ich jetzt zwei Merkmale, die Augen- und die Haarfarbe, gesondert betrachten, um herauszufinden, ob sich auch an meinem Material Anhaltspunkte für das Bestehen geschlechtsgebundener Erbanlagen für Augen- und Haarfarbe finden, (wie es von Lenz nachgewiesen ist).

In der Art der Einteilung der Augen- und Haarfarben herrscht nun leider gar keine Einheitlichkeit, so daß sich die verschiedenen Statistiken nur schwer vergleichen lassen. Ich halte es deswegen für notwendig, die Art meiner Einteilung genauer anzugeben.

Zusammengefaßt sind einmal alle Augenfarben, welche sich vom pigmentärmsten, tiefen Blau (stahlblau), über graublau, blaugrau zum pigmentreicheren Grau abstufen. Diese Gruppe enthält keinerlei erkennbares braunes Pigment (abgekürzt „bl.gr.“).

Die zweite Gruppe („gem.") enthält die gemischtfarbenen Augen, d. h. Augen, deren Iris neben der blauen Farbe braunes Pigment in verschiedenster Verteilung und Menge enthält, ferner braune Augen mit blauem Randring, graugelbe und grüne Augen, also Pigmentierungen, welche mehr ein intermediäres Verhalten zeigen (soweit man bei polymer bedingten Eigenschaften von intermediärem Verhalten sprechen kann). Um mit andern Statistikern, welche nur zwischen „blau" und „braun" unterscheiden, vergleichen zu können, habe ich diese Gruppe aufgeteilt in „bl.br." und „br.bl.", je nachdem „blau" oder „braun" zu überwiegen scheint.

Die dritte Gruppe umfaßt die Farben, welche von gelbbraun über braun zu tiefstem dunkelbraun (schwarz) hinüberleiten („br.").

Zusammenfassend sind die Bezeichnungen „hell" („h." = bl.gr. und bl.br.) und „dunkel" („dkl." = br.bl. und br.) angewendet.

Die Einteilung der Haarfarben gestaltet sich schwieriger. Ich habe eine Einteilung gewählt, welche nicht nur nach „blond" und „braun" unterscheidet, sondern auch die besonderen Tönungen enthält, welche das Haar durch das Hinzutreten besonderer Farbkomponenten bekommt. Ich gehe aus von der Annahme, daß eine Gelb-, Rot- oder Aschfarbenkomponente zu jeder andern Haarfarbe hinzutreten kann. Diese Einteilung ist getroffen, weil neuerdings die Ansicht vertreten wird, daß es zwei blonde Rassen gibt, deren einer die gelbblonde (mit grauen Augen), deren anderer die aschfarbene (mit blauen Augen) Reihe zugehört (Paudler).

Meine Einteilung gestaltet sich also folgendermaßen, wobei die beigefügten Zahlen die entsprechenden Nummern der Fischerschen Haarfarbentafeln sind:

hellblond (h.bl.)	mit Gelbkomponente	16—21
	„ Aschfarbenkomp.	22—24
	„ Rotkomp. (i. d. F. T. nicht enthalten)	
mittelblond (m.bl.)	„ Gelbkomp.	10—15
	„ Aschfarbenkomp.	25—26
	„ Rotkomp.	1—2
dunkelblond (d.bl.)	„ Gelbkomp.	8—9
	„ Aschfarbenkomp. (nicht enthalten)	
	„ Rotkomp.	3
braun bis schwarz (br.)		4—7

Zusammenfassend sind auch hier die Bezeichnungen „hell" und „dunkel" gebraucht.

Die Bestimmung der Abtönungen ist nur bei Blonden vorgenommen (außer „Rot", welches sich leichter bei allen feststellen läßt), da die ohnehin schon schwierige Feststellung bei braunen und schwarzen Haarfarben fast unmöglich ist (kurzer Haarschnitt, Pflege [Einfetten], Beleuchtung).

Die gefundenen Zahlen für die Augenfärbung finden sich in der Tab. K, für die Haarfärbung in der Tab. L, für die Komplexion in der Tab. M.

Tab. K.

bl.gr.		gem.			
		bl.br.		br.bl.	
♂	♀	♂	♀	♂	♀
58,6±3×1,5	51,9±3×1,7	14,0±3×1,1	14,1±3×1,1	9,4±3×0,9	10,2±3×1,0

br. ♂	br. ♀	h. ♂	h. ♀	dkl. ♂	dkl. ♀
17,9±3×1,3	23,8±3×1,4	72,7±3×1,3	66,0±3×1,6	27,3±3×1,3	34,0±3×1,6

Tab. L.

h.bl. ♂	h.bl. ♀	m.bl. ♂	m.bl. ♀	d.bl. ♂	d.bl. ♀
7,6±3×0,8	7,2±3×0,8	29,9±3×1,4	31,6±3×1,6	25,5±3×1,3	26,9±3×1,5

br. ♂	br. ♀	h. ♂	h. ♀	dkl. ♂	dkl. ♀
37,0±3×1,5	34,3±3×1,6	63,0±3×1,5	65,7±3×1,6	37,0±3×1,5	34,3±3×1,5

Tab. M.

		♂	♀
Kombination:	blau bis graue Augen, blonde Haare bei	46,6 ± 3 × 1,5	44,8 ± 3 × 1,5
„	braune Augen, blonde Haare bei	4,2 ± 3 × 0,6	6,8 ± 3 × 0,8
„	blau bis graue Augen, braun bis schwarze Haare bei	12,9 ± 3 × 1,0	9,0 ± 3 × 0,9
„	braune Augen, braun b. schwarze Haare bei	15,1 ± 3 × 1,1	16,8 ± 3 × 1,2
„	gemischtfarbene Augen, blonde Haare bei	12,2 ± 3 × 1,0	13,3 ± 3 × 1,1
„	„ „ , braun bis schwarze Haare bei	9,0 ± 3 × 0,8	9,3 ± 3 × 0,9

Die überwiegende Mehrheit der Blonden enthält die Gelbkomponente, nur bei ♂ 6,9, ♀ 6,3% der Blondhaarigen ließ sich die Aschfarbenkomponente — mehr oder weniger vorhanden — feststellen. Sehr häufig nämlich findet sich gelb- und aschblondes Haar bei ein und derselben Person, und zwar sind dann einzelne Haarbüschel aschblond, andere gelbblond, oder es ist der Wurzelteil des Haares aschblond, das Ende gelbblond. Rein aschfarbenes Haar fand ich hier nur ganz selten. Die Rotkomponente fand sich bei ♂ 2,7, ♀ 2,9% (aller Untersuchten).

In unserem Falle scheint es also mehr dunkeläugige Frauen als Männer zu geben. Über Verschiedenheit in der Haarfärbung läßt sich nichts aussagen. Daß man aber nicht allgemein von einer Affinität der weiblichen Iris zu „dunkel" sprechen kann, geht aus gegenteiligen Feststellungen aus anderen Gegenden hervor. Ich mache deshalb einen Versuch, anzugeben, ob dunkles Pigment, je nachdem ob es Merkmal der A-Form oder der D-Form zu sein scheint, sich nicht vielleicht hinsichtlich seiner Erbweise verschieden verhält. Ich stelle deswegen die Augen- und die Haarfarbe aller N-A-Mischformen einerseits, die der N-D-Mischformen andererseits in der Tab. N zusammen.

Die Feststellung, welcher Merkmalsgruppe der dunkle Farbstoff als Merkmal zuzurechnen ist, ist selbstverständlich mit Sicherheit nicht zu treffen. Wenn aber z. B. bei einem Menschen mit Merkmalen der N- und A-Form sonst keinerlei Hinweise auf das Vorhandensein anderer Merkmalskomplexe hindeuten, so ist sein dunkler Farbstoff als „a.dkl." (entsprechend „d.dkl.") zur Aufzeichnung gelangt

Tab. N.

	b. ♂	b. ♀	a. dkl. ♂	a. dkl. ♀
Augenfarbe . .	69,6±3×2,4	54,5±3×2,2	30,4±3×2,4	45,5±3×2,2
Haarfarbe . . .	51,1±3×2,6	43,2±3×2,2	48,9±3×2,6	56,8±3×2,2

	b. ♂	b. ♀	d. dkl. ♂	d. dkl. ♀
Augenfarbe . .	53,6±3×3,6	56,1±3×5,2	46,4±3×3,6	43,9±3×5,2
Haarfarbe . . .	23,5±3×3,1	34,1±3×4,9	76,5±3×3,1	65,9±3×4,9

Die Zahlen vorstehender Tabelle machen es wahrscheinlich, daß sich der dunkle Farbstoff seiner Vererbungsweise nach verschieden verhält. Bei den N-A-Mischformen sind die Frauen — sowohl in bezug auf Augen- wie Haarfarbe — dunkler als die Männer, bei den N-D-Mischformen liegen die Unterschiede noch innerhalb der Fehlergrenzen.

An dieser Stelle bringe ich noch eine zweite Tabelle, welche einer früheren Arbeit entstammt und an größtenteils anderem Material gewonnen ist. Während in der Tabelle N jeder braune Farbstoff der Iris, also auch der Farbstoff der gemischtfarbenen Augen zu bestimmen versucht worden ist, ist in der Tabelle O bei den Augenfarben nur der dunkle Farbstoff der Gruppen „br.bl." und „br." zur Aufzeichnung gelangt, hingegen bei den Haarfarben „dunkelblond" als „dunkel" angenommen (ausgehend von der Annahme, daß „dunkelblond" durch Mitwirkung von Erbanlagen dunkler Rassen zustande gekommen ist).

Tab. O.

	b. ♂	b. ♀	a. dkl. ♂	a. dkl. ♀
Augenfarbe . . .	86,0±3×2,0	65,4±3×2,3	14,0±3×2,0	34,6±3×2,3
Haarfarbe	53,4±3×2,9	44,6±3×2,6	46,6±3×2,9	55,4±3×2,6

	b. ♂	b. ♀	d. dkl. ♂	d. dkl. ♀
Augenfarbe . . .	65,1±3×3,3	69,7±3×4,4	34,9±3×3,3	30,3±3×4,4
Haarfarbe	36,3±3×3,3	41,1±3×4,9	63,7±3×3,3	58,9±3×4,9

Auch hier anscheinend (bei der verhältnismäßig kleinen Anzahl der Untersuchten sind die Zahlen nicht beweisend) dieselben eigentümlichen Verteilungsunterschiede. Also auch meine Zahlen machen es wahrscheinlich, daß die der A-Form angehörende Menschengruppe (wiewohl der ganze Komplex der mongoliden Rassen)

geschlechtsgebundene Erbanlagen für dunklen Farbstoff enthält. Die Unterschiede der N-D-Formen liegen allerdings noch innerhalb der Fehlergrenzen.

Aus dem Verhältnis der Zahlen für männliche und weibliche Braunäugige wird man bei einer helldunklen europäischen Bevölkerung also gewisse Rückschlüsse auf deren rassische Zugehörigkeit machen können[4]).

Es wäre noch zu prüfen, ob Feststellungen aus anderen Gegenden diese Schlüsse stützen. Ich füge einige Ermittlungen über das Zahlenverhältnis braunäugiger Männer und Frauen anderer Gegenden zusammen:

	♂	♀
Schweden (Lundborg)	5,2	11,2
Finnen „	6,3	11,3
Lappen „	34,0	49,1
Faröer (Jörgmann)	6,4	10,5
Altei (Hilden)	10,4	90,1
Baden (Gelpe)	37,0	45,0
Kuhländchen (Staffe)	39,04	37,17
England (Hrdlička)	37,0	36,0
Bulgaren (Wiazemsky)	62,0	74,0
Serben („)	71,0	66,0

Die Zahlenangaben betreffen eine Bevölkerung mit mehr oder weniger mongolidem Einschlag (also einer Rasse, welche zu der von mir als A-Form bezeichneten Merkmalsgruppe in Beziehung steht) und zeigen das Überwiegen der Dunkeläugigkeit im weiblichen Geschlecht. Anders aber ist das Verhältnis der Dunkeläugigen im Kuhländchen und in Serbien, wo wir doch wohl auch eine starke Beimischung der D-Form annehmen können, und in England, dessen Bevölkerung ja vorwiegend nordisch-mittelländisch ist. Im wesentlichen scheinen also diese Zahlenangaben mit meinen Befunden in Übereinstimmung zu stehen.

Auch meine Untersuchungen machen das Vorhandensein geschlechtsgebundener Erbanlagen für Augen- und Haarfarben wahrscheinlich. Daß aber nicht nur bei Ausbildung der Färbungsmerkmale, sondern auch bei andern Merkmalen europäischer Rassen vielleicht geschlechtsgebundene Erbanlagen eine Rolle spielen, dafür glaube ich gewisse Anhaltspunkte gegeben zu haben (ohne nun die betreffenden Merkmale im einzelnen nennen zu können)[5]).

* * *

Nachtrag: Nach Fertigstellung des Aufsatzes bekomme ich die Arbeit von Springer und Müller: „Sozialanthropologische Beobachtungen" im „Arch. f. Rasse- und Gesellschaftsbiologie", Bd. 16, Heft 1 zu Gesicht. Die Verfasser haben hier in der Spalte „vorwiegende Rassenelemente" ebenfalls eine Art „Rassendiagnose" versucht. Wenn es sich auch nur um 67 Fälle handelt, so fällt doch auch hier ein anscheinend vorhandener Unterschied in der Verteilung der Rassenmerkmale auf die beiden Geschlechter auf. Ganz auffallend ist es, wie häufig den weiblichen Personen die Bezeichnung O = „ostbaltisch" (Günther) gegeben ist. Offenbar enthält dieser Merkmalskomplex doch eine Reihe von Merkmalen, die ich — bei Nichtzugrundelegung einer solchen Merkmalsgruppe — meiner A-Form zurechnen müßte.

---

[4]) Der Günther'sche Satz (Rassenkunde des deutschen Volkes): „... die Töchter eines Mischgeschlechtes folgen mehr der dunkleren, die Söhne mehr der helleren Rasse", würde also meiner Vermutung nach nicht allgemein, sondern nur für eine „nordisch-ostische" (in der Güntherschen Bezeichnung) Mischbevölkerung gelten, während es in „nordisch-dinarischen" Gebieten umgekehrt zu sein scheint.

[5]) In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß Frets geschlechtsgebundene Erbanlagen für Brachycephalie — einem Merkmal der A-Form also — gefunden zu haben glaubt.

Für vielerlei Hinweise bei Abfassung der Arbeit bin ich Herrn Dr. Walter Scheidt-Hamburg zu großem Dank verpflichtet.

* * *

Schriften.

Martin, R., 1914, Lehrbuch d. Anthropologie. Baur-Fischer-Lenz, 1923, Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre u. Rassenhygiene. Scheidt, W., 1925, Allgemeine Rassenkunde. Paudlet, F., 1924, Die hellfarbenen Rassen usw. Kraitschek, G., 1924, Rassenkunde. Günther H., 1925, Rassenkunde des deutschen Volkes, 7. Aufl. Lenz, F., Über geschlechtsgebundene Erbanlagen f. Augenfarbe. Arch. f. Rassen- u. Ges.-Biologie, Bd. 13. Lenz, F., Über dominantgeschlechtsbegrenzte Vererbung u. d. Erblichkeit d. Basedowdiathese. Arch. f. Rassen- u. Ges.-Biologie, Bd. 13. Lenz, F., Muß das Nachdunkeln d. Haare als Dominanzwechsel aufgefaßt werden? Arch. f. Rassen- u. Ges.-biologie, Bd. 16. Groß, K., Über Vererbung v. Augen- u. Haarfarben u. d. Zusammenhang beider. Arch. f. Rassen- u. Ges.-Biologie, Bd. 13. Staffe, A., Untersuchungen über d. Augen- u. Haarfarbe d. Schulkinder d. Kuhländchens. Arch. f. Rassen- u. Ges.-Biologie, Bd. 14.

Körperliche Merkmale im westfälischen Volksmunde.

Von Paul Sartori, Dortmund.

Niemand wird wohl behaupten wollen, daß es dem Westfalen an Mannigfaltigkeit und Fülle des Ausdruckes fehle, wenn es gilt, die Mängel des Nächsten zu kennzeichnen. Nicht als ob er ein besonderes Vergnügen daran fände, sich über Gebrechen lustig zu machen, für die der andere nichts kann, weil sie ihm von der Natur mitgegeben sind und er sie nicht zu ändern vermag. Da ist es eigentlich nur der Schieler, der selten dem Spott entgeht. Er heißt Lurks, Schiälewippopp, üöwerkäppsk, 'n schiälen Habakuk (von gucken); er „kiekt met dat rechte Auge in de linke Westentaske". Aber diese besondere Beachtung hat wohl ihren Grund mit darin, daß der Schielende mit besonderen Kräften begabt scheint. Er ist von Gott gezeichnet, man muß sich vor ihm in acht nehmen. Mancher Bauer zieht seine Pferde in den Stall zurück, wenn ihm morgens beim Aufbruch zum Acker ein schielendes Weib begegnet. Von einer jungen Frau in Ampen bei Soest wird erzählt, daß sie einst eine andere wegen ihres Schielens höhnte; das nächste Kind, das sie kriegte, schielte auch.

Sonst sind es aber meist geistige und sittliche Ansprüche, deren Nichterfüllung zum Tadel reizt. Für Geiz und Habgier, plumpe Ungeschliffenheit und polternde Hitzköpfigkeit, großmäulige Prahlerei, alberne Tölpelhaftigkeit, Unzuverlässigkeit, Leichtsinn, Faulenzerei und Unreinlichkeit fehlt es nicht an bezeichnenden Schelten. Für all diese üblen Eigenschaften wird der einzelne durchaus verantwortlich gemacht und muß sich das entsprechende Rügeurteil gefallen lassen, so sehr auch sonst der Bauer geneigt ist, die Artung der Kinder nach den Eltern zuzugeben und das in zahlreichen Bildern und Redensarten zum Ausdruck bringt: „Dat is em angebuoren äs de Sueg dat Wöhlen" — „Uhlen bröet Uhlen" — „Wat von Apen kümp, will lusen, wat von Katten kümp, will musen" — „Art läött nich von Art, de Katt läött dat Musen nich" — „De Tacken art't nao'n Stamm" — „So de Baum, so de Twissel" — „Van Müse kritt mä Müse" — „Krätzige Püötters giett krätzige Krappels un bellerige Ollen rappelige Blagen" — „Alle Blagen rukt no iähre Haime". Ferdinand Krüger hat die Macht der Vererbung zur

Grundlage seines leider unvollendeten Romans „Järwschaden“ gemacht. Findet einmal eine Ausnahme statt, so heißt es: „Wenn mä dä Kauh nich so guot kännte, soll mä nich glöiwen, dat dat iähr Kalw wör“. Niemand entgeht dieser Macht. „Dat sitt dor in de Pöste“ meint man im Münsterlande. Und schon Eberhard Tappe aus Lünen sagt im 16. Jahrh.: „Art will von arde nicht, dat unkruyt will uyth dem garden nicht“.

Auch die vielen Neckereien, mit denen sich die einzelnen Orte untereinander aufziehen und foppen, haben selten Körperliches im Auge. Wohl fallen Eigentümlichkeiten der Sprache stark auf und reizen zum Spott. In Medebach, Niedersfeld und der nächsten Umgegend die singende Redeweise und mehr noch die sonderbare Art der Frage, die den Ton immer auf das erste Wort legt (biste do gewiäsen?). Die Drolshagener und die Olper machen sich gegenseitig über ihre Mundart lustig. Für die Hallenberger, bei denen die fränkische, mitteldeutsche Sprache über ihre sonstige Grenze hinausgesprungen ist, hat man den Mustersatz geprägt: „Tas Halleperger Pier, tas is küt Pier, tas trückt eim' tie Oegen zü“. In Silbach an der Namenlose ist noch heute das Platt der Harzer Einwanderer erkennbar, die den Ort gegründet haben. Das sogenannte Au-Land im kölnischen Sauerlande hat diesen Namen erhalten, weil man dort au sagt statt ug (= euch), z. B. „Bu gait et au?“ Die Hörder werden von den Dortmundern Knappiulen genannt, wohl deshalb, weil zwischen den beiden Nachbarstädten die Grenze zwischen dem Echtwestfälischen und dem sog. Engrischen verläuft, dem neben andern auch der Doppellaut iu eigentümlich ist. So fällt es auch auf, daß in Hagen (Bez. Osnabrück) gesprochen wird wie in dem ebenfalls bereits dem Engrischen angehörigen Unna. Sauerländer und Münsterländer achten wohl auf die Verschiedenheit ihrer Laute und Worte. In Gütersloh galten früher die „Büscher“ (Bewohner des „Busches“ in der Gegend der jetzigen Berliner Straße) als die Rauhbeine der Stadt und waren auch an gewissen Spracheigentümlichkeiten kenntlich. Im übrigen, wie gesagt, sind körperliche Merkmale nicht Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit. Viel mehr Genugtuung bereitet es, von Nachbarn Geschichten zu erzählen, die ihnen den Makel einfältiger Beschränktheit anheften. Daneben glauben gewisse Gegenden auf den höheren und über das jedem Westfalen ohne weiteres zugebilligte Maß (man denke an die Sagen von seiner Erschaffung!) noch hinausgehenden Grad von Grobheit hinweisen zu dürfen, der angeblich bestimmten Bewohnern der näheren oder weiteren Umgebung anhaftet. Meerhof bei Fürstenberg (Kr. Büren) heißt Gruew-Märe (Grob-Meerhof). In der Gegend von Velmede-Bestwig sagt man „Bey Antfelle (= Antfeld) am langen Buschke (dem Schloßpark) fangen andere Luie an“ (nach Altenbüren zu). Die Leute auf der Hochebene galten für gröber. In Assinghausen, Bruchhausen usw. bezeichnet man einen Grobian mit der Wendung: „Hai is von Breylen (Brilon); in noch höherem Grade: „Hai is von hinger (= hinter) Breylen“; damit meint man Madfeld.

Auch an den landfremden Bevölkerungsteilen scheinen körperliche Kennzeichen nicht gerade besonders beachtet zu werden. Die vielen Ausländer, die früher das Industriegebiet überschwemmten, erregen wohl eine gewisse Aufmerksamkeit, aber ihr Äußeres gibt zu besonderen Anmerkungen keine weitere Anregung. Höchstens der Pole muß allerlei abfällige Bemerkungen einstecken, und wenn man den letzten, feuchten Tabaksrest in der Pfeife als „Pollak“ bezeichnet, so will man damit jedenfalls nichts Schmeichelhaftes zum Ausdruck bringen. Die Juden werden als Christenfeinde und Zauberer hingestellt, in vielen Schwänken und Anekdoten zum



besten gehabt, wegen ihrer Ablehnung des Schweinefleisches verspottet und als geriebene Handelsleute halb verachtet, halb beneidet, aber ihr körperliches Aussehen liefert weniger Anlaß zu Bemerkungen. Nur die Sprache fordert auch bei ihnen in weitgehendem Maße Aufmerksamkeit und Spott heraus, aber auch Nachahmung, und die meist aus dem Judendeutsch gespeiste Händlersprache ist, wie namentlich das sog. „Schlausmen" im Sauerlande zeigt, nicht ohne Einwirkung auf die Volkssprache geblieben. Die Zigeuner endlich sind besonders als Zauberer berüchtigt. Eine „Wickehotse" ist eine verschrumpfte, wahrsagende Zigeunerin. Der „Heidenkönig", von dessen Grab namentlich in Sagen des westlichen Westfalens viel erzählt wird, ist wohl gewöhnlich als Zigeunerfürst gedacht. Auch an den heimatlosen „Köttenkerlen" (vagabundierenden Kesselflickern, Zigeunern) des südlichsten Sauerlandes (sie heißen auch Meckese) wird wohl die Unsauberkeit, Liederlichkeit, Unehrlichkeit und zerfetzte Armut in starken Farben ausgemalt, aber kaum etwaige leibliche Besonderheiten.

Nach diesen etwas weitläufig geratenen Vorbemerkungen wollen wir nun einen kurzen Blick auf die Meinungen werfen, die das westfälische Volk von den wichtigsten körperlichen Merkmalen der eigenen Stammes- und Religionsgenossen hegt und in seiner Art zum Ausdruck bringt.

Vom Eigentümer einer großen Nase sagt man in Dortmund: „He hätt twäimål hier! geraupen". Im Münsterlande und im Osnabrückischen wie in der Soester Börde kennzeichnet diesen Besitz — freilich mit etwas spöttischem Unterton — das Bild: „En grauten (oder schoinen) Giewwel ziert dat Hus". In der Tat haben die hochwüchsigen, langschädligen und schmalgesichtigen Schulten der Börde gewöhnlich auch eine lange, etwas gebogene Nase aufzuweisen, und an den münsterländischen Adeligen hebt Annette v. Droste neben den überaus lichten Augen, der weißen Haut und den „Kinderlöckchen" auch die „starke Adlernase" hervor. Dagegen deutet eine spitze Nase, verbunden mit einem entsprechenden Kinn, bei Frauen auf nichts Erfreuliches: „Spitze Naes' und spitzet Kinn, dar sitt de lebendige Düwel in" heißt es im Münsterlande, wogegen das Grübchen in Kinn und Wangen eines frischen Mädchens angenehm auffällt: „En Kühlken in't Kinn un in de Backen hört to de sieben Schönheiten". „Kühlken in't Kinn kregeln Sinn, Kühlken in de Backen, Schelm in'n Nacken". In der Soester Börde unterscheidet man freilich: „Kügelken im Kinn hätt wuat Gudes im Sinn; Kügelken in dei Backe is ne olle Dorbschladacke".

Vom Ohre ist kaum die Rede. Große sollen auf Dummheit, kleine auf Geiz schließen lassen. Ein bloßer Scherz, zu dessen erster Hälfte der Esel als Vorbild gedient hat.

Oft wird die stattliche Figur des Westfalen hervorgehoben. Franz Jostes ist jedoch der Meinung, daß die arbeitende Landbevölkerung ihm kaum zu diesem Rufe verholfen haben könne, wenigstens nicht, so lange noch alle Arbeit ohne Maschinen, im Winter und Sommer mit der Hand verrichtet werden mußte. Es stimme dazu auch nicht, was an alten Kleidungsstücken übrig geblieben sei; es habe große Mühe gekostet, Personen zu finden, die schlank genug waren, um hineinzupassen. Wo der Boden besondere Mühe bereite, sehe man das auch dem lebenden Geschlechte noch an: ein Bentheimer Bauer mit Waden sei auch heute noch eine seltene und auffallende Erscheinung. Doch rühmen an den Bürgern der Stadt Münster des 16. und 17. Jahrhunderts sowohl Hermann Kerssenbroik wie Adamus Adami, der Korveyer Gesandte zum westfälischen Frieden, große Statur, letzterer auch Wohlbeleibtheit (angeblich infolge reichlichen Genusses von Bier

oder Keut). Auch A. von Droste nennt den Münsterländer groß, fleischig, aber selten von großer Muskelkraft. Vom Sauerländer sagt sie in ihrer bekannten, freilich stark angefochtenen Schilderung der „drei Hauptfarben“ Westfalens, er sei „ungemein groß und wohlgebaut, vielleicht der größte Menschenschlag in Deutschland, aber von wenig geschmeidigen Formen; kolossale Körperkraft ist bei ihm gewöhnlicher als Behendigkeit anzutreffen“. Über den Paderborner dagegen äußert sie sich: „nicht groß von Gestalt, hager und sehnig, mit scharfen, schlauen tiefgebräunten und vor der Zeit von Mühsal und Leidenschaft durchfurchten Zügen, fehlt dem Paderborner nur das braunschwarze Haar zu einem entschieden südlichen Aussehen“.

Jetzt bezeichnet man wohl einen überlangen Menschen als langen Löns, Laban, Schlodubbelt, einen von hervorragender Größe und Stärke (aber auch Plumpheit und Grobheit) als „en flaemsken Kaerl“. Es heißt auch: „Klein un kregel es better as en langen Flegel“ und „De Grötte dôt’t alleene nich, süß könn de Koh wol’n Hasen fangen“. Aber körperliche Stattlichkeit wird doch am Manne geschätzt, und jedenfalls hat ein kleiner, untersetzter Mensch, ein Drüks, Krucks, Backowendesker (= der im Backofen dreschen kann), ein Kiwitt oder ’ne Ime (Biene), wenn es mal ans Schimpfen geht, auf geringe Schonung zu rechnen. Mit welch sprudelnder Erfindsamkeit auch nach dieser Richtung hin der Volksmund sich Luft macht, zeigt F. W. Grimme in einem seiner lustigen Schwänke in Sauerländer Mundart. Hännes ist der kleinste Mann im Dorfe, „’ne Keerel ase ’ne Putällgenproffen“. Er muß daher bei einem Zank folgende Blütenlese über sich ergehen lassen: „... diu krotzige Junge... diu Krüpel! diu Untermaaß, diän se byi der Musterunge te Bryilen (Brilon) vamme Rotse (Rathaus) schmieten het! diän syine M’riggelyisebeth imme Beddestrauh verluaren hiät! dai terjohren (im vorigen Jahre) Hiärwest in Verlüß was (verloren gegangen war) un tüsken den Schwyinetuffeln funnen se’ne wier! dai der Maged füär den Beßmen kam, un sai kiährte ’ne met riut op de Miste!“ Mancher empfindet auch selbst seine Kleinheit als einen Nachteil. Ein Herr aus Ampen bei Soest wanderte, wie er mir erzählte, einmal mit einem kurzgewachsenen Landsmann zusammen. Als dieser längere Zeit ohne ein Wort zu sprechen, neben ihm hergegangen war und seinen Freund hatte reden lassen, fragte dieser endlich, warum er denn so schweigsam sei. Da antwortete jener: „Ik wull, dat ik so greaut wör wie du“. Er heiratete später eine ansehnliche Litauerin und kriegte zu seiner Freude Kinder, die ihm weit über den Kopf wuchsen.

Bei Frauen dagegen hat ein langer Wuchs seine Bedenken. Man erkennt freilich an: „En graut Fraumensk is ’ne halwe Ledder in Huse“; aber man sagt (im Hönnetal) von langen „Frauluien“: „An saume (so einem) gräuten is in der Riegel en Emne fiul an“, und wenn gar im Hause einer solchen nicht alles ganz sauber ist, so heißt es gleich: „Ja, de kann sik nit guet bücken“. Nur ein Dorf gibt es in Westfalen, Amelsbüren bei Münster, von dem es preisend heißt: „Graute Wiwer, lange Schüren Sind de Staot van Amelsbüren“. Im übrigen geht durch ganz Westfalen mit geringen Abänderungen der Spruch: „Lang und schmal hiät kein Gefall, Kort und dick hiät kein Geschick, En Miäken van de Mittelmoaten Goit am wackersten öwer de Stroaten“. Oder auch: „Allte lang hiät keinen Gang“ oder: „Lang un slank hiät Vergang“. Im Braunschweigischen wird — nebenbei bemerkt — ein Unterschied zwischen Stadt- und Landbevölkerung angedeutet in dem Verslein: „Slank un mâr dat let râr, Kort un dick hat nein Geschick (oder: is Bûern Geschick), Awer son Mâken von mîner Mâte Dat zîrte ganſſe (Steimksche)

Sträte". Und im Allgäu heißt es geradezu: „Kurz und dick ist Baurezwick, Schlank und rân ist Stadtpersân".

Am Münsterländer bewundert A. v. Droste ganz besonders die blendendweiße und rosige Hautfarbe, die den Sonnenstrahlen bis ins überreife Alter Widerstand leiste. Von einer das Münsterland besuchenden Rheinländerin mit dunklen Haaren und Augen meint sie daher, sie nehme sich aus wie eine Burgundertraube, die in einen Pfirsichkorb geraten sei. Auch hebt sie das schnelle Erröten der zarten Haut hervor. Wie anders lautet dagegen das Urteil eines kundigen und gut beobachtenden Landarztes, Dr. Hermann Hartmann, der in Lintorf nördlich vom Wiehengebirge wirkte, über die Leute etwa zwischen Osnabrück und Minden. „Der Landmann," sagt er, „ist, weil er allem Wind und Wetter preisgegeben ist und die Pflege seiner Haut aus angeborener Scheu vor dem Wasser vernachlässigt, sehr dickfellig. So ist denn auch sein Antlitz nicht mehr imstande, dem, was in seinem Innern vorgeht, als Spiegel zu dienen, und ein Rotwerden auf den Bauerngesichtern gehört ebenso zu den seltenen Vorkommenheiten wie das Alpenglühen in der Schweiz. Selbst bei jungen, blühenden Landmädchen ist das Erröten selten und dann immer eher der Ausfluß eines freudigen Schreckens als der verletzten Scham."

Zu der weißen Haut kommen beim Münsterländer die lichtblauen Augen, die A. von Droste namentlich am Adel und als auffallendes Kennzeichen der „Spökenkieker" hervorhebt. Doch spricht sie ihnen den kräftigen Ausdruck ab, während sie den langbewimperten blauen Augen des Sauerländers den Glanz und den dunklen Blick der schwarzen zuerkennt. Blaue Augen, weiße Haut und blonde Haare sind übrigens auch im Minden-Ravensbergischen durchaus überwiegend. Dem Volke im Münsterlande gelten die blauen Augen als „gemain, nit raor", während es im Hönnetale heißt: „Himmelblo, do laupet se (nämlich die Jungens) no". Auch deutet das blaue Auge auf Treue und Zuverlässigkeit. Die schwarzen, die als unergründlich gelten (dunkel as usen Härguod sine Wiäge), sind vielbegehrt. Graue Augen kennzeichnen ihren Besitzer als schlau, grüne als falsch (âs 'ne Katte), braune als schelmisch. Doch fällt in glänzend braunen Augen nicht selten etwas Stechendes auf, das wohl gar den Gedanken an den bösen Blick wachrufen kann. So hört man wohl die Meinung äußern, daß Träger des Familiennamens Quade in der Grafschaft Mark, die solche Augen aufzuweisen haben, ihren Namen jener üblen Eigenschaft zu verdanken hätten (kwâd = böse, schlecht). Zusammengewachsene Augenbrauen verraten Energie, sind aber häufig auch ein Kennzeichen der Werwölfe und Hexen.

Lichtbraunes oder blondes Haar herrscht im Sauerlande vor. Erst recht bei den Münsterländern, und man trifft, wie A. v. Droste sich ausdrückt, „alte Flachsköpfe, die vor Blondheit nicht haben ergrauen können". Für die „Vorschauer" ist auch das hellblonde Haar kennzeichnend. Eingeborene des Industriegebietes, die seit längerem in der Ferne wohnen und nur gelegentlich zum Besuch kommen, betonen mit einer gewissen Wehmut, daß sie verhältnismäßig selten mehr die blondhaarigen und blauäugigen, stolz und prachtvoll gewachsenen Geschöpfe sähen, die sie an ihre Mütter, Schwestern und die Bekannten ihrer Jugend, ja beinah an alle Frauen von damals erinnerten. Häufiger geworden seien die kleineren, wenn auch noch immer gut mittelgroßen Gestalten mit dunklerem Haar, die man die Frauen der „Mark" nannte und die früher mehr nach Westen hin heimisch waren. Im westfälischen Volksliede macht das „blondgelockte Haar", das gelegentlich auftaucht, doch mehr den Eindruck einer formelhaften Redensart. Im Mittelalter galt das helle Blond, val oder gel genannt, für die schönste Haarfarbe,

und wenn in einem westfälischen Schwankverschen aus Brakel das Mädchen die hl. Anna bittet, ihr bald zu einem Manne zu verhelfen und ihr den Gewünschten mit den Worten schildert: „He wuhnt var'm Suttmerdore, Het gele Hore, Du kennst'n ja wull", — so will sie damit doch wohl einen Vorzug des Geliebten zum Ausdruck bringen. Ein mehr nüchterner Sinn freilich hat im Münsterlande das Wort geschaffen: „För de giälen Haor giff kin Menst wat".

In der Bauerschaft Seeste b. Westerkappeln (Bez. Münster) hat die altsässige Bevölkerung neben einer fremdartigen Aussprache dunkle Augen und dunkelbraunes Haar. So zeigen auch eine Anzahl Dörfer des Bez. Minden rechts der Weser gegenüber von Vlotho (Uffeln, Holtrup, Vennebeck, Costedt, Holzhausen, Möllbergen, Veltheim, Eisbergen, Lohfeld) eine Bevölkerung mit dunklen Augen und Haaren, die sich von der des gegenüberliegenden Ufers auch durch äußere Lebendigkeit und Munterkeit unterscheidet. Diese Gruppen fallen in ihrer blonden Umgebung ohne weiteres auf. In der Soester Börde sind die meisten in der Jugend blond, aber ihr Haar bräunt sich später. Das „schwarzbraune Mädchen" aber, das im westfälischen Volksliede immerhin öfter als das blonde hervorgehoben zu werden scheint, hat diesen Vorzug doch wohl eher der Fremdartigkeit zu verdanken, wenn es nicht auch eine bloß übernommene Redensart ist.

Schwarze Haare bei Frauen sind verdachterregend und unliebsam. „O, dat olle schwarze Rachel dat daugt nit" hört man wohl. Man schimpft: „Olle swatte Hexe! Dat is'n swarten Ülk (= Iltis), ne swarte Riäbe (= Rabe)". Ob die Kiersper ihren Beinamen Rauk, Riäuker (= Krähen, Dohlen) der Haarfarbe zu verdanken haben, kann ich nicht sagen. In Ostönnen bei Soest wohnt ein Geschlecht namens Oevel in mehreren Familien, die alle schwarzhaarig und dunkeläugig sind. Da der Name „Übel" bedeuten kann, so ist er vielleicht dem erstlich erwähnten „Quade" zu vergleichen. Sonst deutet eine schwarze Haarfarbe bei Männern auf Tatkraft und forsches Wesen. Von einem Sauerländer Bauern, einem „durraweln Vullspann" sagt F. W. Grimme in einem seiner Schwänke: er „kaik vernyinig (=giftig, erbost) unner syinen schwarten Lössen (= Locken) riut in de Welt". Die sauerländische Sage erzählt vom schwarzen Benno, einem Raubritter beim Klusenstein im Hönnetale, und vom Junker Heinrich dem Schwarzen in Arnsberg. Auch Widukind soll ja schwarzhaarig gewesen sein — freilich nach einer um 300 Jahre späteren Überlieferung.

Krause Haare deuten bei Mädchen und Frauen auf einen krausen Sinn. „De hätt kriuse Hoar" heißt so viel wie: „nimm dich in acht vor ihr". Überall bekannt im nördlichen Westfalen ist der Spruch: „Kruse Hoar un krusen Sinn Sitt de Duwel midden in" oder: „Kruus Hår, krusen Sinn. De Dullkopp sitt derin" (Emsland) oder: „Dä mett dä Krüllen Häd en äigenen Willen" (Essen). Etwas anderes ist es freilich wieder mit den gelben Locken. Das beim Pfingstumzug in Lembeck von der Jugend gesungene Lied beginnt: „Pingstebrout is utgegoahn Van hier no doar Met de geele kruse Hoar usw." Und auch wenn das Recklinghauser Volkslied anhebt: „Anna saß auf einem Stein und kämmte sich ihr krauses Haar" sind lange, schöne Locken gemeint. „Ro'e (= rote) Bäckskes, kruse Haor un witte Büöste, de hallet (bedraiget) alle Manslü' feste", heißt es im Münsterlande. Bei Männern hat das krause Haar etwas Elegantes oder auch etwas Geckenhaftes, je nach den Augen, die es betrachten. Einem willkommenen Bewerber gilt bei Grimme das Lob: „Dat wör 'ne ganz scharmanten Burssen met kriusen Horen un stracken Bäinen". Aber die Holthövelsche in F. Krügers ‚Rugge

Wiäge' fährt den Freier ihrer Tochter Anna giftig an: „Windbüdel van Jung, met krumme Haare up'n Kopp un en Pajazsnurritz unner de Niäse!"

Am meisten Aufmerksamkeit erregt das rote Haar weil es doch immer eine verhältnismäßig seltene Besonderheit einzelner ist. Ein teilweiser Respekt wenigstens drückt sich noch in der Meinung des Münsterländers aus, Rothaarige seien entweder ganz klug oder ganz dumm, oder des Bewohners der Soester Börde: „Raue Hår — dat is entweder 'n ganz gurren odder 'n ganz boisen Kähl." Gewöhnlich aber bringt man, wie anderswo, so auch in Westfalen dem Rothaarigen ein starkes Vorurteil entgegen; auch er ist von Gott gezeichnet. „Hai es so üöwel nit, ower hä hiät roe Hoar" meint man im Lüdenscheidschen bedenklich. — „Roe Baort, slimme Aort!" (Münsterland.) — Im Osnabrückschen ist das rote Haar beim Menschen ebensowenig beliebt wie die Fuchsfarbe beim Pferde. Vom Pferdefuchs pflegt man zu sagen: „En Foß sunner (= ohne) Tükke dat is'n Glücke!" und vor einem rothaarigen Menschen zu warnen: „Truwe kinem Foß". Zwei Redewendungen namentlich sind überall zu hören. „Diu hiäst falske (oder verkährte) Pannen op em Dak", sagt man und zwar vor allem, wenn man auf ein falsches, unzuverlässiges, heuchlerisches Wesen hindeuten will. Und ferner: „Raue (oder fossige) Haor und Ellernholt (Järlenholt) wasset selden op gueden Grund" oder wie es im Ravensbergischen (und in Lippe) heißt: „Rauhe Hor un Ellernhüchte Driäget selten gaue Früchte". Und wenn man dafür gelegentlich auch wohl einmal zu hören kriegt: „Rouhe Haar un Jarlenholt Wass't selten, ower op gurrem Grund", so liegt der Verdacht nahe, daß ein persönlich Betroffener sich diese Abwandlung erlaubt hat, denn Erlen wachsen an Ufern, in Brüchen und in Waldtälern, die für weiteren Anbau unbrauchbar sind. Im Allgäu sagt man: „Wo Birka (a Buršt) wachset und a roats Hår, išt kui gueta Grund".

Alles in allem genommen, kann man nicht gerade sagen, daß das Volk in Westfalen (und wohl auch anderswo) sich besonders viel um die äußere Gestalt der Mitmenschen, wenn sie nicht ganz auffallende Abweichungen von dem normalen Aussehen des Menschen überhaupt aufweist, bekümmere. In Augenblicken zorniger Erregung schärft sich das Auge wohl für die Schwächen und Absonderlichkeiten des einzelnen, und es kann ein Gewittersturm anschaulich brandmarkender Ausdrücke auf ihn herabsausen. Um Nachbarn zu foppen, wird das Ohr scharfhörig, und der Mund bemüht sich, auffallende Eigentümlichkeiten der Sprache und Mundart in übertriebener Betonung nachzubilden. Auch können körperliche Kennzeichen von einer gewissen Unheimlichkeit die Einbildungskraft nach der Richtung hin anregen, daß sie dem Aberglauben eine bestimmte Handhabe bieten (schielende Augen, stechender Blick, zusammengewachsene Brauen, rote Haare). Aber von einer bewußten Beziehung äußerer Merkmale auf Stammes- oder Rassenunterschiede nimmt man wenig wahr, und über einen etwaigen Zusammenhang leiblicher Eigenschaften mit geistigen kommen eigentlich nur insofern Äußerungen zum Vorschein, als eine Anzahl herkömmlicher und handlicher Redewendungen, namentlich wenn sie in Verse gefaßt sind, leicht zur Stelle sind. Sie geben aber doch nur ein ziemlich allgemeines, oberflächliches und unverbindliches Urteil ab. Auch die Volkslieder scheinen sich im allgemeinen an formelhaft gewordene Beiworte zu halten, und gar die Sagenfassungen sind auch in dieser Beziehung um so unergiebiger, je mehr sie einer romantisch gefärbten Bearbeitung anheimgefallen sind. Immerhin würde eine tiefer spürende Betrachtung vielleicht zu reicheren Ergebnissen führen, als sie unsere bescheidene Skizze geliefert hat.

Die Verteilung körperlicher Rassenmerkmale im Gebiet deutscher Sprache und Kultur.

(Übersicht über den gegenwärtigen Stand der Forschung.)

Von Dr. Walter Scheidt-Hamburg.

II. Größere Erhebungen über das ganze Gebiet.

Mit 1 farbigen Karte.

Von den neueren Arbeiten dieser Art bietet der Aufsatz von Schwiening (1909) „Über die Körperbeschaffenheit der zum einjährig-freiwilligen Dienst berechtigten Wehrpflichtigen Deutschlands" einiges Beachtenswerte. Es sind darin die Körpergrößenmaße von 80 454 Freiwilligen der Jahrgänge 1904—06 enthalten. Davon wurden 52 804 „Taugliche" und „dauernd Untaugliche" berücksichtigt (27 804 „zeitlich Untaugliche" hingegen ausgeschlossen). Eine nach den Zahlen von Schwiening gezeichnete Karte ist derselben Kritik bedürftig, wie die Karte nach Meisner. Es handelt sich auch hier um eine Siebungsgruppe: denn die Einjährig-Freiwilligen gehen zum größten Teil aus ganz bestimmten, örtlich jedoch wahrscheinlich verschiedenen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Schichten der Bevölkerung hervor; sie bilden außerdem bestimmte Altersklassen (und z. B. mehr als die nicht freiwilligen Gestellungspflichtigen). Die Gruppe

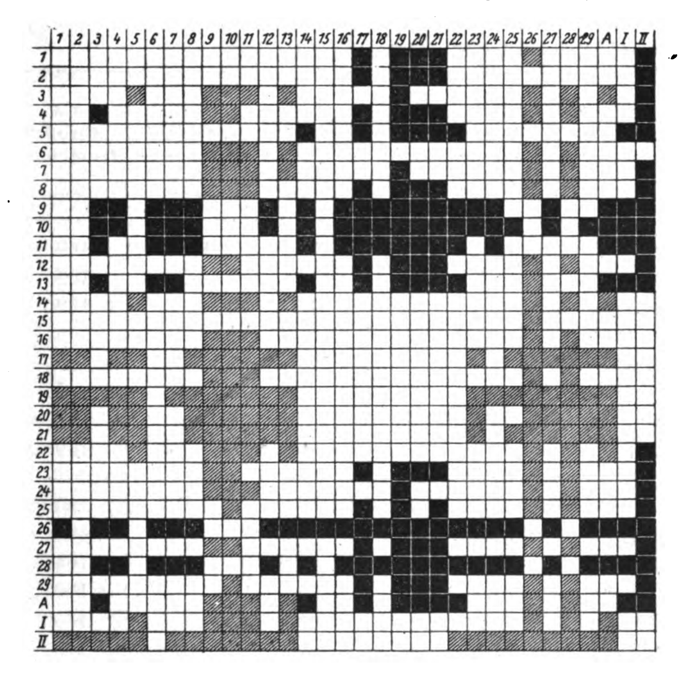


Abb. 4. Zuverlässige Unterschiede in der Häufigkeit der Großgewachsenen (über 176 cm) unter den Einjährig-Freiwilligen in Deutschland 1904—06 (nach den Zahlen von Schwiening 1909). (Erklärung siehe Jbg. I, S. 234 und Abb. 2.)

Die Ziffern geben die betreffenden Gebiete der Abb. 8 an. A = ganz Deutschland; I = 14 + 15; II = 17 + 19 + 20 + 21.



der Einjährig-Freiwilligen gibt also kein zuverlässiges Bild von der eingesessenen Bevölkerung, noch weniger als die Gruppe der übrigen Gestellungspflichtigen, da die Eltern solcher junger Leute zum größten Teil den „freizügigen" Berufen und der Stadtbevölkerung angehören. Außerdem kann durch den Ausschluß der „zeitlich Untauglichen" aus den verarbeiteten Zahlenreihen noch eine besondere Siebung entstanden sein, deren Art sich schwer erraten läßt. Endlich treffen auch hier die (nachträglich nicht verbesserungsfähigen) Fehler der unnatürlichen Gebietsabgrenzung und der Beobachtungstechnik zu. Der Fehler der kleinen Zahl wurde auf der Abb. 4 berücksichtigt. Die Karte (Abb. 5) veranschaulicht zuverlässige Unterschiede in der Häufigkeit der Großgewachsenen (größer als 176 cm) in der gleichen Weise wie die Abb. 3 [im ersten dieser Aufsätze Jhrg. I, S. 199]).

Die nach Schwiening gezeichnete Karte ist natürlich mit derjenigen nach Meisner (Abb. 3) auch nicht vergleichbar. Bei der deutschen Karte handelt es sich um Einjährig-Freiwillige, bei der nordwestdeutschen um Gestellungspflichtige, bei der deutschen Karte um Jahrgänge 1904—06, bei der nordwestdeutschen um Jahrgänge 1876—80; bei der deutschen Karte sind die „zeitlich Untauglichen" nicht mitberücksichtigt, bei der nordwestdeuttschen sind sie mitberücksichtigt. Die Gebietsabgrenzung bei der deutschen Karte geht nach ganzen Provinzen und Regierungsbezirken, die der nordwestdeutschen nach Aushebungsbezirken; die deutsche Karte beruht auf einer Einteilung in die Größenklassen — 165 cm, 166—175 cm und 176 cm — die nordwestdeutsche Karte hingegen auf einer Einteilung — 157 cm, 158—162 cm; 163—173 cm und 174 cm; Großgewachsene sind also auf der deutschen Karte von mehr als 176 cm, auf der nordwestdeutschen solche von mehr als 169 cm Körpergröße.

Ähnliche Unterschiede machen auch sonst den Vergleich und das Zusammenarbeiten verschiedener Karten vielfach unmöglich. So wurden (in mehreren später zu erwähnenden Arbeiten über die Körpergröße Wehrpflichtiger) bezeichnet:

	als „Mindermäßige" Leute unter cm	als „Kleine" Leute unter cm	als „Große" Leute über cm	als „Übergroße" Leute über cm
bei Brandt (Elsaß-Lothringen) . . .	156	160	169	179
bei Ammon (Baden)	157	162	169	174
bei Ranke (Bayern)	157	162	169	174
bei Reichel (Erfurt, Weißensee und Eckertsberga)	157	162	169	174
bei Ecker (Baden)	157	—	—	—
bei Kirchhoff (Halle, Saalkreis und Mansfelder Seekreis)	156,5	162	169	174
bei Meisner (Schleswig-Holstein, Mecklenburg und Nordwest-Hannover) .	157	162	169	174
bei Bärwinkel (Schwarzburg-Sondershausen)	156,5	161,5	164,5	174
bei Weißbach (Österreich)	—	159,9	170	180
bei Ploy (Salzburg)	157	161	170	175
bei Toldt (Tirol)	—	160	170	—
bei Wacker (Walsertal)	149,9	159,9	170	—
bei Wettstein (Safiental)	157	161	170	175
bei Zbinden (Schweiz)	157	161	170	175

Eine Einteilung, auf die man sich neuerdings geeinigt hat, rechnet (nach Schmidt 1905) die „Kleinen" bis 163,9 cm, die „Mittelgroßen" von 164,0—169,9 cm und die „Großen" von 170,0 cm an.

Die Abb. 6 und 7 heben diejenigen Gebiete hervor, in denen (nach den Zahlen von **Schwiening**) die Anzahl der großgewachsenen bzw. der kleingewachsenen Einjährig-Freiwilligen zuverlässig über und unter dem Reichsdurchschnitt liegt.

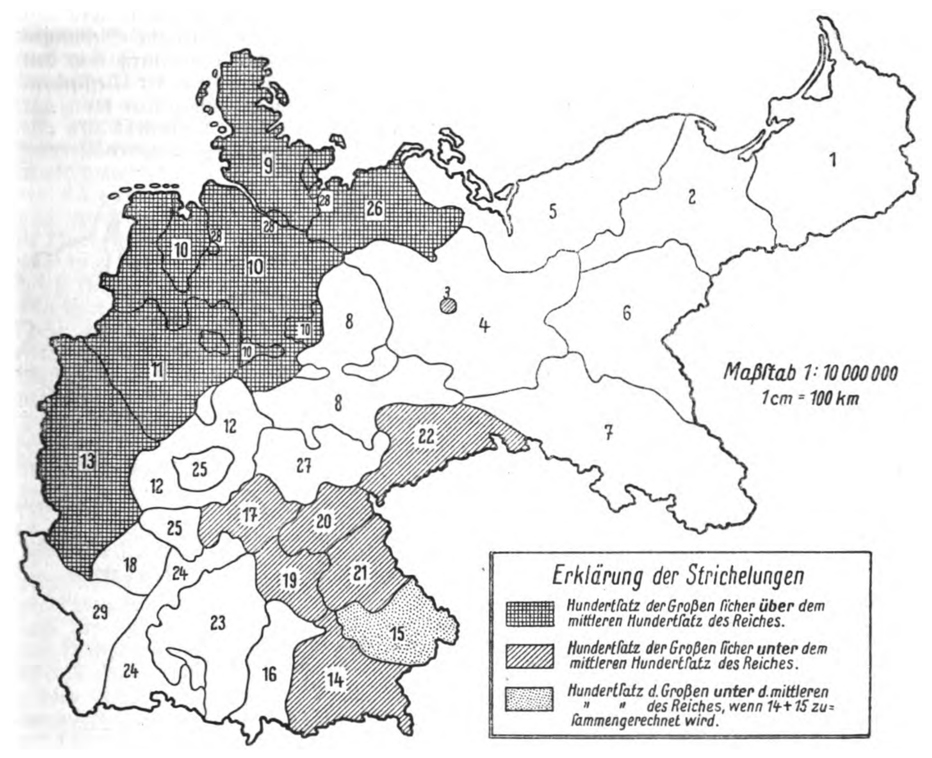


Abb. 6. **Zuverlässige Unterschiede in der Häufigkeit der Großgewachsenen** (über 176 cm) **unter den Einjährig-Freiwilligen in Deutschland 1904—06 gegenüber dem Reichsmittel der Häufigkeit großgewachsener Einjährig-Freiwilliger** (nach den Zahlen von **Schwiening** 1909).

Das wichtigste dieser auf Einjährig-Freiwillige bezogenen Körpergrößen-Karten dürfte sein, daß sich in den betreffenden Bevölkerungsschichten eine Häufung Größerer in Nordwestdeutschland, eine Häufung Kleinerer in Südwestdeutschland zu finden scheint, außerdem, daß die Gebiete einer größeren Häufigkeit der Großgewachsenen ungefähr zusammenfallen mit den Kerngebieten des niedersächsischen Volkstums (worauf schon **Peßler** 1925 hingewiesen hat). Inwieweit diese Ergebnisse auch für die alteingesessene Bevölkerung (der betreffenden Gebiete und auf alle Schichten der Bevölkerung) zutreffen, entzieht sich zunächst einer zuverlässigen Kenntnis. —

Eine weitere, auf ganz Deutschland bezügliche Arbeit, stammt von **Parsons** (1919) und bezieht sich auf **deutsche Kriegsgefangene** (gegen 1000 Männer aus allen Gegenden Deutschlands). Auch bei diesen Ergebnissen sind, bezüglich ihrer rassenkundlichen Brauchbarkeit, viele Vorbehalte zu machen. Zunächst ist es durchaus nicht klar, welcher Art die Siebungsgruppen die Kriegsgefangenen sein könnten, hingegen sehr wahrscheinlich, daß die Kriegsgefangenen keine richtig vertretende Auswahl aus der Bevölkerung ihres

Herkunftslandes darstellen. Ferner ist nicht sicher, ob die Angabe der Herkunft (wahrscheinlich Angabe des Geburtsortes) immer der Stammeszugehörigkeit richtig entsprach (also Fremdstämmige in jedem Gebiet ausschloß). Besondere Verhältnisse liegen bei den Kriegsgefangenen darin, daß zweifellos nicht alle Truppenteile und Waffengattungen im Kriege der Gefahr der Kriegsgefangenschaft in gleicher Weise ausgesetzt waren, und daß die Einstellung zu bestimmten Waffengattungen und Truppenteilen schon ein Siebungsvorgang war. Endlich sind die Ergebnisse ebenso wie die früher erwähnten mit den Fehlern der unnatürlichen Gebietseinheiten, in anscheinend noch höherem Grad der Meßtechnik behaftet und der Fehler der kleinen Zahl (in der Arbeit selbst nicht angegeben) kann auf Grund der Veröffentlichung nur zum kleineren Teil beseitigt werden. Es besteht also alle Veranlassung von einer Übertragung der Ergebnisse auf die alteingesessene Landbevölkerung der betreffenden deutschen Gaue abzusehen.

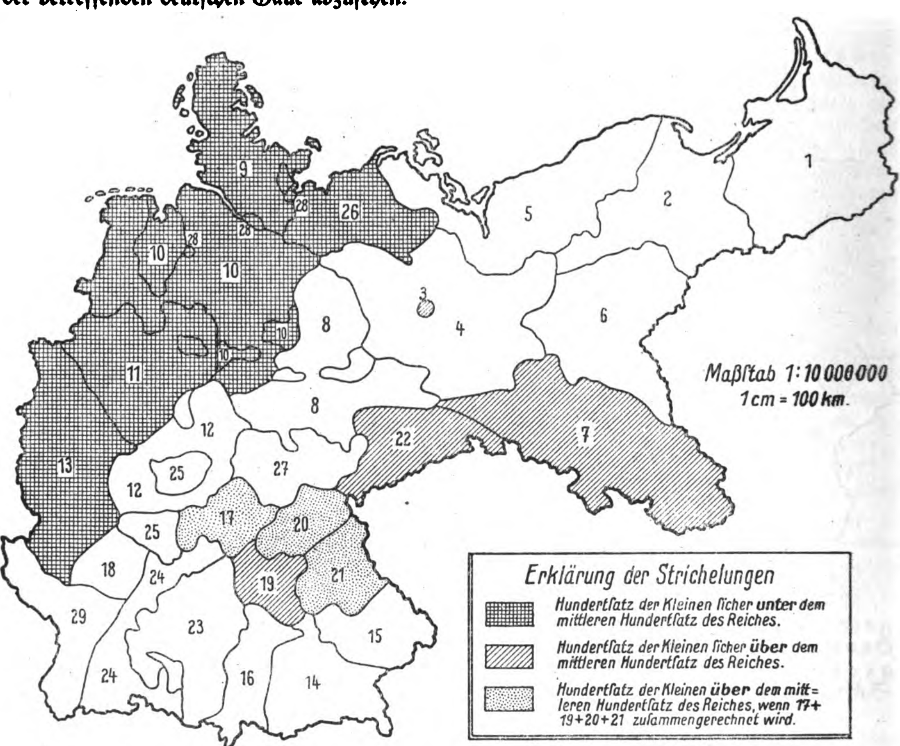


Abb. 7. Zuverlässige Unterschiede in der Häufigkeit der Kleingewachsenen (unter 165 cm) unter den Einjährig-Freiwilligen in Deutschland 1904—06 gegenüber dem Reichsmittel der Häufigkeit kleingewachsener Einjährig-Freiwilliger (nach den Zahlen von Schwiening 1909).

Nebenbei mag erwähnt sein, daß die Parsons'sche Arbeit auch die Kriegsstimmung recht deutlich durchscheinen läßt: an verschiedenen Stellen soll „nachgewiesen" werden, daß die deutsche Bevölkerung — auch die nordwestdeutsche — rassisch kaum etwas mit der englischen Bevölkerung zu tun habe, daß die „alpine" oder die „slavische" Rasse den größeren Teil der nordischen Rasse in Deutschland verdrängt habe, daß der Anteil „teutonischen Blutes" bei den Deutschen geringer sei als bei den Briten usw. Dazu müssen einseitige, halbe Vergleiche und unzuverlässige (als solche allerdings leicht nachweisbare) Zahlen herhalten. — Die Zuverlässigkeit der Beobachtungstechnik zieht Parsons gelegentlich selbst in Zweifel; so hatten manche Männer in Frankreich schon Beobachtungszettel erhalten, auf

denen sie z. B. als blauäugig bezeichnet worden waren, während sie auf der englischen Beobachtungskarte als braunäugig angegeben wurden usw. —

Von den Ergebnissen Parsons sei folgendes erwähnt: Die Mittelwerte der Körpergröße (ohne mittlere Fehler) sind am höchsten für Mecklenburg und Schleswig-Holstein (172,7 und 172,0 cm), am niedrigsten für Bayern und Württemberg (167,5 cm), ziemlich niedrig auch für Schlesien und Posen (168,25 und 168,0 cm). Das würde also auch in die Richtung der Schwiening'schen Ergebnisse deuten, wenn die Unterschiede der äußersten Werte wenigstens dem Sinne nach richtig und zuverlässig sind. Für sich betrachtet erscheinen die sämtlichen Zahlen, insbesondere diejenigen für oberdeutsche (167,75—170,0 cm) und mitteldeutsche (168,25—170,5 cm) Gebiete im Vergleich zu anderen Erhebungen (die später zu erwähnen sind) sehr hoch, was auf eine besondere Auswahl der in Kriegsgefangenschaft geratenen Männer oder auf Meßfehler zurückzuführen sein kann. — Die Mittelwerte des Längenbreitenverhältnisses des Kopfes (ohne mittlere Fehler) schwanken, nach größeren Gebieten zusammengefaßt, in Nordwestdeutschland zwischen 80,4 und 83,2, in Nordost- und Ostdeutschland zwischen 81,6 und 84,6, in Mitteldeutschland zwischen 82,6 und 83,8 und in Oberdeutschland zwischen 82,9 und 84,1. Von insgesamt 925 Männern wird für 53 langförmiger[1]) und für 352 mittellangförmiger Kopf angegeben, zusammen also 43,8 v. H. Diese Zahl erscheint im Vergleich zu anderen Beobachtungen hoch, um so mehr, als nur etwa 1/4 der Männer aus Nordwestdeutschland stammen soll (wo, soweit man bis jetzt sehen kann, langförmige und mittellangförmige Köpfe verhältnismäßig am häufigsten vorkommen — jedoch z. B. bei der alteingesessenen Bevölkerung von zuverlässig beobachteten nordwestdeutschen Landgemeinden nirgend über 81,8 v. H. — als obere Grenze —). Die größte Länge des Kopfes (Mittelwert) wird (für 925 Männer zusammen, nicht für die einzelnen Herkunftsgebiete) zu 189 mm, die größte Breite des Kopfes zu 155 mm angegeben, die Ohrhöhe des Kopfes (für 291 Männer) zu 133 mm (nach Berichtigung der etwa abweichenden Meßtechnik 127—130 mm). — Die Gesichtshöhe (Mittelwert) soll im nordwestdeutschen Gebiet zwischen 117 und 119 mm, in den nordostdeutschen und ostdeutschen Gebieten 116—120 mm, in den mitteldeutschen Gebieten 115—118 und in den oberdeutschen 117—119 mm betragen (mittlere Fehler nicht angegeben). Die angegebenen Mittelwerte der Jochbogenbreite schwanken für Niederdeutschland und Ostdeutschland gleichermaßen zwischen 140 und 141 mm, für Mitteldeutschland zwischen 137 und 140 mm und für Oberdeutschland zwischen 139 und 141 mm. Die Gesichtsform wäre, nach den Mittelwerten des Breitenhöhenverhältnisses, in keinem Gebiet schmal und lang, sondern überall etwa an der Grenze zwischen Mittelbreitförmigkeit und Breitförmigkeit (Verhältniszahlen zwischen 83 und 85). Die Angaben über die Körperfarben erscheinen ganz unzuverlässig, da (außer den oben genannten Fehlerquellen) hellbraunes Haar als „hell", gemischtfarbige Augen aber als „dunkel" gezählt werden, wodurch die Ergebnisse dem üblichen Zählverfahren gegenüber natürlich stark verschoben werden.

Auf größere Gebiete Deutschlands erstrecken sich Beobachtungen von Röse (1905/06) an einer größeren Zahl von Gestellungspflichtigen. Röse hat Länge und Breite des Kopfes und des Gesichtes gemessen. Die Aufarbeitung der Maße bietet nur Mittelwerte (ohne Fehler der kleinen Zahl) und keine Einzelergebnisse. Eine rassenkundliche Verwertung dieser Beobachtungen scheitert an den mehrfach erwähnten Fehlerquellen, insbesondere auch an den Fehlern der Meßtechnik.

Röse verwendete Meßgeräte ohne Maßstab (am Meßgerät). Er fand bei eigenen Nachprüfungen eine Fehlermöglichkeit, die bei der größten Kopflänge z. B. ± 5 mm betrug, also u. U. 5 Einheiten des Längen-Breiten-Verhältnisses ausmachte. Es ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die Fehler bei der Messung der größten Breite des Kopfes noch größer waren, da dieses Maß mit den erwähnten Meßgeräten überhaupt kaum zuverlässig gemessen werden kann.

Nicht viel zulänglicher als diese Beobachtungen ist die Zählung der Haar- und Augenfarbe bei deutschen Schulkindern, welche auf Veranlassung von G. Schwalbe, R. Virchow u. a., in den 80er Jahren von der deutschen Lehrerschaft ausgeführt wurde. Ziemlich alle Darstellungen der Haar- und Augenfarbenverteilung in Deutschland stützen sich auf diese Ergebnisse. Dennoch läßt sich

[1]) Siehe Anhang.



eine rassenkundliche Deutung dieser Beobachtungen nicht rechtfertigen, wenn man dabei nicht dieselben stark einschränkenden Vorbehalte macht: Die Herkunft der gezählten Kinder (zum Teil der städtischen Bevölkerung angehörend) ist nicht bekannt; es kann nicht nachgeprüft werden, inwieweit sonst eine unbeabsichtigte Auswahl der beobachteten Kinder stattfand; die Haar- und Augenfarbe der Kinder verändert sich bis zum erwachsenen Alter u. U. beträchtlich; bei der Zählung sind sehr wahrscheinlich Fehler (z. B. in der Beurteilung der „grauen“ und der „gemischten“ Augen) mit untergelaufen; die Gebietseinteilungen sind willkürlich. Die rechnerische Ausarbeitung hat die Vorsichtsmaßregeln der Statistik nicht genügend berücksichtigt.

Neuere Erhebungen bei der alteingesessenen Landbevölkerung lieferten Ergebnisse, welche mit den Schulkinderzählungen nicht übereinstimmen. So gibt z. B. *Virchow* (1886) für Schleswig-Holstein 43,4 v. H., für Mecklenburg-Strelitz 42,6 v. H., für Oldenburg 42,7 v. H., für Mecklenburg-Schwerin 42,0 v. H., für Hannover 41,0 v. H., für Bremen 39,4 v. H., für Westfalen 38,9 v. H. und für die nordfriesischen Inseln 52,8 v. H. „rein Blonde“ an. (Diese Zahlen würden wahrscheinlich noch geringer ausgefallen sein, wenn wirklich nur rein helle Färbungen gezählt worden wären.) Demgegenüber fanden sich auf der Elbinsel Finkenwärder unter den Erwachsenen der alteingesessenen Bevölkerung $53{,}3 \pm 3 \times 3{,}8$ v. H. rein Helle, und in Spiekeroog $79{,}5 \pm 3 \times 3{,}56$ v. H. — Bei *Parsons'* Kriegsgefangenen soll der Hundertsatz der „rein Blonden“ unter den Hannoveranern $70{,}0 \pm 3 \times 3{,}4$ betragen haben, unter den Mecklenburgern $65{,}0 \pm 3 \times 6{,}7$, unter den Oldenburgern $61{,}0 \pm 3 \times 6{,}5$, unter den Pommern $64{,}0 \pm 3 \times 4{,}4$, unter den Schleswig-Holsteinern $61{,}0 \pm 3 \times 5{,}2$ und unter den Westfalen $74{,}0 \pm 3 \times 3{,}5$). Das weist (ohne daß man die *Parsons*'schen Zahlen für zuverlässig zu halten braucht) deutlich darauf hin, daß in Nordwestdeutschland höchstwahrscheinlich weniger rein helle Kinder gezählt wurden, als unter der alteingesessenen Bevölkerung rein helle Erwachsene sind, vermutlich deshalb, weil die bei der Schulkinderzählung miterfaßten fremden Bevölkerungsteile mehr dunkle Kinder zugebracht haben, als andererseits durch das Nachdunkeln helle vorgetäuscht wurden. Man könnte nun annehmen, daß Gebiete mit einer vorwiegend dunklen Bevölkerung eher eine Übertragung der Schulkinderzählung auf die altansässige erwachsene Bevölkerung zulassen. Die von *Virchow* für Oberdeutschland angegebenen Hundertsätze der „rein Blonden“ (Bayern 20,4, Württemberg 24,5, Baden 24,3, Elsaß 18,4) sind nun zwar niedriger als die nordwestdeutschen, aber sie bleiben z. B. hinter der Zahl der „rein blonden“ Gestellungspflichtigen und Soldaten, die *Ammon* in Baden (zu $36{,}3 \pm 3 \times 0{,}57$ v. H.), gezählt hat, zurück (ebenso wahrscheinlich hinter den Zahlen der *Parson*'schen Kriegsgefangenen: Bayern $48{,}0 \pm 3 \times 4{,}1$, Württemberger $49{,}0 \pm 3 \times 4{,}0$, Badener $40{,}5 \pm 3 \times 4{,}4$, Elsässer $40{,}0 \pm 3 \times 6{,}7$ v. H.). —

Es dürfte auch kaum eine Möglichkeit bestehen, den Einfluß des Nachdunkelns der Kinder etwa abzuschätzen; ist eine Bevölkerung vorwiegend oder zu einem großen Teil reinerbig hell, so wird der Hundertsatz nachdunkelnder Kinder natürlich geringer sein, als in einer vorwiegend dunkelanlagigen Bevölkerung — der Anteil heller und dunkler Anlagen in der betreffenden Bevölkerung ist aber gerade das, was gesucht wird. Ebensowenig ist es möglich, etwa abzuschätzen, wie weit die andere Zusammensetzung der Schulkinder (nach ihrer Herkunft) gegenüber der Zusammensetzung der alteingesessenen Bevölkerung die Ergebnisse ändert. Wäre in den oben erwähnten Beispielen die Bevölkerung von ganz Oldenburg durch die Spiekerooger richtig vertreten (was natürlich keineswegs wahrscheinlich ist) und würden von den Oldenburgischen Schulkindern etwa die Hälfte nachdunkeln (wie das anderwärts wahrscheinlich gemacht wurde), so müßten unter den Schulkinder-Eltern mindestens ca. 47 v. H. *mehr* dunkle Leute sein als unter den alteingesessenen Oldenburgern (was bei einer Betrachtung der Einwohnerschaft selbst kleinerer Landstädte in Oldenburg gar nicht unmöglich erscheint).

Über *Frauen aus ganz Deutschland* liegt eine Arbeit von A. Rott (1926) vor. Es handelt sich um Beobachtungen an 1534 Teilnehmerinnen des 13. deutschen Turnfestes. Diese Beobachtungen hatten kein rassenkundliches Ziel und sind rassenkundlich nicht verwertbar. Die Frauen, die gemessen wurden, stellen eine Auswahl nach der Beteiligung an Turnvereinen dar und gehören wohl vorwiegend der städtischen Bevölkerung an. Ein Vergleich der in Norddeutschland,

Mitteldeutschland und Süddeutschland geborenen Frauen ließ deshalb nicht einmal wesentliche Unterschiede der Körpergröße erkennen (158,4, 157,4 und 158,0 cm im Mittel). Die Verfasserin gibt auch eine Gesamtschilderung vom „Körperbau der jungen, gesunden deutschen Frau" auf Grund der Mittelmaße aus der ganzen Beobachtungsreihe. Ein Deutungswert kommt dieser Feststellung nicht zu. Man würde vielmehr mit einem Deutungsversuch ungefähr dasselbe tun, wie wenn man aus den Mittelmaßen aller in Deutschland vertretenen Pferde Schlüsse ziehen wollte auf rassische Eigenschaften „des" deutschen Pferdes.

Als besondere Einzeluntersuchungen, die sich über das ganze Gebiet oder mehrere Teilgebiete erstrecken, mögen noch erwähnt sein: eine Untersuchung von Haarproben aus verschiedenen Teilen Deutschlands (Scheffelt 1915), die keine Ergebnisse zeitigte. (Gruppen von 6—50, in 1 Fall 81 Personen; — die Fehler der kleinen Zahl sind überall größer als die gefundenen Unterschiede); ferner die Arbeiten über erbliche Blutbeschaffenheit (zusammengestellt bei Steffan 1923 und 1926), die bis jetzt anscheinend an 6 verschiedenen Stellen untersucht wurde (bei Insassen einer Marinestation in Kiel, bei deutschen Siedlern in Ungarn, bei Leuten (ohne nähere Herkunftsangaben) in Heidelberg, Herne (Westf.), Niebüll und in 7 Gemeinden am Nordostabhang des Harzes. Von den nach ihrem Verhalten verschiedenen Gruppen des Blutserums kommt die Gruppe 1 (Serum, das die Blutzellen keiner anderen Blutart zusammenballt) bei den Heidelbergern zuverlässig häufiger vor als bei den Leuten in Herne. Die Blutgruppe 2 (Serum, das die Blutzellen der Blutgruppen 1 und 3 zusammenballt) ist bei den Leuten im Ostharz häufiger als bei allen anderen Untersuchungsgruppen, die Blutgruppe 3 (Serum, das die Blutzellen 1 und 2 zusammenballt) hingegen seltener als bei allen anderen Untersuchungsgruppen mit Ausnahme der Leute von Niebüll. Die Blutgruppe 4 endlich (Serum, das die Blutzellen aller anderen Blutarten zusammenballt) ist bei der Untersuchungsgruppe von Niebüll häufiger als bei allen anderen Gruppen, bei den Leuten vom Nordostharz aber seltener als bei allen anderen. Weitere Unterschiede als diese sind zunächst (soweit die Beobachtungen veröffentlicht sind) nicht sicherzustellen.

Da vielfach die Meinung herrscht, die Unterschiede im Verhalten des Blutes seien rassenkundlich von besonderem und vor allem von höherem Wert als irgendwelche andere Rassenmerkmale, möchte ich doch auch die gegenteilige Meinung kurz begründen. Wenn, wie es scheint, die Beschaffenheit (Hämagglutinationswirkung) des Blutes als Rassenmerkmal in Frage kommt, so heißt das m. E. zunächst nicht mehr, als daß die dafür maßgebenden Erbanlagen in verschiedenen Bevölkerungen verschieden gehäuft, also Gegenstand verschieden gerichteter Auslese gewesen sein müssen, wenn Nebenänderung nicht in Frage kommt. Sollen sich diese Erbanlagen von den Erbanlagen anderer Rassenmerkmale in dem Sinn unterscheiden, daß sie sicherere Rückschlüsse auf die Rasse, d. h. auf die rassenbildenden Vorgänge zulassen, so müßten sie bezüglich der Auslese eine besondere Stellung einnehmen. Denn die rassenkundliche „Wertigkeit" einer Eigenschaft (= Erbanlage) hängt nicht davon ab, welche Teile des Körpers, in Form oder Verhalten, von den betr. Erbanlagen abhängig sind, sondern vielmehr davon, wie sich die betr. Erbanlagen zur Auslese verhalten. Soweit man m. E. bis jetzt auf Grund der Tierversuche und der Beobachtungen an Menschen urteilen kann, besteht aber kein Anlaß, diesen Erbanlagen der Blutbeschaffenheit eine Sonderstellung bezüglich der Auslesewertigkeit zuzuschreiben. Die Blutbeschaffenheit wird deshalb bestenfalls ein neues Rassenmerkmal sein können, doch wird man sich davor hüten müssen, allein davon nun eine Aufklärung der rassischen Verhältnisse zu erwarten (etwa in der anscheinend immer noch recht weit verbreiteten, ein wenig romantischen Vorstellung, daß „Blut ein ganz besonderer Saft" sei). Sowohl andere biochemische Unterschiede als auch neue Formunterschiede werden, wenn man ihre Erbbedingtheit und ihre auslesemäßige Häufung nachweisen kann, rassenkundlich von gleichem Wert sein können; will man sich aber auf eine solche neuentdeckte Rasseneigenschaft allein verlassen, so wird man wohl ebendieselbe



Enttäuschung zu erwarten haben wie z. B. bei dem auch einmal neu entdeckten und rassenkundlich stark überschätzten Längenbreitenverhältnis des Kopfes. Damit soll jedoch natürlich nicht gesagt sein, daß uns eine genaue Kenntnis der Blutbeschaffenheit bei verschiedenen Bevölkerungsgruppen neben der Kenntnis anderer Rasseneigenschaften nicht einen u. U. beträchtlichen Fortschritt in der Rassenkunde bringen könnte. —

Damit sind m. W. die Arbeiten, welche sich mit körperlichen Rassenmerkmalen der gegenwärtigen Bevölkerung befassen und welche sich auf ganz Deutschland oder auf mehrere Teile von Deutschland beziehen, alle aufgezählt. Was sonst darüber geschrieben wurde, stützt sich, ohne eigene Untersuchungen zu enthalten, teils darauf, teils auf örtlich enger begrenzte Untersuchungen in einzelnen Gebieten, die im folgenden nacheinander behandelt werden sollen.

Unsere Kenntnis von der körperlichen Beschaffenheit der vor- und frühgeschichtlichen Bevölkerung in Deutschland ist natürlich in erster Linie abhängig von der Anzahl der Schädel — und Knochenfunde aus jenen Zeiten. Da Rassenkunde allgemein darauf ausgehen muß, die Häufung bestimmter erbbedingter Merkmale in einzelnen Bevölkerungsteilen nachzuweisen, ist sie vornehmlich auf Massenstatistik d. h. auf die Auszählung der Merkmale in größeren Bevölkerungsgruppen angewiesen. Aus diesem Grund hauptsächlich werden unsere Kenntnisse von den Rassen vor- und frühgeschichtlicher Zeiten immer unvollständiger bleiben müssen, da man hier nicht wie bei der lebenden Bevölkerung beliebig viele Menschen beobachten kann, sondern auf die zufällig erhaltenen, mehr oder minder vereinzelten Funde angewiesen ist. — Der Inhalt der einzelnen, enger begrenzten Arbeiten darüber wird am besten bei den einzelnen Teilen des deutschen Volksgebietes mit erwähnt werden. Ein Versuch zur Zusammenfassung liegt bis jetzt erst für die jüngere Steinzeit vor. Verf. hat dort die in Bearbeitungen zugänglichen Funde zusammengestellt. Auf das Gebiet deutscher Sprache und Kultur entfallen davon 220 Schädel und Schädelreste (93 aus Nieder- und Mitteldeutschland, 62 aus Böhmen, Schlesien und Mähren, 34 aus Oberdeutschland, 9 aus Deutschösterreich, und 22 aus der deutschen Schweiz). Unter Vernachlässigung der Einzelheiten (die in der am Schluß genannten Arbeit nachgelesen werden können) lassen sich die Hauptergebnisse etwa folgendermaßen zusammenfassen: Es sind unter den Schädeln aus der jüngeren Steinzeit mehrere Formen wohl unterscheidbar. Die in Schweden besonders häufigen langförmigen, flachförmigen Schädel mit ausgezogenem Hinterhaupt und meist schmalförmigem Gesicht kommen in ausgeprägter Form anscheinend nicht in Niederdeutschland, wohl aber vielleicht in einem österreichischen Fundort (Oberhollabrunn) wieder vor. Dagegen ist die längliche, etwas breitere und höhere Form der nordischen Steinzeit, welche den ausgeprägten Langschädeln gestaltlich sehr nahe steht, unter den niederdeutschen und mitteldeutschen Funden sehr häufig ((in den Fundorten von Basedow, Blengow, Burow, Ostorf, Roggow, Ketzin, Lenzen, Glasow, Neubrandenburg, Rimbek, Tangermünde, Rössen, Erfurt, Merseburg und Allstedt). Die nordische Kurzschädelform[1]), von den Langschädeln im ganzen Bau wesentlich verschieden und besonders häufig in Dänemark, findet sich anscheinend im Plau-Schädel (Mecklenburg) und in einigen Funden in Weikersdorf (Österreich) wieder. Eine weniger stark ausgeprägte Rundschädelform findet sich in den Fundplätzen von Rössen und Tangermünde. Mittel- und Ostdeutschland, besonders Schlesien, Böhmen und Mähren

[1]) Die Form hinsichtlich des Längenbreitenverhältnisses, die hier nur zur kurzen Bezeichnung — als „Langschädel" und „Kurzschädel" — verwendet ist, bedeutet natürlich nicht den einzigen, vielfach nicht einmal den wichtigsten Unterschied der Ausprägungsformen. Eine vollständige Beschreibung der Unterschiede kann hier jedoch nicht gegeben werden.



lieferten Funde von Langschädeln, die sich in manchen Merkmalen von den nordischen Langschädeln unterscheiden, vielleicht aber doch mit diesen in irgendeinen Zusammenhang zu bringen sind. Eine kürzere, breitere Schädelform aus den gleichen Fundplätzen nimmt eine zunächst schwer zu deutende Sonderstellung ein. Auch unter den jungsteinzeitlichen Schädelfunden der deutschen Schweiz kommen



Abb. 1. Verteilung der jungsteinzeitlichen Schädelfunde in Europa.
× = Langschädel (einschließlich der länglichen Schädelformen).
. = Kurzschädel und Rundschädel.
Es sind nicht alle Schädel eingetragen, sondern nur das zahlenmäßige Verhältnis der Langschädel und der Kurzschädel zueinander wurde durch der Anzahl der betreffenden Zeichen möglichst getreu zum Ausdruck gebracht.

mindestens zwei sehr verschiedene Schädelformen (Langschädel und Kurzschädel) vor, von denen die einen besonders als kurzschädelige Pfahlbauformen bekannt geworden sind. Gegen Ende der Steinzeit und im Übergang zur Bronzezeit tauchen schließlich, als Träger der Glockenbecherkultur in oberdeutschen, mitteldeutschen und ostdeutschen Fundplätzen Menschen auf mit breiten, hohen, kurzen Köpfen und vielfach breitem, niederen Gesicht. Diese Schädel erinnern zwar in Vielem an die

Kurzschädelformen nordischer Fundplätze, es bleibt aber doch fraglich, ob und inwiefern sie damit in Zusammenhang gebracht werden können. — Schon diese dürftige Aufzählung der wichtigsten Schädelformen mag klarmachen, daß die rassischen Verhältnisse der jüngeren Steinzeit schwer und nur vermutungsweise aufgehellt werden können. Ohne daß man etwa erwarten dürfte, eine rassisch unvermischte Bevölkerung zeige Einheitlichkeit im Schädelbau, ist doch die Vielgestaltigkeit der Steinzeitfunde sehr groß und wohl groß genug, in der damaligen Bevölkerung Deutschlands schon mehrere Rassen zu vermuten. Wie viele Rassen man annehmen soll, ist schwer zu entscheiden, da man, wie oben erwähnt, über die Häufigkeit und Verbreitung mancher Ausprägungsformen gar nichts weiß. Jedenfalls ist es mindestens sehr unzweckmäßig, aus etwa jedem zweiten oder dritten Schädelfund, der sich wieder in einigen Kleinigkeiten von den anderen unterscheidet, den Vertreter irgendeiner anderen Rasse sehen zu wollen, wie das neuerdings gelegentlich geschieht. Rassenkundliche Rückschlüsse werden sich vielmehr am ehesten bei den Formen ziehen lassen, welche in ähnlicher Ausprägung öfter vorkommen und ganze Gebiete oder Kulturgruppen mehr oder weniger deutlich kennzeichnen. Das gilt vor allem von den nordischen Langschädelformen und den ihnen nahestehenden Formen. Auf diese Funde läßt sich mit guten Gründen die Annahme einer jungsteinzeitlichen nordischen Rasse (vorwiegend in Nordeuropa) aufbauen und man wird kaum fehlgehen, zu vermuten, daß sich diese nordische Rasse aus der sogen. Cro-Magnon-Rasse der älteren Steinzeit entwickelt habe. Die steinzeitlichen Schädelfunde der Mittelmeerländer sprechen außerdem dafür, daß auch die steinzeitliche Mittelmeerrasse dieses gleichen Ursprungs sein kann. Für die Beurteilung derjenigen Schädelfunde, welche sich von den genannten nordischen Langschädeln stark unterscheiden, wird vor allem die Gesamtverbreitung (vgl. Abb. 8) solcher Formen in Europa maßgebend sein können. Da zeigt sich nun, daß diese Kurzschädelformen 1. im Laufe der jüngeren Steinzeit beträchtlich zunehmen, 2. vorwiegend an bestimmte Gebiete (Alpenvorland, Mittelgebirge; Gebiete dichtester Siedelung) gebunden erscheinen, 3. in Nordeuropa wie in Südeuropa ziemlich gleichzeitig erscheinen und gleichermaßen zunehmen. Alle diese und einige andere Erscheinungen fügen sich am besten der Annahme, daß die Menschen in Europa eingewandert sein könnten. Als nächste Herkunftsgebiete könnten osteuropäische Gegenden oder Kleinasien in Frage kommen. Ob alle solche Formen ursprünglich europafremd und ob alle der gleichen Herkunft sind, wird sich selbst vermutungsweise kaum sagen lassen, da für keine dieser Schädelformen so geschlossene Fundreihen vorhanden sind wie z. B. für die nordischen Langschädelformen. Die der Zahl nach spärlichen Funde gewähren auch kaum Anhaltspunkte zur Entscheidung der Frage, ob und inwieweit sich solche Formen in Europa selbst herausgeblidet haben könnten.

Einen Überblick über die rassischen Verhältnisse Deutschlands während der jüngeren Steinzeit, wie er im Vorstehenden versucht wurde, läßt sich natürlich nicht aus den deutschen Bodenfunden allein, noch weniger aus der Betrachtung einzelner Funde gewinnen. Der Zweck eines solchen Überblicks besteht auch nicht darin, die Beschreibung von Einzelheiten zu häufen, noch darin, eine bestimmte Glaubensformel als bequeme Lehrmeinung aufzustellen. Er soll vielmehr nur klarmachen helfen, daß es wahrscheinlich ein Irrtum wäre, in der jüngeren Steinzeit rassenreine (d. h. rassisch unvermengte und unvermischte) Bevölkerungen zu erwarten; die Vielgestaltigkeit der rassischen Verhältnisse ist in jenen Zeiten kaum viel geringer gewesen als sie heute ist.

Schriften.

Parsons, F. G., 1919, Anthropological Observations on German Prisoners of War. Journ. Anthrop. Inst. London Bd. 49, S. 20. Röse, 1905/06, Beiträge zur europäischen Rassenkunde. Arch. f. Rassenbiol. Bd. 2, S. 689 u. Bd. 3, S. 42. Rott, A., Körperbaustudien an deutschen Frauen. Anthrop. Anz. Bd. 3, S. 39. Scheffelt, E., 1915, Rassenanatomische Untersuchungen an europäischen Haaren. Arch. f. Anthropol. Bd. 42, S. 98. Scheidt, W., 1924, Die Rassen der jüngeren Steinzeit in Europa. Sammelarbeiten und Beiträge zur Rassenkunde Europas Bd. 2. München, J. F. Lehmann. Schwalbe, G., 1903, Über eine umfassende Untersuchung der physisch-anthropologischen Beschaffenheit der jetzigen Bevölkerung des Deutschen Reiches. Korr. Bl. Anthrop. Ges. Bd. 34, S. 73. Schwiening-Nicolai, 1909, Über die Körperbeschaffenheit der zum einjährig-freiwilligen Dienst berechtigten Wehrpflichtigen Deutschlands. Berlin. Steffan, 1923, Die Bedeutung der Blutuntersuchung für die Bluttransfusion und die Rassenforschung. Arch. f. Rassenbiol. Bd. 15, S. 137. Steffan, 1926, Weitere Ergebnisse der Rassenforschung mittels serologischer Methoden. Mitt. Anthrop. Ges. Wien. Bd. 56, S. 78. Virchow, R., 1876, Beiträge zur physischen Anthropologie der Deutschen, mit besonderer Berücksichtigung der Friesen. Berlin. Virchow, R., 1886, Gesamtbericht über die von der deutschen Anthropologischen Gesellschaft veranlaßten Erhebungen über die Farbe der Haut, der Haare und der Augen der Schulkinder in Deutschland. Arch. f. Anthrop. Bd. 16, S. 275.

Anhang: Deutsche und fremdsprachliche Bezeichnungen der Merkmalsausprägungen.

Eine Zusammenstellung der Merkmalseinteilungen (z. B. der Körpergröße in die Gruppen „sehr klein“ — „klein“ — „mittelgroß“ usw.), die in diesen Aufsätzen verwendet sind, ist in Wriede und Scheidt, Die Elbinsel Finkenwärder (München 1926, J. F. Lehmann) ausführlich enthalten. Einige weitere Einteilungen (für Schädelmaße) werden im nächsten Aufsatz angegeben. Die Einteilungen sind mit wenigen, a. a. O. erläuterten Ausnahmen, die allgemein üblichen. Die fremdsprachlichen Bezeichnungen werden durch deutsche ersetzt wie folgt:

Längenbreiten-Verhältnis des Kopfes oder Schädels:

dolichokephal (dolichokran)	langförmig
mesokephal (mesokran)	mittellangförmig
brachykephal (brachykran)	rundförmig
hyperbrachykephal (hyperbrachykran)	kurzförmig
isokephal (isokran)	kugelförmig

Längenhöhenverhältnis (Seitenhöhenform) des Kopfes oder Schädels:

chamaekephal (chamaekran)	flachförmig
orthokephal (orthokran)	mittelhochförmig
hypsikephal (hypsikran)	hochförmig

Breitenhöhenverhältnis (Breitenhöhenform) des Kopfes oder Schädels:

tapeinokephal (tapeinokran)	breitförmig
metriokephal (metriokran)	mittelbreitförmig
akrokephal (akrokran)	schmalförmig

Breitenhöhenverhältnis des Gesichtes (Ganzgesichtsindex, unter Benützung derselben Eigenschaftsworte auch für den Obergesichtsindex des Schädels, mit der Unterscheidung von Gesicht und Obergesicht):

hyperleptoprosop (hyperlepten)	sehr langförmig
leptoprosop (lepten)	langförmig
mesoprosop (mesen)	mittelbreitförmig
euryprosop (euryen)	breitförmig
hypereuryprosop (hypereuryen)	sehr breitförmig

Höhenbreitenverhältnis der Nase:

hyperleptorrhin	sehr schmalförmig
leptorrhin	mittelbreitförmig
chamaerrhin	breitförmig

Breitenhöhenverhältnis des Augenhöhleneingangs (am Schädel):

chamaekonch	querförmig
mesokonch	mittelhochförmig
hypsikonch	hochförmig

Schädelinhaltsraum (Kapazität):

aristenkephal	geräumig
euenkephal	mittel
oligenkephal	eng.

Kleine Mitteilungen.

Rassenkundliche Erhebungen in Nordwestdeutschland.

Über diese Erhebungen wurde zum erstenmal in Jhrg. 1 S. 178 dieser Zeitschrift berichtet. Die Arbeiten sind mittlerweile weiter fortgeschritten und standen zu Beginn des Jahres (nach den Berichten der Mitarbeiter) in den einzelnen Gebieten folgendermaßen:

1. **Börde Lamstedt a. d. Oste** (Herr Wilh. Klenck): Untersuchungen wurden angestellt in den Gemeinden Nindorf (524 Einwohner, 74 Hofstellen), Armstorf (437 Einwohner, 67 Hofstelllen), Abbenseth mit Langel (286 Einwohner, 43 Hofstellen) und Dornsode (69 Einwohner, 7 Hofstellen). Von den insgesamt 187 Familien dieser Gemeinden sind 105 in mindestens der 3. Generation ansässig. Die Merkmalszählungen erstrecken sich auf 113 Männer und 115 Frauen, photographiert wurden 137 Männer und 144 Frauen aus insgesamt 80 alteingesessenen Familien. — Die Gemeinden sind fast rein bäuerlich, vom Eisenbahnverkehr abgelegen. Die Kirchenbücher reichen bis zum Jahre 1680 zurück und sind (für 18 Ortschaften) z. T. schon verzettelt worden. Außerdem hat Herr Klenck reiches Urkunden- und Aktenmaterial (aus den Gemeindeverwaltungen, im Staatsarchiv Hannover und aus den Lagerbüchern der Kirche in Lamstedt) gesammelt und verarbeitet. Die Wirtschaftsgeschichte des Bauernstandes der Börde in den vergangenen Jahrhunderten wurde durch umfangreiches Zahlenmaterial aufgehellt. Für siedlungskundliche Fragen haben urkundliche Gemeindebeschlüsse wertvolle Auskünfte ergeben. Die Einwohnerlisten der Gemeinden wurden vom Jahr 1500 bis zur Gegenwart zusammengestellt; eine Flurnamensammlung sowie eine Aufnahme vorgeschichtlicher Fundstellen wurde bereits abgeschlossen. Auch die Geschichte der Börde ist fertiggestellt worden. — Die Erhebungen sollen fortgesetzt werden. Sie werden voraussichtlich im Sommer dieses Jahres beendet werden können. — Erhebungen in der Gemeinde Lamstedt sind vorbereitet. (Herr Arnold Dock). Die Gemeinde hat 1330 Einwohner mit 180 Hofstellen. Von den ca. 280 Familien sind etwa 120 in mindestens der 3. Generation ansässig. Die Bevölkerung ist vorwiegend bäuerlich. Auch diese Gemeinde wird vom Eisenbahnverkehr nicht berührt. —

2. **Gemeinde Bevern, Kreis Bremervörde** (Herr Hans Hagenah): Die Gemeinde hat bei 700 Einwohnern mit rund 30 Hofstellen etwa 100 alteingesessene Familien. Aufgenommen wurden 21 Männer und 25 Frauen aus insgesamt 11 Familien. Kirchenbücher und Urkunden bis etwa zum 30jährigen Krieg sind erhalten. Es wurde auch mit dem Sammeln geschichtlichen Materials begonnen.

3. **Landgemeinden des Amtes Ritzebüttel** (Herr Walter Höpcke): Die Untersuchungen wurden begonnen in der Gemeinde Holte-Spangen mit vorwiegend bäuerlicher Bevölkerung. Von den insgesamt 26 Familien der Gemeinde sind 19 in mindestens der 3. Generation ansässig. Die Kirchenbücher (Altenwalde) reichen bis 1728 zurück. Aufgenommen wurden 33 Männer und 34 Frauen. Geschichtliches und volkstumskundliches Material ist gesammelt worden. Die Erhebungen sollen weiter auf die Gemeinden Sahlenburg, Stickenbüttel, Süderwisch, Westerwisch und Groden (mit insgesamt etwa 120 alteingesessenen Familien) ausgedehnt werden. Eine Untersuchung alter Schiffer- und Fischerfamilien in Cuxhaven und alter Döser Bauernfamilien im Stadtteil Döse soll in Angriff genommen werden, wenn die Verarbeitung der Kirchenbücher genauere Herkunftsbestimmungen der einzelnen Familien und Personen möglich gemacht hat. Die Kirchenbücher reichen bis etwa 1580 zurück. Die Zahl der alteingesessenen Familien im Cuxhavener Stadtgebiet beträgt schätzungsweise 70—80.

3a. Gemeinde Duhnen des Amtes Ritzebüttel (Frl. Mar. Schultz): Die zu dem unter 3. genannten Bezirk gehörende Gemeinde, die von Bauern, Handwerkern und Arbeitern bewohnt ist, enthält nur 2 (von etwa 30) Familien, welche mindestens in 3. Generation ansässig sind. Auf insgesamt 160 Haushaltungen entfallen nur 15 Hofstellen. Aufgenommen wurden 13 Männer und 19 Frauen. Erhebungen bei vier alteingesessenen Familien auf der Insel Neuwerk sind vorbereitet.

4. Kirchspiel Wanna, Kreis Hadeln (Herr Karl Lüpke): Der Kirchspiel bildet die Südwestgrenze des Landes Hadeln und ist vom Eisenbahnverkehr abgelegen. Es umfaßt die Orte Westerwanna (750 Einw.), Osterwanna (551 Einw.) und Süderleda (175 Einw.). Die Bevölkerung gehört, abgesehen von einer kleinen Zahl von Gewerbetreibenden in Osterwanna, dem Bauernstand an. Auf den insgesamt 335 Hofstelllen sitzen etwa 100 altansässige Familien. Die Kirchenbücher reichen bis zum Jahr 1722. Photographiert wurden bis jetzt 11 Männer und 10 Frauen, beobachtet 30 Männer und 25 Frauen aus insgesamt 5 Familien in Westerwanna. Herr Lüpke hat außerdem geschichtliches und anderes Urkundenmaterial gesammelt und gesichtet. Außer einer um 1716 beginnenden Ortschronik stehen Lagerbücher der Kirche und handschriftliche Chroniken zur Verfügung. Die Erhebungen sollen auf Krempel (Kr. Lehe) und Nordleda ausgedehnt werden. —

Die Untersuchungen erstreckten sich demnach zu Beginn des Jahres (einschließlich der schon veröffentlichten Erhebungen in Finkenwärder) auf insgesamt 165 Familien mit 534 erwachsenen Personen (262 Männer und 272 Frauen). Außer diesen Beobachtungs- und Familienblättern sind 1132 photographische Aufnahmen von 576 Personen vorhanden.

Vorbereitet sind die Erhebungen ferner in folgenden Gebieten:

5. Kirchenspiel Altenwalde, Kreis Lehe (Herr Walter Tiemann): Gemeinden Gudendorf, Oxstedt, Berensch, Altenwalde und Wanhöden mit insgesamt etwa 45 alteingesessenen Familien.

6. Die Gemeinden Alfstedt und Deinstedt, Kreis Bremervörde (Herr W. Sievers) mit zusammen etwa 100 alteingesessenen Familien (bei insgesamt 760 Einw.).

7. Kirchspiel St. Margarethen in der Wilster-Marsch (Herr Dr. W. Voß): Das Kirchspiel umfaßt die Gemeinden St. Margarethen, Büttel, Landscheide und Kudensee mit insgesamt ca. 2350 Einwohnern. In der Gemeinde St. Margarethen gehören von 1045 Einwohnern etwa 160 alteingesessenen Familien an. Die Kirchenbücher reichen bis zum Jahre 1625, andere Urkunden bis gegen 1500 zurück Scheidt.

Preisausschreiben der Zeitschrift in Jahrgang 1, Heft 1:

Bei der Entscheidung über das Preisausschreiben „Übersicht über die mittelalterlichen Ansiedlungen fremder Kolonisten in Nordwestdeutschland“ haben die Preisrichter beschlossen, von der Zuteilung des Preises abzusehen, da keine Arbeit vorgelegt wurde, welche den Anforderungen des Preisausschreibens ganz genügte. Hingegen wurde der Ankauf einer Arbeit zur Veröffentlichung in dieser Zeitschrift empfohlen.

Gez.: K. Mielke, W. Vogel, W. Scheidt.

Volkstumskunde im Ausland: Ein „Nationales Institut für Volkspsychologie“ in Italien (Istituto Nationale di Demopsicologia). Das neue Institut (in Neapel) hat die Aufgabe, die mündlichen Überlieferungen des italienischen Volkes und volkstumskundlich wichtige Gegenstände zu sammeln und die Kenntnis des italienischen Volkstums durch Vorlesungen und Veröffentlichungen (in einer besonderen Zeitschrift) zu fördern. Präsident ist Prof. Raffael Corso. (Nach einer Mitt. in Riv. di Antrop. 1922/23, Bd. 25. Rom.)

Deutsche Jugendbewegung.

Bevor man sich mit einer Sache beschäftigt, soll man sich immer darüber im klaren sein, was ihr Name besagt und was man sich unter ihr vorstellen soll. „Jugendbewegung" ist ein in den letzten Jahren fast zum Schlagwort gewordener Begriff, welcher vom Wandervogel auf sich selbst angewendet und geprägt wurde, in bewußtem Gegensatz zur „Jugendpflege". Während zur letzteren eine Reihe von Organisationen gehörte, die von Erwachsenen ins Leben gerufen worden waren und in welchen man die Jugend zu den verschiedensten, oft recht weit auseinandergehenden Zielen zu „führen" und zu „erziehen" versuchte, verstand man unter „Jugendbewegung" ein aus der Jugend selbst herausgebildetes Neues, das anfangs weder nach Form noch nach Inhalt fest bestimmt, jedoch von vornherein anders als die bisherige Jugendpflege war. Suchte man in der Jugendpflege die Jugend mehr oder weniger für die der „alten Generation" vorschwebenden Ideale zu begeistern, so verwarf die Jugendbewegung schon bald all das Alte und suchte aus sich selbst heraus neue Ideale, neue Lebensformen und neuen Lebensinhalt zu gewinnen. Zur Jugendpflege müssen alle diejenigen Bünde gerechnet werden, die von der Kirche, von politischen Verbänden, von Sportverbänden und anderen schon seit langen Zeiten begründet worden waren. Der erste Bund, welcher aus der Jugend selbst heraus entstand und der Träger des Gedankens einer „Jugendbewegung" wurde, war der „Wandervogel". Im Sommer 1897 war es, als der stud. jur. Karl Fischer in Steglitz etliche Gymnasiasten um sich sammelte und begann, mit ihnen Wanderungen in die nähere und weitere Umgebung ihrer Vaterstadt zu machen. Die jungen Schüler, welche sich um ihren Führer sammelten, trugen in ihren Seelen die Sehnsucht nach Ungebundenheit und Natürlichkeit; sie schüttelten den Staub der Großstadt und die Dumpfheit der Schule von sich ab und gaben sich einem romantischen Fahrtenleben als „Fahrende Scholaren" hin. Bald fanden sich mehr und mehr zu ihnen und es zeigte sich, daß Karl Fischer ein Feuer in der Jugend entzündet hatte, welches überall reiche Nahrung fand. Am 4. Nebelungs 1901 wurde der „Wandervogel" gegründet, und es dauerte gar nicht lange, so entwickelte sich hier ein ganz neuer Lebensstil: Sonntags ging man auf „Fahrt", in den Ferien auf „Großfahrt", schlief beim Bauern im Stroh und kochte selbst sein Essen, um Wirtshäuser meiden zu können; in der Woche traf man sich abends im „Nest", sang Volkslieder zur „Zupfgeige", erzählte sich und las aus guten Büchern. Draußen hatte man sein Landheim, in dem man, wie auch im Nest ein zweites Zuhause fand und ganz sich selbst überlassen war. Man trug eine Kluft, die natürlich und gesund war, mit kurzer Hose und offenem Kragen. Man sammelte bei den Bauern Lieder (Zupfgeigenhansel) und Volkstänze. Und man fand bald eine eigene Art, Feste zu feiern. Das höchste Fest war die „Sonnwend", zu welcher die jungen Wandervögel nach langer Prüfungszeit (denn es herrschte strenge Auslese) aufgenommen wurden.

Aber dieser Bewegung der Jugend blieb das Schicksal der Deutschen nicht erspart. Schon 1904 kam es zur Spaltung in „Wandervogel e. V." und „Altwandervogel". Die einen nahmen nun auch Volksschüler und später Mädchen auf, die anderen blieben ein Schüler-Jungenbund. Später trat eine neue Spaltung ein, und der „Jungwandervogel" ging seine eigenen Wege. Er wollte das Meiden von Alkohol und Nikotin, welches inzwischen im „Wandervogel e. V." Pflichtsache wurde, nicht mitmachen. Und so ging es weiter: es kam der „Wandervogel, völkischer Bund" mit einer ausgesprochenen völkischen Einstellung und dann ein neuer Bund nach dem anderen, insbesondere nach der Revolution 1918. — Inzwischen war aber auch eine andere Frage im Wandervogel brennend geworden: die Älterenfrage. Was sollte aus denjenigen werden, welche älter wurden, der knabenhaften Romantik entwachsen waren und sich nun im Berufsleben zurechtfinden sollten? Sie empfanden es deutlich, daß sie in einem Gegensatz standen zur „alten Welt" und fanden sich schon bald in der „Freideutschen Jugend" zusammen. Hans Blüher, einer ihrer führenden Köpfe, schrieb damals sein „Wandervogel, Geschichte einer Jugendbewegung", ein Buch, welches ungeheures Aufsehen erregte. Seine Thesen waren, der Wandervogel sei 1. eine Revolution der Jugend gegen die drückende Macht der Altersgeneration, 2. „ein erotisches Phänomen, eine Form gleichgeschlechtlicher Liebe". Während das letztere von der gesunden Mehrheit abgelehnt wurde, zeigte sich, daß Blüher mit dem ersteren einen Kernpunkt des Wandervogels getroffen hatte. Man empfand sich immer mehr als „Revolution gegen Schule und Elternhaus". Ein anderer Führer, Gustav Wyneken,

gründete damals seine „Freie Schulgemeinde Wickersdorf“ bei Saalfeld, wo er ganz neue, aus der Jugendbewegung herausgewachsene pädagogische Gedanken zu verwirklichen suchte. Im Mittelpunkte seines Wirkens, stand der Versuch der Schaffung einer neuen „Jugendkultur“. Ihr und seinen pädagogischen Reformen diente die Zeitschrift „Der Anfang“, deren erste Nummer Mai 1913 erschien. 1913 war überhaupt das große Jahr der Freideutschen. Es brachte am 11. und 12. Oktober die Jahrhundertfeier auf dem Hohen Meißner und die nun schon klassisch gewordene, bekannte „Meißnerformel“: „Die freideutsche Jugend will aus eigener Bestimmung vor eigener Verantwortung mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten. Für diese Freiheit tritt sie unter allen Umständen geschlossen ein.“ Schon aus dieser Formel tritt uns dasjenige entgegen, was von nun an immer mehr Mittelpunkt des freideutschen Wesens wurde: ausgeprägtester Individualismus. Es dauerte denn auch gar nicht mehr lange, und er zeitigte die entsprechenden Folgen: jegliche Reform, jede Zielsetzung wurde verworfen, man beschäftigte sich immer mehr mit dem eigenen Ich und versank mehr und mehr in hemmungslose Problematik. Zog man noch 1914 begeistert in den Krieg, so war man 1917 pazifistisch und warf sich 1918 der Revolution in die Arme. Aber hierin lag auch der Verfall und als man 1919 in Jena zusammenkam, da stand man vor einem Trümmerhaufen und bekannte, daß man am Ende war.

Aber nicht alle Kreise der älteren Wandervögel waren diesen freideutschen Bahnen gefolgt, und schon bald nach Kriegsausbruch erwächst in den „Jungdeutschen“ eine den Freideutschen entgegengesetzte Richtung, die in Frank Glatzel, Otger Gräf, Wilhelm Stählin u. a. führende Persönlichkeiten findet. Hier wendet man sich bewußt vom Individualismus ab und sucht die Volksgemeinschaft. Neben die Selbstverantwortung tritt gleichberechtigt die Verantwortung vor dem Volksganzen und während die Freideutschen schon bald zwischenvölkischen Ideen nachjagen, stellen sich die Jungdeutschen voll und bewußt in ihre Nation hinein. Aber auch hier bleibt man nicht von Problematik frei und erlebt nach der Revolution einen Zusammenbruch.

Inzwischen war die Zahl der Bünde unheimlich angewachsen und die Masse der Jugend mehr und mehr mitgerissen. In alle Jugendpflegeverbände drang mehr oder weniger vom Geiste und Form der Jugendbewegung ein. Fast schien es, als könne hieraus sich wirklich noch eine einheitliche Macht bilden. Im Kampfe gegen den nach der Revolution hemmungslos auf die Jugend losgelassenen Schund entstanden die Jugendringe. In ihnen fand sich alles zusammen, was edle Ziele verfolgte, und unter dem Leitspruch: „Durch Liebe, Wahrheit und Reinheit — zur Arbeit und Einheit“ reichten sich alle Bünde von rechts bis links die Hand zu gemeinsamer Arbeit: Schundfilm, Schundbild, Schundbuch wurden nach Kräften, aber ohne durchschlagenden Erfolg bekämpft. Eher schon hatte man Erfolge mit dem Einrichten von Jugendherbergen. Aber als man sah, wie wenig man im Grunde gegen die geldlich übermächtigen Gegner erreichen konnte, da verebbte auch diese Bewegung langsam wieder. Heute gibt es kaum noch Jugendringe von dieser Art, sondern nur noch ringartige Zusammenschlüsse von verschiedenen Bünden gleicher Richtung, meist mit ausgesprochenem Zweck-Charakter.

Wenden wir uns aber jetzt erst den Bünden selbst zu. Es ist für einen Außenstehenden ganz unmöglich, sich in dem heutigen Durcheinander von Bünden und Gruppen auch nur annähernd zurechtzufinden. Nur wer seit Jahren mitten in der Bewegung steht, kann sich einigermaßen den Überblick bewahren. Es wäre sinnlos, hier eine Aufzählung der bestehenden Bünde und ihrer Ziele zu geben, denn dann würde ein Sonderheft entstehen und vieles müßte immer und immer wiederholt werden. Deshalb erscheint es mir angebracht, nur die bedeutendsten und bezeichnendsten Richtungen und Bünde hier zu nennen. Schon oben wurde erwähnt, daß der Wandervogel bald nach seinem Entstehen alle Reste von Bierstudententum von sich abstreifte und Tabak und Alkohol aus seinen Reihen verbannte. Der aus Nordamerika stammende Guttemplerorden, der insbesondere den Kampf gegen den Rauschtrank auf seine Fahne geschrieben hatte, richtete schon bald Jugendgruppen ein, die sich „Wehrlogen“ nannten. Diese Wehrlogen waren wohl mit die ersten, in welche der Geist und der Stil der Jugendbewegung einzog. Heute stellen sie einen großen Teil der Jugendbewegung dar, dessen Hauptziel die Trockenlegung Deutschlands ist. In gleicher Richtung arbeitet die 1913 schon auf dem Meißner vertretene „Vortrupp-Jugend“. Sie knüpfte insbesondere an das Buch „Hellmut Harrings“ von Hermann Popert an, welches die damaligen sittlichen Zustände geißelte und eine sittenreine, alkoholfreie Kultur forderte. Auch Rassefragen spielten im Vortrupp eine Rolle und

man erstrebte „Aufartung“ des deutschen Volkes durch Anwendung rassehygienischer Grundsätze auf das persönliche Leben. In den christlichen Bünden erwachte durch das Eindringen der Jugendbewegungsgedanken ein neues frischeres Leben, und Bünde wie der „Christliche Verein junger Männer“, die aus den Bibelkreisen entstandenen „Köngener“, die urchristlich-mystisch-sozialistischen „Neuwerker“ begannen in neuen Bahnen zu wandeln. Überall nahm die vorher von Pastoren, Lehrern oder sonstigen Erziehern geleitete Jugend selbst die Initiative in die Hand und suchte nach neuen Zielen und neuen Formen der Geselligkeit. Das führte dazu, daß manche Bünde, wie z. B. der „Bund deutscher Jugendvereine“, der unter Wilhelm Stählin ernsthaft an der religiösen Erneuerung und Verinnerlichung des Volkes arbeitet und sich für volkskirchliche Bestrebungen einsetzt, oder der in ähnlicher Richtung arbeitende Mädchenbund „Neuland“ mit Guida Diehl an der Spitze mehr und mehr in den Formen und Gedankenkreisen der Jugendbewegung aufgingen.

Viele der ehemaligen Freideutschen sammelten sich nach der Revolution in der „Demokratischen Jugend“, aber man kam auch dort nicht aus dem Problemewälzen heraus. Man suchte den „neuen politischen Menschen“; die Partei lehnte man ebenso ab wie Materialismus und Marxismus. Andere Freideutsche wurden „Jungsozialisten“ und standen auch hier außerhalb der Partei. Fast schien es, als wollte sich bei ihnen eine ähnliche Wandlung anbahnen, wie sie sich in der später zu besprechenden nationalen Jugend vollzog: eine Loslösung von Parteien und Phrasen, ein Suchen nach den Wegen zur Volksgemeinschaft. Die von Karl Bröger lange geleiteten „Jungsozialistischen Blätter“ fanden manchmal Worte, die zu den besten Hoffnungen zu berechtigen schienen, aber die Masse folgte ihren Führern nicht und in neuerer Zeit hat die Partei auch dort das Heft in die Hand bekommen, und man findet daher nur noch Parteiphrasen und Klassenkampfgerede in jenen Blättern. Die aus den sozialdemokratischen Jugendvereinen erwachsene „Arbeiterjugend“ hat zwar mehr und mehr die äußeren Formen der Jugendbewegung angenommen, und die Weimarer Tagung im August 1920 verlief ganz in diesem Stile. Aber auch hier bremste schon bald die Partei, von der man damals abzurücken versuchte, und seit der Nürnberger Tagung ist man nur noch äußerlich „jugendbewegt“. Wie weit in der sozialistisch und pazifistisch gerichteten Jugend die Zersplitterung geht, zeigen die Namen der Bünde, die als Ring die Zeitschrift „Freie sozialistische Jugend“ herausgeben: Freie aktivistische Jugend, Wanderscharen, Landfahrer, Orden junger Menschen, Freie proletarische Jugend, Freie sozialistische Jugend. Liest man ihre Zeitschriften, so auch die von Walter Hammer in Hamburg herausgegebenen „überbündischen“ Blätter „Junge Gemeinde“ und „Junge Menschen“, so sieht man dort ein vergebliches Bemühen, die alten Bestrebungen der Jugendbewegung nach edlem und natürlichem Menschentum in der Jugend mit pazifistischen, internationalen und proletarischen Zielen der Sozialisten von heute zu verquicken, und der selbstbewußte und großartige Ton der zuletzt genannten Blätter scheint mir im umgekehrten Verhältnis zu dem Inhalt der Hefte zu stehen.

Es gibt auch Zusammenschlüsse beruflicher Art unter der Jugendbewegung, und auch unter diesen sind einige in nicht geringem Maße von der Jugendbewegung angesteckt worden. Da ist zuerst der aus dem Deutsch-nationalen Handlungsgehilfenverband hervorgegangene Bund der „Fahrenden Gesellen“ und der „Deutsche Mädchen Wanderbund“, beides wirkliche Wandervogelbünde, welche glaubten, daß sich Menschen aus gleichem Berufe am besten verständen, und die zweifellos manches Wertvolle leisteten. Einer der leitenden Gedanken der Jugendbewegung nach der Revolution war das Streben nach engster „Gemeinschaft“. Fast war das wie ein Rückschlag auf den von den Freideutschen so überspannten Individualismus. Und man versuchte immer wieder, diesen Gedanken in die Tat umzusetzen. Was man im Großen im Volke als Volksgemeinschaft erstrebte, das wollte man auch im Kleinen in den Gruppen und Bünden selbst vorleben und erleben. Und da sah man bald, daß das nicht möglich war, wenn man wahllos jeden Menschen aufnahm, der sich dem Kreise neugierig näherte. Man hatte im Wandervogel in späteren Jahren den Auslesegedanken mehr und mehr fallen lassen und wollte „die ganze deutsche Jugend“ ergreifen. Aber in dem Eindringen der Masse lag das Verderben. Jetzt, nach dem Zusammenbruch, kehrte man zur Auslese zurück. Aber nun hatten sich auch die gesamten Lebensverhältnisse von Grund auf verändert und schärfer denn je standen sich die Gegensätze gegenüber. Auch die beruflich einheitlichen Bünde erlebten ihre Zersplitterung. Der Wandervogel selbst versuchte immer wieder, ohne feste Einstellung durch Auslese junge tatenlustige Menschen in Gemeinschaften zusammenzuhalten, aber es gelang nicht. Sie brachen immer wieder

auseinander. Heute hat der Wandervogel den Weg zu seinem Volke gefunden und steht fest im nationalen Volkstum, alle freideutsche Weltschwärmerei von sich weisend. Auch der von den älteren Wandervögeln gegründete „Kronach-Bund" ging diesen Weg und seine gleichnamige Zeitschrift gehört wohl, trotz mancher Unklarheiten, zu den zielbewußtesten der Jugendbewegung.

Eine Frage, welche lange Zeit ganz geschwiegen hatte, tauchte wieder auf, als sich alle möglichen Auswüchse und Unschönheiten in der Jugendbewegung zeigten: ist der Wandervogelgedanke nur Sache der Jungen oder auch der Mädchen? — Der Wandervogel e. V. hatte Mädchen aufgenommen und wanderte meist gemeinsam. Aber je mehr sich dieses gemeinsame Wandern ausbreitete, desto mehr verwilderte es und zeitigte üble Früchte: Jungen wurden zu weichlichen Schwärmereien verlockt, oder aber Mädchen zu einer unschönen derben Jungenhaftigkeit. Dagegen sträubte man sich nun wieder und es entstand die „bündische Jugend". Im Wandervogel war es erst der „Altwandervogel", später der „Jungenbund" (der sich auch Jungenstaat nannte), welcher keine Mädchen mehr aufnahm und gemeinsame Fahrten ablehnte. Aber auch aus der alten Pfadfinderbewegung brach neues Leben hervor, nachdem der erste Schreck der Revolution überwunden war. 1919 gründete Voelkel den Bund der „Neupfadfinder"; den alten militärischen Drill verwarf man, aber man unterwarf sich freiwillig einer straffen Selbstzucht. Man pflegte den nationalen Gedanken, machte sich auch manches Gute aus der Jugendbewegung zu eigen, aber wer die Zeitschrift „Der weiße Ritter" las, wird sagen müssen, daß hier reichlich viel Unklarheit über das Ziel und romantischer Mystizismus herrschen. Da sehen die „Ringpfadfinder" und der „Deutsche Pfadfinderbund" schon klarer, und da auch sie längst aus der Jugendpflege in die selbstwirkende Jugendbewegung übergingen, gehören auch sie zur „Bündischen Jugend". 1921 hatten sich die „Jung-Nationalen" als selbständiger Bund vom „Deutschnationalen Jugendbund" getrennt. Sie neigten mehr zu den Anschauungen der „Jungdeutschen Wandervögel": Los von Parteien, hin zur Volksgemeinschaft durch Gemeinschaftsarbeit im Geiste der Jugendbewegung. Dagegen stand der D. N. J. in Beziehungen zur Partei und lehnte Form und Wesen der Jugendbewegung ab. Aber auch die Zersplitterung der Jungnationalen ging weiter und bald trennte sich ein reiner Jungenbund vom alten Bunde, der sich ebenfalls der „Bündischen Jugend" anschloß. Ein bedeutsames Treffen dieser Jugend war das Fichtelgebirgstreffen. Dazu kamen auch Jungengruppen von verschiedenen gemischten (Mädels aufnehmenden) Bünden. Man suchte die Einigung im nationalen Gedanken und sah als eine der wichtigsten Aufgaben die Grenzlandsarbeit an. Von nun an begannen planvoll die Auslandsfahrten der Jugendbünde, die sie zu den abgetrennten und Auslandsdeutschen in Nord, Süd, Ost und West führten. „Fichtelgebirgsjugend" nannte man sich, und das von Günther Wolff in Plauen herausgegebene „Junge Volk", Grenzlandsblatt deutscher Jugend, legt Zeugnis ab von dem Tatwillen dieser Bünde. Man hat alles Weiche, alles Unmännliche und Verschwommene von sich abgestreift. Man hat die alte Problematik fallen lassen, man ist ernsthaft ans Werk gegangen, in Selbstzucht und Liebe zum eigenen Volke. Und man hat Gutes geschaffen. In diesem Zusammenhang dürfen auch die Hochschulgilden nicht vergessen werden, die sich aus studierenden Wandervögeln an den deutschen Hochschulen bildeten. Sie gingen aus jungdeutsch gerichteten Kreisen hervor und versuchten, das Gute aus dem Farbenstudententum mit dem Guten aus der Jugendbewegung zu verschmelzen. Das Gefühl der Verantwortung, welches die Gildenstudenten ihrem Volke gegenüber empfanden, und sich in ihren Kämpfen um das Werden einer deutschen Volksgemeinschaft ausprägte, führte sie auch zum Rassengedanken. Man sah ein, daß die Zukunft Deutschlands von der Erhaltung seiner rassisch hochwertigsten Teile abhängt und setzte sich darum für die Erbgesundheitslehre und den Gedanken der „Wiedervernordung" (Dr. Hans Günther) ein. Dieser Gedanke der Wiedervernordung rief eine neue Richtung in der Jugendbewegung hervor, die von Anfang an außerordentlich stark war und viele führende Köpfe in ihren Reihen hatte. Natürlich fehlte es auch hier nicht an Zersplitterung und man suchte wieder nach Möglichkeit andere Gedanken mit dem Rassegedanken zu verknüpfen, so z. B. die „Nordungen", welche eine deutsche Religion ins Leben rufen möchten und das Christentum bekämpfen. Der Rassengedanke fand bald in den verschiedensten Bünden Eingang. Auch der von dem Schriftsteller Wilhelm Kotzde 1920 ins Leben gerufene Bund der „Adler und Falken", der von Anfang an völkische Ziele verfolgte, und sich zweifellos große Verdienste um die Ausbreitung kultureller Erneuerungsgedanken in der deutschen Jugend, insbesondere das Bekenntnis zu einer

4*

bewußt deutschen Eigenkultur erworben hatte, fand bald den Weg zum Rassengedanken. In der Zeitschrift „Der Falke“ wird seit einigen Jahren neben dem Kampf gegen eine zerfallende undeutsche Kultur auch der Kampf gegen den Untergang der nordischen Rasse geführt. Der Glaube daran, daß die nordische Rasse für unser Volk von unersetzlichem Werte sei und der Wunsch, die nordische Jugend für die Erhaltung und Stärkung dieser Rasse zu gewinnen, führte dann 1923 aus der Jugend heraus zur Gründung des Bundes der „Jung-Germanen“, der sich in den „Jung-Germanischen Blättern“ ein eigenes Kampfblatt schuf.

Fragt man sich nun, welches denn die wirklichen Leistungen dieser Jugendbewegung sind, so tönt einem die Antwort aus allen Gebieten des Lebens entgegen. Der kulturelle Wert der von den Wandervögeln gesammelten und dadurch erhalten gebliebenen Volkslieder, Volkstänze und Volksbräuche ist unbestreitbar. Und auf dieser Volkskunst hat sich aus der Jugendbewegung heraus eine ganz neue, heute allenthalben anerkannte Richtung in Kunst und Musik entwickelt. Wer sich mit Musik beschäftigt, kennt sicher die Namen: Fritz Jöde (jetzt Professor in Berlin) und Walther Hensel. Beide bauten auf der Polyphonie auf und schufen im Verein mit anderen eine neue, außerordentlich fruchtbare Richtung in der Musik. Ähnlich war es im Kunsthandwerk, wo die Jugendbewegung den Sinn für echte, volkstümliche Arbeiten wieder in breitesten Kreisen weckte. Und ein großer Teil der Erfolge unserer Frauenkleider-Reform, insbesondere die Abschaffung des Korsetts, ist den tapferen Wandervogelmädchen zuzusprechen, welche an Stelle des Modekleides ihr Eigenkleid trugen und allen Spott geduldig auf sich nahmen. Als der Gemeinschaftsgedanke durchbrach, begannen sich überall Gruppen zu bilden, welche ihre Gedanken in die Tat umsetzen wollten. Während die Gemeinschaftssiedlungen versagten, hatten die Werkscharen, die Singgemeinden, die Spielscharen, die Musikantengilden, die Künstlergilden u. a. schöne Erfolge zu verzeichnen. So manche für unser Volkstum wichtige Arbeit ist da geleistet worden, wobei auch die Grenzlandsfahrten der Bündischen Jugend nicht vergessen werden sollen. Und was durch die Jugendbewegung an Sinn für Körperkultur, Sport und Wandern in allen Kreisen der Jugend geweckt worden ist, das wird noch manche segensreiche Wirkung haben. Das Ziel des Wandervogels, die Jugend in Bewegung zu bringen, ist erreicht. Der Wandervogel hat es mit seinem Leben bezahlt. Er hat damit eine hohe Aufgabe erfüllt, auf die er allezeit stolz sein kann. Dr. R. Holler.

Bücherschau.

Bauer, K. H.: 1926, Rassenhygiene. 247 S., 28 Abb. Leipzig, Quelle u. Meyer. Geb. Mk. 7.—.

15 Vorlesungen über Entwicklungs- und Abstammungslehre, Erblichkeit, Vielgestaltigkeit und Auslese. Von der Rassenhygiene sind nach dieser ausführlichen Abhandlung der allgemeinen Rassenbiologie die wichtigsten Grundzüge erörtert. Das klar und anregend geschriebene Buch ist empfehlenswert und sollte viele Leser finden. Scheidt.

Quellen. 1000 Familiengeschichtl. Nachweise aus genealogischem Schrifttum. 1926. Nr. 2. Weinböhla i. Sa., E. Selbmann. 1 Heft Mk. 0.50.

Monatlich erscheinender Nachweis familiengeschichtlicher Quellen, nach Namen geordnet. Scheidt.

Witschell, L.: 1925, Die völkischen Verhältnisse in Masuren und dem südlichen Ermland. 48 S. 3 Tafeln, 2 Karten. Hamburg, Friedrichsen u. Co. Geh. Mk. 15.—.

Die aus dem geographischen Institut der Universität Königsberg hervorgegangene Arbeit ist nicht nur von wissenschaftlicher, sondern auch von hervorragender nationaler Bedeutung. Der Verf. hat sicher erreicht, was er wollte: „Einmal auch auf wissenschaftlichem Wege eine Basis zu schaffen zur endgültigen Zerstörung jener falschen Voraussetzungen, die den Versailler Sachverständigen als Unterlage für ihren Artikel 94 gedient haben.“ Schon ein Blick auf die sehr lehrreichen Karten zeigt deutlich genug, daß der ganze Süden von Ostpreußen ein nach Sprache, Kultur und Einstellung der Bevölkerung (Karte der Volksabstimmung) eindeutig deutsches Gebiet ist und eine „Polenfrage“ gar nicht kennt. Für die Kenntnis des Volkstums bietet die Arbeit viel Wertvolles über Siedelungsgeschichte, Entwicklung der Nationalitätenverhältnisse, Bevölkerungs- und Sprachverteilung. Sie leistet so eine unerläßliche Vorarbeit zur Erforschung der volkstümlichen und rassischen Verhältnisse des Gebietes. Scheidt.

Wolff, K. F., 1927, **Rassenlehre.** Neue Gedanken zur Anthropologie, Politik, Wirtschaft, Volkspflege und Ethik. 251 S., 40 Abb., 16 Tafeln u. 3 Karten. Leipzig, C. Kabitzsch. Geh. Mk. 10.—, geb. Mk. 12.50.

Das Buch bildet den 39. Band der von G. Kossinna herausgegebenen „Mannus-Bibliothek". Wolff will in 50 Abschnitten rassenkundliche, vorgeschichtliche, rassenhygienische, politische und kulturpolitische Fragen behandeln. Da das Buch in der Hauptsache gegen die Anschauungen Anderer gerichtet ist, enthalten zahlreiche Abschnitte ausschließlich polemische Auseinandersetzungen. Wolff geht aus von der Behauptung, daß die Anthropologie den Längen-Breiten-Index des Kopfes als das Hauptkriterium der Rasse betrachte (S. 2). Nach seiner Meinung kommt der „Kurve des Gesichtsprofils" für die Rassendiagnose eine größere Bedeutung zu. Die Aufstellung dreier Rassen in Europa (der nordischen, der mittelländischen und der sog. alpinen) sei nur durch eine Überschätzung des Längenbreitenindex zustande gekommen. Irgendeine Verwandtschaft der rundköpfigen Alpinen mit Mongoliden könne ebensowenig angenommen werden wie eine östliche Herkunft derselben. Die große Gleichförmigkeit der Mongolen, von der aber gerade das Längenbreitenverhältnis ausgenommen sei, zeige, daß „der Längen-Breiten-Index überhaupt kein Rassenmerkmal[1]) sein könne" (S. 52). Vielmehr habe „jeder Rassenstamm ebensogut seine Dolichoiden, wie seine Brachoiden. Die ersten bilden eine Auslese der Unruhigen, die zweiten eine Auslese der Bedächtigen. Dies ist das Gesetz von der kraniologischen Polarität" (S. 60). Man werde also annehmen müssen, „der Längen-Breiten-Index sei ein Merkmal, welches die unruhigeren, unternehmenderen und wanderlustigeren Menschen von den zäheren, bedächtigeren und bodenständigeren[1]) scheide. Gilt das aber für alle Länder und Völker, so ist der Längen-Breiten-Index kein Rassenmerkmal, sondern ein phrenologisches Merkmal!"[1]) (S. 58). — Auf Grund dessen entwirft Wolff seine „neue Rassensystematik", welche „Arier", „Südleute" und „Mongolen" unterscheidet, innerhalb jeder dieser „Rassen" zwei Gruppen, eine dolichokephale und eine brachykephale. Die „dolichokephalen Arier" würden der nordischen Rasse gewöhnlicher Bezeichnung entsprechen, die „brachykephalen Arier („Homo Raeticus") sollen die „Bewohner des nördlichen Alpenbogens und der angrenzenden Gebiete, Bretonen, Bewohner der holländischen und friesischen Inseln, norwegische Küstenbewohner, Waldai-Leute und die eigentlichen Finnen" sein (S. 62); die „dolichokephalen Südleute" entsprechen etwa der mittelländischen (und orientalischen) Rasse üblicher Bezeichnung, die „brachykephalen Südleute" den Vorderasiaten und Dinariern. Außerdem läßt Wolff noch „Nebenrassen" zu, von denen er die „Hyperboräer" als „kleinwüchsigen, brünetten Menschenschlag" „mit kurzer, niedriger, meist aufgestülpter Nase" besonders erwähnt (S. 62). In den folgenden Abschnitten „Die Dolichoiden als Dränger und Stürmer" und „Die Brachoiden als Dulder und Bewahrer" werden die seelischen Unterschiede dieser beiden Gruppen auseinandergesetzt, weitere Kapitel sind sprachlichen Fragen (Indogermanen) und polemischen Auseinandersetzungen gewidmet. Den „Ursprung" der angegebenen Rassen sieht Wolff für die „Arier" in dem Schädelfund von Combe-Capelle, während die Cro-Magnon-Leute Mischlinge aus einem hochwüchsigen, dolichoiden und einem kleinwüchsigen brachoiden Element sein und den „Hamito-Semiten" entsprechen sollen. (S. 126). Den Ursprung der „Hyperboräer" verlegt er nach Osteuropa. —

Das ist etwa der sachliche Hauptinhalt der ersten Hälfte des Buches, wobei sehr zahlreiche und unübersichtlich eingestreute Einzeldinge der verschiedensten Art hier außer Betracht bleiben. Die Art der Wolffschen Darstellung rechtfertigt seine Anschauung, welche in der Rassenkunde eine „Universitas Litterarum" im Sinne eines Nebeneinanders verschiedenster Wissensgebiete sieht (S. 1). Sie läßt deshalb auch einheitliche klare Grundgedanken vermissen, was sich z. B. darin zeigt, daß Wolff von biologischen Dingen nicht in eindeutigem biologischem Sinn redet. Man kommt z. B. nicht recht dahinter, was er unter „Rasse" versteht, wenn er bestimmte Längenbreitenverhältnisse des Kopfes als regelmäßige Begleitmerkmale bestimmter seelischer Eigenschaften beschreibt, deren Erbbedingtheit anerkennt, Auslesegruppen damit kennzeichnet und trotzdem erklärt, das seien keine Rassenmerkmale. Ebenso fragt man sich vergeblich nach des Verfassers Vorstellung von Rassenentstehung und Rassenerkennung, wenn der einzelne Combe-Capelle-Schädel als Vertreter einer Rasse in Anspruch genommen wird, von den Cro-Magnon-Leuten (die zur Feststellung einer Rasse schon ziemlich häufig genug vorkommen) aber erklärt wird, sie vertreten keine Rasse. Auch

[1]) Gesperrt von Wolff.

sonst führt der sehr empfindliche Mangel an wohldefinierten biologischen Grundbegriffen zu recht willkürlichen Konstruktionen, die (wie in solchen Fällen zu erwarten ist) mannigfache Widersprüche nach sich ziehen. Z. B.: Muß denn ein Merkmal, das zur Unterscheidung zweier Rassen brauchbar ist, für alle Rassenunterscheidungen brauchbar sein? Ist die genetische Entwicklungsmöglichkeit etwa einfach proportional der zur Verfügung stehenden Zeit? Wie sind die vielverbreiteten und sicher „wanderlustigen" Vorderasiaten, mongoliden Wandervölker usw. mit der „brachykranen Seßhaftigkeit" in Einklang zu bringen? Woher stammt die Feststellung einer überwiegend blonden und blauäugigen Bevölkerung in den alpinen Gebieten? Ist überhaupt das Längenbreitenverhältnis des Kopfes etwa der einzige Unterschied der sogen. Alpinen gegenüber den Nordischen, wenn nicht, wie können diese beiden Gruppen dann nach Ausschaltung des Längenbreitenverhältnisses zusammengeworfen werden? — Da Wolff auf die Neuheit seiner Anschauungen großes Gewicht legt, muß auch erwähnt werden, daß er mit der „Feststellung", das Längenbreitenverhältnis könne nicht das einzige Rassenkriterium sein, längst offene Türen einrennt. Der „Ersatz" der „Drei-Rassenlehre" durch die Annahme zweier Rassen, einer „arischen" und einer „meridionalen" ist aber auch nicht mehr besonders umwälzend, wenn durch ein verschämtes Hintertürchen der kleinwüchsige brünette „Hyperboräer" doch wieder auftaucht (mit dem einzigen Unterschied, daß er nicht fettgedruckt und auch sonst recht vernachlässigt wird). Vorderasiaten, Dinarier, Mittelländer und Orientalen in einen Topf zu werfen, ist dagegen neu, während die (wahrscheinlich viel berechtigteren) Zweifel an der sogen. alpinen Rasse wieder gar nicht neu sind, so daß sich hier das Umtaufen in „Hyperboräer" vielleicht erübrigt, dort die Beibehaltung der alten Bezeichnungen und Unterscheidungen sicher empfohlen hätte.

Unbestritten neu und, wie Wolff für das ganze Buch beansprucht, umstürzlerisch ist hingegen die Einkleidung der Dinge, die in der zweiten Hälfte zu lesen sind: Wolff geht (im 40. Abschnitt) von dem Satz aus, es herrsche „innerhalb eines jeden Rassenverbandes eine ‚Bioharmonie'", die „auf der Weltanschauung" beruhe. Der nächste Abschnitt handelt über „Das Grundgesetz von der Geistigkeit des Menschen": „Die Weltanschauung ist eine Emanation der Geistigkeit und die Geistigkeit wurzelt in der Rasse. Sie ist im Leben der Rasse das Wesentliche, das Bestimmende, das Entscheidende. Gibt eine Rasse ihre artgemäße Geistigkeit auf, so verfällt sie" (S. 147). — Der oben erwähnte Grundmangel der ganzen Ausführungen zeigt sich also hier besonders deutlich: Wolff meint allen Ernstes, daß „eine Rasse" etwas, was „in ihr wurzelt", „aufgeben" könne. Er kommt infolgedessen bei der Schilderung der „arischen Weltanschauung" leicht dazu, für die „Gewaltausübung des Menschen gegen den Menschen" (z. B. bei den wehrhaften nordischen Völkern) eine verblüffende Erklärung zu finden: „Die Gewaltausübung ist mithin eine Verirrung, eine biologische Entgleisung!"[1]) Mit dieser Behauptung und vielen Erläuterungen darum herum leitet Wolff die Darlegung seiner Ideale ein, die dem Wesen des „Ariers" entsprungen sein sollen und sich um die immer wiederkehrenden Worte vom „Selbstbestimmungsrecht", von der unbeschränkten „Freiheit", von der „Brüderlichkeit aller Menschen", „Menschheitsorganisation" usw. drehen. Wolff verkündet sie als „Potenzierung des Rassengedankens" (S. 142), als „Evangelium der Rasse" (S. 143) und im Namen der „Nation". Die umfänglichen Schlußfolgerungen daraus wenden sich vor allem gegen die Rassenhygiene, gegen den „Klassenstaat" und vieles andere, wovon am besten ein paar Leseproben objektiv unterrichten: „Solange wir es richtig und ehrenhaft finden, dem Volksgenossen, der uns einen Schlag gibt, mit einem Schlag zu antworten — und das tun wir im allgemeinen ohne religiöse Bedenken —, solange wir den Einbrecher niederschießen, der unsere Wohnung plündern will, solange werden wir auch gegen die Imperialisten[1]), d. h. gegen die Vertreter der Gewaltpolitik, mit Waffen kämpfen dürfen. Christen sind wir dabei freilich nicht, aber aufrechte und ehrliche Leute" (S. 158). — Im Anschluß an die Mißbilligung, die Wolff dem Staat ausspricht, der im Weltkrieg „Friedfertigen" den Befehl gab, andere Menschen zu töten, heißt es (S. 159), es müsse „ein neues Moralprinzip für die Politiker[1]) geschaffen werden, das ungefähr so lauten könnte: Es ist erlaubt, bewaffnete Männer zu töten, die sich militärisch organisiert haben, um anderen Menschen ihr Selbstbestimmungsrecht zu rauben." — Daß in den Südstaaten der U. S. A. Ehen zwischen Negern und Weißen verboten sind, findet Wolff „ekelhaft, denn es ist gegen die Menschenrechte" (S. 160), obwohl er solche Ehen angeblich „für ein Unglück" hält. —

[1]) Gesperrt von Wolff.

„Daß die Menschen ungleich sind und daß diese Ungleichheit durch Erziehung nicht überbrückt werden kann, ist eine naturwissenschaftliche Erkenntnis; die Brüderlichkeit der Menschen[1]) aber ist unumgängliches ethisches Postulat“ [1]) (S. 178). — Ein Hauptgrund gegen die „selektive Rassenhygiene“ ist nach Wolff, daß das deutsche Volk nicht mehr begabte Menschen brauche (!), als „aus den Reihen der kinderreichen Unterschichte fort und fort geleistet werden“ (S. 194). — Von den Juden wird mitgeteilt, daß sie „überall, wo sie die europäische Kultur annehmen, unaufhaltsam zermalmt werden“. — Einige „praktische Vorschläge“ des Verfassers: Die polizeilichen Maßnahmen sollen abgeschafft werden. „Hierher gehören die Maßregeln gegen den Alkoholmißbrauch[1]), gegen die Spielhöhlen[1]), gegen die Abtreibung der Leibesfrucht[1]), gegen die neumalthusianische[1]) Lehre und Technik (mit Einschluß der Sterilisierung); ferner gehören hierher die Theaterzensur[1]) und endlich die Reglementierung[1]) der Prostituierten. Ich würde alle einschlägigen Verbote und Vorschriften ausnahmslos abschaffen[1]) und nur dafür sorgen, daß nicht Ärgernis auf offener Straße gegeben werde. Die Straße muß in Ordnung sein, aber hinter verschlossenen Türen mögen eigenberechtigte Menschen tun und lassen, was sie wollen“ (S. 200). — „Alle diese Schäden bekämpft man nicht durch Gewalt, sondern ausschließlich durch Belehrung[1])“ (S. 201). — „Die ‚Meldepflicht für Syphilis‘[1]) bedeutet einen rücksichtslosen Eingriff in die Rechte des Einzelnen und ist daher unbedingt abzulehnen (S. 202). — „So erkläre ich ungescheut, daß ich die allgemeine Abschaffung des Schulzwanges verlange“ (S. 203). — „Ich verlange die Abschaffung aller Berechtigungen und Befähigungsnachweise“..... „Denn das Wissen und Können besteht durch sich selbst und bedarf keiner irgendwie gearteten Legitimierung“ (S. 207). — Abgeschafft sollen ferner werden alle Steuern, alle Zölle, alle Gemeindeumlagen, alles private Grundeigentum (S. 210). — Von der gesetzlichen Sonntagsruhe heißt es (S. 217): „Der freie Mann braucht sie nicht; er schließt seine Verträge so ab, daß er vor Überanstrengung bewahrt bleibt.“ Wolff ist überhaupt ein Gegner von „Überanstrengung“: „Darum“, heißt es S. 216, „bin ich ein Gegner des Achtstunden-Tages[1]). Acht Stunden sind zu viel“. Er verlangt nur 6 Stunden mit der Begründung, daß dann der Mann freiwillig (!) sicher nicht 8, sondern 12 Stunden arbeiten werde (S. 217). — Um die Städte sollen Heimstättensiedlungen geschaffen werden. „Alkoholmißbrauch, Glücksspiel und ähnlicher Unfug werden im Heimlande nicht geduldet, sondern in das Innere der Stadt, in die „City“, verwiesen, wo eben alles erlaubt sein soll. Das Heimland ist das Mütter- und Kinderland, die City aber ist der Tummelplatz der in die Zivilisationsschlacht verwickelten Männer und daher eine Stätte der rücksichtslosesten Auslese“ (S. 217). — „Da ich nun die Gewalt als eine biologische Entgleisung betrachte, so ist es klar, daß ich die ganze Politik als eine vorübergehende Verirrung der Menschheit ansehe, als eine soziologische Krankheit, die überwunden werden muß“ (S. 218). — „Die demokratischen Deutschen verabscheuten Bismarck als den typischen ‚Preußen‘ und reaktionären Aristokraten. Trotz vieler nebensächlichen Einzelheiten, die sich dafür geltend machen lassen, war er aber dennoch in der Hauptsache deutsch und demokratisch gesinnt“ (S. 219). — „Was aber die Kolonien[1]) anbelangt, so habe ich schon 1912 aus Gründen der Rassenlehre und der nationalen Strategie jede überseeische Kolonialpolitik verworfen“ (S. 227—228). — „Die Imperialisten haben aus der Rassenlehre eine geistige Waffe für ihre Zwecke machen wollen, sie erfanden eine ‚aristokratische Biologie‘. Ich komme auf Grund der Rassenlehre zu ganz anderen Schlüssen; ich gestaltete aus ihr ein Schutz- und Abwehrmittel gegen die Unterdrücker. Die Menschheit[1]) — so viel verkannt und verleugnet — wird zum weltpolitischen Begriff; sie besteht aus den auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes organisierten großen Rassenverbänden und bildet eine gemeinsame Front gegen die Politiker des alten Stils (S. 240). —

Diese Proben dürften genügen, einen Begriff zu geben von dem, was Wolff „Rassenlehre“ nennt und was er sich für das deutsche Volk ausgedacht hat. Wenn dieser selbe „Reformator (auf S. 166) dem hochverdienten Verbreiter des Rassengedankens, Hans Günther, sagen mußte, er — Günther — wäre, wenn „sein Programm zur Ausführung gelangen könnte“, ein „Totengräber des Deutschtums“, so sind wir damit völlig einverstanden — nachdem wir das „Deutschtum“, das Wolff im Sinne hat, kennengelernt haben. Wir glauben nur, daß wir Günther darum um so mehr Dank schuldig sein werden. — Vom

[1]) Gesperrt von Wolff.

[1]) Gesperrt von Wolff.

Standpunkt der Rassenkunde als Wissenschaft müßte aber gegen den von Wolff unternommenen und von Kossinna unterstützten Mißbrauch einer wissenschaftlichen Bezeichnung zur Verschleierung demagogischer Umtriebe entschiedener Einspruch erhoben werden, wenn nicht zu hoffen wäre, daß kaum ein Leser das Buch von Wolff für eine Rassenlehre halten wird.

Dr. Walter Scheidt-Hamburg.

Zaunert, P., und Diederichs, E., 1926, **Deutsche Volkheit** Jena.

„Da wir einmal in absehbarer Zeit über Parteiansichten und Presseverhetzung hinauskommen müssen — die wirtschaftliche Not wird es uns beibringen — versuche ich jetzt, durch die „Deutsche Volkheit" das deutsche Volk zu dem Urgrund seines Wesens heranzuführen in bewußtem Gegensatz zu den Popularisierungsmethoden der heutigen Wissenschaft, schreibt Eugen Diederichs, der Buchreformator in seinem Verlagsbericht: Nicht Lesebücher, sondern Lebensbücher. Ein großes, deutsches Werk ist von ihm geplant, das nach seiner Vollendung ein Lebensbuch des Deutschen zu werden verspricht. Lebensbücher müssen lebendige Bücher sein, die man als köstlichen Schatz bei sich zu tragen vermag. Alte Sitten, alte Bräuche, deutsches Denken, deutsches Wesen, das beste Gefühl im Menschen, sein Heimatgefühl, seine unauslösbare Gebundenheit an seine Scholle, die Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Volksgenossen sollen neu belebt werden, die anders im eklen täglichen Wirtschaftskampf unterzugehen drohen, sollen vom Fremden abführen. Der Zusammenhang mit unserer Vergangenheit soll wieder gefestigt werden; wir werden erkennen, was R. Jung uns in seinem Vorworte zu „Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit" beherzigen läßt: „Uralte Schicksale vollziehen sich aufs neue; weil das deutsche Volk das gleiche geblieben ist; in seiner ungeheuren Stärke, solange es mit seinem Gewissen eins ist; in seiner unglaublichen Schwäche, wenn ihm sein Inneres gestört ist; sei es auch nur durch kluggesetzten Trug des Feindes, den zu durchschauen ihm nicht gelingt; wie immer der Arglose, der selber, die Waffe der Lüge nicht führt, die Beute des Trugkundigeren wird." Mythos und Geschichte bilden die tragenden Säulen der „Deutschen Volkheit". Die Seele offenbart sich im Mythos, sie bedingt die Individualität, und diese läßt „geschehen". Die Aneinanderreihung der bedingten Geschehnisse macht die Geschichte, deren Sinn uns spät, — nur selten einmal durch Vermittlung eines tüchtigen Lehrers, der die Zusammenhänge aufweist und keine Geschichtsarithmetik betreibt, dem jugendlichen Schüler verständlich wird. Die Deutsche Volkheit wird uns das — den meisten abhanden gekommene — Verständnis Deutschen Wesens vermitteln. Sie wird dem endlich in der Jugend wachgewordenen, lebensprühenden, ausgesprochenen Willen zum Deutschen Volkstum zum Siege, damit zur Erneuerung unseres Volkes verhelfen. Jakob Grimms Worte beginnen sich auszuwirken: „Weil ich lernte, daß seine Sprache, sein Recht und sein Altertum viel zu niedrig gestellt waren, wollte ich das Vaterland erheben!" Der mittelländische Klassizismus wird abgeschüttelt, der nordische Mensch, nordisches Wesen macht seine lange zurückgedrängten Rechte geltend. — Die bisher erschienenen Bändchen lassen das Ganze ahnen. In anspruchsloser und doch ansprechender Ausstattung sind zu einem geringen Preise diese Bändchen erhältlich: Ida Naumann: Altgermanisches Frauenleben. 78 S.; Marzell: Die Pflanzen im deutschen Volksleben, 96 S.; Goyert: Vlämische Märchen. 79 S.; Herrmann: Nordische Heldensagen nach Saxo Grammaticus. 79 S.; Herrmann: Dänische Heldensagen nach Saxo Grammaticus. 79 S.; Siebert: Wendische Sagen. 79 S.; Peuckert: Die Sagen vom Berggeist Rübezahl. 80 S.; Erna Barnick: Das Volksbuch von Barbarossa. 79 S.; Paula Zaunert: Marienlegenden 79 S.; Wortelmann: Alte Landsknechtschwänke. 84 S.; Gumbel: Alte Bauernschwänke. 83 S.; Blunck: Vun wilde Keerls in'n Brook. Neue plattdeutsche Märchen. 79 S.; Watzlick: Stilzel der Kobold des Böhmerwaldes. 78 S. — Sämtliche Bändchen sind mit ausgewählten zeitgenössischen Bildern, meist Holzschnitten versehen. 100 Bände sind für die Sammlung vorgesehen. Hambruch.

Volk im Wort

Beilage zu „Volk und Rasse"

Schriftleitung:

Börries, Freiherr von Münchhausen, Windischleuba bei Altenburg, Thüringen.

Nr. 1 Februar (Hornung) 1927

Ich habe gar nichts, aber ich habe meinen eigenen Kopf.

Wilhelm Heinrich Riehl.

Niederdeutsches.

Von Julius Langbehn.

(Schluß.)

Staatsklugheit.

Unstreitig ist der Niederdeutsche durchweg staatsmännisch angelegt; alle seine oben erwähnten Charaktereigenschaften gipfeln in dieser einen. Er ist ein Mann der gesunden Prosa; Selbstbestimmung ist sein Wille; ganz besonders aber ist ihm jene Mischung von Festigkeit und Schmiegsamkeit, von Löwe und Fuchs eigen, welche nach Macchiavell den wahren Staatsmann ausmacht. Auch hierin entspricht der Südosten dem Nordwesten, die Peripherie dem Zentrum der niederdeutschen Welt. So wie England teilweise noch jetzt für die innere, war Venedig einst für die äußere Politik Europas die Hochschule. Die seinerzeitigen venetianischen Gesandtschaftsberichte stellen selbst Bismarcksche diplomatische Schriftstücke in den Schatten. Und wie ihre Werke, waren die Menschen: männliche Kraft und Würde, eiserne Entschlossenheit und goldene Bedachtsamkeit prägt sich gleichmäßig in den uns erhaltenen Porträtköpfen der Senatoren, Prokuratoren und Dogen der Lagunenstadt aus. Das sind niederdeutsche Notable im besten Sinne des Wortes; Typen voll Geist und Blut, innerlich wie äußerlich. Denn Venedig war nicht nur in der Kunst, sondern auch in Politik und Leben eine Königin der Farbe, eine Liebhaberin der Wirklichkeit, eine Kennerin der Herzen. Minder vornehm, aber nicht minder kräftig bewährt sich dieselbe Art im Norden. Der breite und feste Griff der Hansastaatskunst in ihrer bessern Zeit, der Freiheitskampf dithmarsischer und friesischer Bauern, die derbe und volkstümliche Erscheinung eines nordischen Königs wie Christian IV., sie alle tragen den gemeinsamen Zug einer sozusagen höheren Bauernpolitik, einer niederdeutschen Politik. Die damalige Zersplitterung der germanischen Welt läßt diese Politik zunächst nur innerlich als eine Einheit erscheinen; aber diese letztere ist unverkennbar. Ihr Grundprinzip ist: vom gegebenen und zuweilen recht engen Standpunkt in die Ferne, vom scheinbar Unbedeutenden auf das Bedeutendste, von der Scholle auf den Ozean überzugreifen. Es ist eine Politik der Vorsicht und sogar eigentlich nur der Abwehr; es ist Geusenpolitik; am höchsten erhebt sie sich denn auch bei den

beiden Oranien, den schweigsamen Befreiern der Niederlande und Englands. Möcht: die Zukunft eben solche Betätiger und Bestätiger der angestammten politischen Verwandtschaft, vielleicht auch zwischen England und Deutschland, wieder bringen; es könnte gerade davon viel abhängen.

Die Masse der Plattdeutschen selbst, der deutschen Niederdeutschen, hat sich wie gesagt als solche bisher politisch wenig ausgezeichnet: trotz aller praktischen Tüchtigkeit, welche Männer wie Möser, Vincke, Harkort erfüllte, kam es dazu nicht. Die Formlosigkeit überwog noch; man besaß mehr Lebensweisheit als Staatsweisheit; wie sich denn die erstere in eine Menge von plattdeutschen Sprichwörtern, an Zahl und Inhalt würdig des Sancho Pansa, ergossen hat. Sie hat auch stellenweise, vom künstlerischen Gebiet aus, in die eigentliche Politik übergegriffen; Rethels tragische und Reuters komische Muse haben gleicherweise den dunklen Traum der deutschen 1848er Bewegung mit dem Lichte des gesunden Menschenverstandes beleuchtet.

In den beiden Politikern Bennigsen und Windthorst spaltet sich das niederdeutsche Wesen nach seinen beiden Polen: der Bedachtsamkeit und der Geschmeidigkeit. Jedenfalls hat das durch Bennigsen verkörperte hannoversche Element dem deutschen Staatsleben, im Interesse einer Klärung und Beruhigung, sehr gut getan. Lichtenberg sagt zwar: „Die Hannoveraner haben den Fehler, daß sie zu früh klug werden"; aber da die Deutschen sich öfters schon umgekehrt begabt zeigten, so werden beide Eigentümlichkeiten sich mit der Zeit ausgleichen. Man hat auch gemeint, daß der Hannoveraner ein verdünnter Engländer sei; geschichtlich dürfte freilich eher der Engländer als ein politisch gekräftigter Hannoveraner, nämlich Niedersachse, zu bezeichnen sein. Aber jedenfalls ist zu wünschen, daß das stolze englische Gefühl des civis romanus sum, dieser Höhepunkt einer jeden staatlichen Entwicklung, allmählich von dem Inselvetter auf den Festlandsvetter übergehe.

Bismarck.

Den mächtigsten Schritt hierzu hat ein Niederdeutscher getan, dessen großartige Gestalt uns noch jetzt vor Augen steht: Bismarck. In ihm scheint die ganze politische Begabung seiner engeren Stammesgenossen, soweit sie bisher schlummerte, sich konzentriert zu haben. In ihm erhebt sich der niederdeutsche Volksgeist unzweifelhaft zu einem seiner Höhepunkte, zu einem seiner bestimmenden Schwerpunkte. Aus der Masse kam der Mann. Der Letztere hat sich oft mit Betonung als ein Mitglied des linkselbischen Adels bezeichnet. Er gehört jenem Landstrich an, aus welchem ein Michael Kohlhaas erwuchs, dessen Stammes- und Geistesverwandten man in einem Schlag von kernfesten Männern, mit blitzenden blauen Augen und halb kühnem, halb bedächtigem Gesichtsausdruck, noch jetzt zwischen Stendal und Tangermünde antreffen kann. Der alte Sachsengeist lebt in ihnen; und als eine adelige Übersetzung davon muß Bismarck gelten. Sein rundes Haupt zeigt den sehr weitverbreiteten Typus des märkischen Kopfes, in geistig vertiefter Fassung. Es ist kein Profilkopf, sondern nur ein en face-Kopf; es ist ein Cromwellscher Rundkopf in bester Form; fast einer Kanonenkugel gleich, welche alles vor sich wegfegen möchte. Der ganze Kopf — mit seinen gewaltig gewölbten Schädelmassen, die einer Welt das Gleichgewicht zu halten scheinen — erinnert stark an ein nach dem Leben geformtes und nunmehr im Berliner Museum befindliches Bildnis des Scipio Africanus. Feldherr und Staatsmann sind ja nicht weit voneinander; die Kürassieruniform hat dem deutschen Reichskanzler immer

recht gut gestanden. Als eine weitere ganz erklärt niederdeutsche Eigentümlichkeit gibt sich das, im Verhältnis zur Riesengröße des Körpers, so überaus schmächtige Sprachorgan Bismarcks; in Hannover, in Westfalen, in Holstein lispelt man; Lispeln ist der nächste Übergang zum Schweigen. Und niederdeutsche Schweiger, große wie kleine, gab es von jeher genug. Auch alle sonstigen Eigenschaften des Niederdeutschen scheinen sich in ihm ein Rendezvous zu geben: Vornehmheit, Härte, hie und da auch Grausamkeit und List, großartige Berechnung und eiserne Energie des Wollens treffen hier zusammen. Eine schöne und kühne Aufrichtigkeit kommt hinzu. Die Äußerung dieses Mannes „amtlich habe ich nie gelogen" übertrifft an angeborener Ehrlichkeit noch diejenige des oben erwähnten englischen Gesandten. Kein Wunder, daß schwache Seelen dabei eine Gänsehaut überlief; mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen und mit großen Männern erst recht nicht. Indes ist doch Bismarck bisher vom Schicksal der Arminius, Oranien, Lincoln verschont geblieben.

Die geistige Geschlossenheit und im Zusammenhang mit ihr ein künstlerischer — staatskünstlerischer — Zug in Bismarck sind sehr bedeutsam. Diese Eigenschaften bilden gewissermaßen den Hebel, welcher das schwere Gewicht seiner und der niederdeutschen Natur überhaupt in Bewegung, ins Rollen, ins Schießen gebracht hat. Moltke und Cromwell, Oranien und Venedigs Diplomatie scheinen alle an dieser grandiosen Persönlichkeit mitgearbeitet zu haben. Höchste Besonnenheit paart sich mit höchster Elastizität, Kraft und Gewandtheit; und aus allem Diesem zusammen resultiert der Staatsmann, wie wir ihn jetzt vor uns sehen. Der niederdeutsche Unternehmungsgeist feiert hier seinen höchsten Triumph. In Bismarcks Leben ist besonders Zweierlei bezeichnend für diesen Triumph: einerseits seine Äußerung: „ich mache es in der Politik wie auf der Schnepfenjagd, ich setze nie den zweiten Fuß vor, ohne für den ersten einen festen Standpunkt auf dem Bült" — Moorboden — „gewonnen zu haben"; und andererseits die Vorliebe seiner Jugend für den Umgang mit Nordamerikanern, wie John Motley u. a. Auch hier begegnen sich Zentrum und Peripherie des Niederdeutschtums. In der Tat könnten Bismarck und Moltke sich in ihrer Muttersprache, auf plattdeutsch, miteinander unterhalten, wenn sie wollten; und diese Sprachgemeinschaft beider Männer ist kein zufälliges Symptom, sondern sie beruht auf einem tiefen inneren Zusammenhang. Wer ihn kennen lernen will, der frage bei den plattdeutschen „Müttern" an; wie aus der Mutterlauge der Kristall, so schlägt sich aus der Muttersprache der Geist nieder — und wirkt weiter. Bismarck ist kein preußischer und kein deutscher, er ist ein niederdeutscher Staatsmann; er ist ein Landmann wie Cromwell und zugleich ein Fürstenenthroner wie Warwick; ein bürgerliches und ein souveränes Element begegnen sich in ihm. Seine Mutter war bürgerlichen Standes und seine väterlichen Vorfahren gehörten zur Tuchmachergilde in Stendal; trotzdem bestimmt er heute die Politik Europas. Der Schatten dieses Baumes aus der norddeutschen Niederung reicht weit!

Das Beharren bei dem Gegebenen, das Erwachsen aus dem Vorhandenen ist eine echt niederdeutsche Eigenschaft und insofern Politik nach Bismarck „die Kunst, mit gegebenen Größen zu rechnen" ist, erscheint Politik tatsächlich als ein Haupt- und Brennpunkt im Wesen des Niederdeutschen; das ist für das Verständnis eben dieses Wesens sehr wichtig. Innerhalb der Politik aber hat Bismarck, ganz entsprechend, es als seinen eigentlichsten Beruf bezeichnet „den Willen des deutschen Volkes auszukundschaften und auszuführen". Und kaum läßt sich eine Aufgabe denken, auf irgend einem Gebiet, die aus einer engeren Enge in eine



weitere Weite führt, also auch kaum eine Aufgabe, die mehr Schwung enthält und mehr Schwung erfordert als diese. Eine niederdeutsche Politik kann nur eine Politik von Stahl sein, und Bismarck ist die Verkörperung dieser Politik.

Humor.

Gegenüber einer solchen masque de fer darf man aber auch der komischen Maske nicht vergessen; dem tiefen Ernst im niederdeutschen Charakter entspricht ein ebenso tief angelegter Humor. Eulenspiegel ist ein Niederdeutscher. Der letztere hat zu der politischen Eigenschaft, bald Fuchs bald Löwe zu sein, auch die künstlerische Eigenschaft, bald närrisch, bald weise sein zu können; ja in einzelnen Schöpfungen des Lebens wie der Phantasie treffen alle genannten vier Eigenschaften zusammen. Bismarck hat eine Neigung zur Posse — freilich nie zur Pose — mehrfach z. B. gegenüber Helmerding bewiesen. Auch steht er oder vielmehr einer seiner Vorfahren in direkter und bezeichnender Verbindung mit dem Volkshumor: „noch lange nicht genug, seggt Bismarck" ist ein schon seit Jahrhunderten in der Mark Brandenburg verbreitetes Sprichwort. Shakespeares Heinrich V. ist der Vorgänger des eisernen Kanzlers im Humoristischen wie im Heroischen. Beide hatten ihre jugendlich übermütige „Stromtid" trotz einem Fritz Triddelfitz; beide waren dann wieder gelegentlich „melancholisch wie ein Moorhase" nach Falstaffs Ausdruck. Vielleicht ist es in solchen Charakteren eben die tiefinnerste Grundgesinnung, welche ihnen das Leben oft als eine Posse erscheinen und es sie als solche nehmen läßt; vielleicht läuft hier der Faden, welcher die innere Tragödie des Lebens mit seiner äußeren Komödie verbindet. Und wie selbst aus dem Grunde des Possenhaften Römergröße hervortreten kann, zeigt sich in dem bekannten Zug des Feldmarschalls Wrangel — den man etwas zu sehr als militärischen Bräsig aufgefaßt hat — der aber stumm seinem Sohne die Pistolen übersandte, mit denen dieser sich erschießen sollte und erschoß. So viel Ernst, neben so viel Eulenspiegelei, ist niederdeutsch. Ähnlich in der Kunst: der Genius des niederdeutschen Humors, Eulenspiegel, spielt schon in der vorshakespeareschen Dramatik, als Howl-gloß, eine beliebte und vielfach in Anspruch genommene Rolle; der englische Volksgeist erinnert sich damit bewußter oder unbewußterweise an seine frühere Heimat zwischen Elbe und See. Sinnliches Behagen, verbunden mit einer Neigung zum Schabernack, welche ins Grausame hinüberklingt, bilden den Grundzug dieser Volksfigur. Wäre Goethe ein Norddeutscher gewesen, so würde er wohl nicht Mephisto, sondern Eulenspiegel zum Begleiter des Faust erwählt haben, und wer weiß, vielleicht mit mehr Erfolg noch, als ihn der Talmud- und Talmikavalier gehabt hat. Grabbe, welcher einen dichterischen Eulenspiegel schaffen wollte und konnte, kam nicht dazu.

Jedenfalls zieht sich dieser Geist eines fröhlichen und neckenden Spuks, in der einen oder anderen Form, durch das gesamte Niederdeutschland von der Themse bis zur Adria, überallhin wo Sachsen oder ihre Nachkommen wohnen. Shakespeares Puck, der auch hierher gehört, ist als Niß Puck, d. h. Kobold Puck, noch jetzt in der schleswigschen Sage lebendig; die Vorliebe der venetianischen Maler für Narren, Zwerge und ähnliches humorvolles Gelichter ist bekannt; Eulenspiegel erscheint hier in vornehmster Gesellschaft; er darf dem Dogen aufwarten. Jan Pickelhäring, die komische Figur des niederländischen Volkstheaters und der englische Zirkusclown von heute haben einen gemeinsamen Stammbaum, der nach Mölln in Lauenburg, der Eulenspiegelstadt, zurückführt. Dem perfiden Albion steht sonderbarer oder nicht sonderbarer Weise das „fröhliche Altengland" gegen-

über. Ruhiger Lebensgenuß, ein kräftiger Scherz, ein schlichter Wohllaut der Existenz — wie er im Landprediger von Wakefield und in Voß' Luise sich äußert — sind die idyllischen Züge im Charakter des Niederdeutschen. Es ist das urgermanische und man kann wohl sagen arische Art. Homer und sein Übersetzer Voß beschäftigen sich in ihren Dichtungen beide gleich gern mit Essen und Trinken; leben und leben lassen ist ihre Devise. „Nobis bene, nemini male" steht an dem Tore einer niederdeutschen Stadt, Altona, angeschrieben.

Mystizismus.

Humoristiker sind oft, in ihren Mußestunden, Hypochonder; helle Lichter huschen gern über dunklen Grund. Dem niederdeutschen Humor entspricht der niederdeutsche — Mystizismus. Er blüht, wo die Erika blüht, zwischen Heide und Nebel, von Westfalen bis nach Schottland, von Sylt bis an den großen Salzsee ist er vertreten. Der Brocken und sein Hexensabbath sehen auf die Lüneburger Heide herab; die Vehme und die Wiedertäufer, Thomas a Kempis und Jung Stilling, John Bunyan und Klaus Harms brechen jene Sinnesart in den mannigfachsten Farbenreflexen. Shakespeares Macbeth wie Bürgers Lenore haben etwas von der grausigen und zugleich anziehenden Melancholie in sich, welche ihr entspringt, und welche sich stellenweise zum bestrickendsten Reiz steigert, wie in dem unvergleichlichen westfälischen Volkslied:

Et weren twe Königskinner...

Die ganze Lieblichkeit und Süßigkeit der leise erklingenden Volksseele scheint uns aus solchen Sagen und Worten entgegenzutönen; und es gibt westfälische Dorfkinder, deren Augen — von einem verschwiegenen und unergründlichen Blau — den Augen des Begegnenden das Gleiche verkünden. Es sind Blicke, die mehr nach innen als nach außen, mehr auf die dunkle als auf die helle Seite des Daseins gerichtet sind; es sind Blicke, aus denen das „zweite Gesicht", ein ahnendes, schweigendes Seelengesicht uns ansieht. So blicken die altdeutschen — die niederdeutschen — Engel auf den Bildern der Kölner Meister; so schimmert uns ein eigentümlich weicher Zug aus der Feldherrnseele Scharnhorsts entgegen; so hat Bismarck seine Stunden der Resignation; so schlägt der niederdeutsche Geist die Augen nieder. Und sonderbar genug, gerade wann und wo er praktisch tätig ist, tut er dies mit Vorliebe; im gewerbereichen Wuppertal ist man besonders andächtig, und schon mancher niedersächsische Bauer hat, wenn sein Grübelsinn sich auf ein anderes Feld lenkte, das perpetuum mobile gesucht und darüber seinen Verstand verloren. Die Zellen des Menscheninnern gliedern sich oft merkwürdig nach Form und Farbe, nach Licht und Schatten; wer will sie bis zum Ende durchdringen? Auch das Charakterbild des Niederdeutschen ist reich an überraschenden Gegensätzen; die dunkle Ader, welche sich durch seinen hellen Sinn hinzieht, ist nicht der am wenigsten interessante darunter. Sein Blick schweift aus dem Engen ins Weite, aus dem Strohdach über die endlose Heide; aber er senkt sich aus dem Sinnenleben ins Seelenleben, aus der tätigen in die beschauliche Welt; und eben diese seltene und doppelte Fähigkeit an ihm könnte man, mit mehr Recht als gewöhnlich, sein „doppeltes Gesicht" nennen. Der Geist des Niederdeutschen hat ein himmlisches und zugleich ein irdisches Gesicht.

Poesie.

Es ist klar, daß eine solche Begabung der poetischen nahe kommt; auch diese muß, wenn sie echt sein soll, gleicherweise den Blick nach oben wie nach unten be-



sitzen. Zunächst möchte man freilich mit der so stark hervortretenden praktisch-politischen Richtung des niederdeutschen Geistes eine künstlerische Entwicklung für schwer oder nicht vereinbar halten; aber eben dieser Eindruck ist nur ein scheinbarer. In jedem Charakter finden sich gewisse Gegenpole, welche einander wechselseitig entsprechen und beleuchten. Demgemäß entspricht auch jener so vielseitig entwickelten praktisch-prosaischen Seite im Wesen der Niederdeutschen eine in und an ihm ebenso vielseitig entwickelte poetisch-künstlerische Seite; und letztere spiegelt nun alle seine sonstigen Eigenschaften in verstärktem und verschöntem Lichte wider. Ja, eben aus diesem Gegensatz heraus entwickelt sich das Bedeutendste. Shakespeare bezeichnet es einmal als die eigentliche Aufgabe des Künstlers: auch in der höchsten Erregung des Seelenlebens stets die Besonnenheit zu bewahren; so erzeigt denn gerade die tief in der niederdeutschen Volksseele erzitternde Mystik, im Bunde mit der angeborenen niederdeutschen Staatsklugheit, das höchste Kunstwerk. Das dunkle Gefühl wird durch den klaren Blick gebändigt, geformt, befruchtet; fällt die Sonne auf den Nebel, so präzisiert sie das farbige Bild: den Regenbogen! Wirklich darf man sagen, daß der zweite Brennpunkt des gesamten niederdeutschen Wesens — eine Elipse hat ja deren zwei — auf künstlerischem wie der erste auf politischem Gebiete liegt.

Schon die früheste angelsächsische Poesie, welche zugleich die früheste uns überlieferte deutsche ist, enthält eigentümlicherweise einen Formenreichtum, der auf ihre künftige glänzende Entwicklung vielbedeutend hinweist und der in seiner Fülle nur von orientalischen Dichtungen erreicht, aber nicht übertroffen wird. Wie das Tierepos im Stoff, klingt hier die Form an den fernen Osten an. Das Beowulflied, welches die Taten der Jüten, Friesen, Angeln schildert, ist von kriegerischem Heldengeist erfüllt; das liebliche Epos des Heliand läßt an religiösem wie dichterischem Gehalt den schleppenden Kothurn der Klopstockschen Muse weit hinter sich. Auch hier auf poetischem Gebiet begegnen und ergänzen sich die Kraft und Feinheit der niederdeutschen Volksnatur; sie hat ebenso viel von der tobenden Nordsee, wie von der lachenden Ostsee an sich. Und auch jene starke und unschuldige Sinnlichkeit, ohne welche eine Kunstentwicklung überhaupt undenkbar ist, tritt hier schon aufs deutlichste hervor; sobald diese von einer gewissen Feinheit der Kultur durchdrungen wird, entsteht lebendige Kunst.

Shakespeare.

Der höchste Vertreter niederdeutscher, deutscher, ja nachchristlicher Kunst ist Shakespeare; in ihm erglänzt und bricht sich mannigfach der niederdeutsche Geist, wie das Morgenlicht im Tautropfen; in ihm klingen die politischen Kontraste versöhnt aus zu künstlerischen Kontrasten. Nachdem England eine dramatische Geschichte gehabt hatte, bekam es ein geschichtliches Drama; aus diesem harten und in seiner Überkraft vielfach geborstenen Boden erhob sich die leuchtende Blume der Dichtung. Innerliche Vornehmheit, Aristokratismus der besten Art, ist der hervorstechendste Zug in der Dichtung wie in dem Leben Shakespeares. „Gentle Shakespeare" ist der stehende Beiname, welchen ihm seine Zeitgenossen geben; er ist durch und durch, geistig und sittlich, gentleman. Und damit ist die Schlichtheit seines Wesens wohl vereinbar. Man kann ihn einen Robin Hood der Poesie nennen; edle Jovialität, milde Liebenswürdigkeit und ein freies männliches Betragen sind beiden gemeinsam. Auch etwas von einem Warwick der Poesie hat der große angelsächsische Seelenbeherrscher an sich. Er stürzt und erhebt Könige, wenn auch aus andersartiger Machtbefugnis, als jener; er zerreißt

die Herzen und heilt sie, wie er will. Aber er ist Staatsmann noch in einem engeren Sinn. Ohne eine gute Dosis wirklicher politischer Staatsweisheit hätte er seine Königsstücke nicht schreiben können; und eben diese, bei Dichtern leider seltene Gabe erweist Shakespeare durch die Wohlgeordnetheit und den materiellen Erfolg seines äußeren Lebens. Nach guter niederdeutscher Art behielt er Boden unter den Füßen! Dem künstlerischen Politiker Bismarck steht der politische Künstler Shakespeare, in seinem Fach als der Erste, gegenüber. Eine Art von grandioser Unbekümmertheit im jeweiligen Bereich ihrer Tätigkeit, ist für beide charakteristisch; Shakespeare nimmt seine poetischen Bilder, Bismarck seine staatlichen Gelder „wo er sie findet“. Gerade in dieser völligen Ungezwungenheit, in diesem vollendeten Sichgehenlassen, in diesem stetigen freien ungeknickten Wachstum von innen heraus liegt das eigentliche Geheimnis der Größe Shakespeares sowie anderer niederdeutscher Helden. „Es denkt in mir“, sagte Bismarck einmal von sich; „es dichtet in mir“, hätte Shakespeare von sich sagen können; und die Eigentümlichkeit Beider läßt sich in den welttiefen Schillerschen Spruch zusammenfassen:

„Suchst du das Höchste, das Größte?
Die Pflanze kann es Dich lehren.
Was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's.“

Verbindet sich eine solche Eigenschaft mit dem gestaltenden schöpferischen Trieb, welcher jedem Künstler eigen sein muß, so ist damit zu dem freien Rhythmus des Daseins die bindende Symmetrie gefügt; und es entsteht die künstlerische Tat. Gerade die den Niederdeutschen eigene Formlosigkeit vermag also, richtig angewendet, formschaffend zu wirken. Sie ist auch wohl der Grund, daß der Niederdeutsche auf dem bewegten Felde der dramatischen, nicht auf dem ruhigeren der bildenden Kunst seine höchste Krone errang. In Shakespeare konnte das Stärkste und das Zarteste, der sprudelndste Humor und das innigste Gefühl, volle Wahrheitsliebe und volle Schönheitsliebe, kurz, die ganze Skala von anscheinend entgegengesetzten Charaktereigenschaften seines Volkes sich begegnen und sich ausgleichen. Durch ihn konnte sich wirklich das „zweite Gesicht“ betätigen, indem er zu der vorhandenen noch eine zweite Welt, voll Glut und Farbe, sah und sie uns als köstlichstes Erbe hinterließ. Der Träger aber dieser Funktionen, der englische und niederdeutsche Dichterfürst, muß gerade als der reinste und feinste Idealtypus eines Niederdeutschen bezeichnet werden; in ihm ist der gesamte Volkscharakter zur Harmonie abgeklärt.

Schattenpartien.

Shakespeare bildet die strahlende Kehrseite zu jenen schwärzlichen Schattenpartien, welche Leute wie Carlyle, Dahlmann, Schlosser im niederdeutschen Charakter darstellen; beide Tonwirkungen vereint geben ihm erst sein Relief. Oder um einheitlicher zu reden: Carlyle ist rotglühend; Shakespeare ist weißglühend; jener wärmt nur, dieser zündet auch. Burns und Shelley sind zarte und helle Gestalten, welche dem Hauptvertreter der niederdeutschen Dichtung geistig zur Seite stehen. Milton und Byron erscheinen ihnen gegenüber schon finsterer; im eigentlichen Deutschland dagegen überwiegt völlig dieser trübe Zug der niederdeutschen Dichtung. Bürger, Kleist, Grabbe, Hebbel zeigen alle eine mehr oder minder stark entwickelte, ihnen nicht nur zufällig gemeinsame herbe Charakterfärbung. Sie mag zum Teil angeboren sein; jedenfalls aber wuchs sie sich erst aus in diesen Männern durch die harte und

oft überharte Prosa des niederdeutschen Lebens, welche man ihnen zu kosten gab. Hier trafen sich die Pole einmal feindlich, anderswo harmonieren sie dafür wieder; so z. B. in der liebenswürdigen und edlen Droste-Hülshoff, welche, als eine echte Niederdeutsche, Pfannkuchen und Gedichte von gleicher Vortrefflichkeit zu fertigen wußte. Sicherlich ist nicht abzusehen, weshalb das Eine das Andere ausschließen sollte: aber unglücklicherweise ist es nicht Jedermanns Sache, dies einzusehen. Auch in Bräsig erscheinen Prosa und Poesie versöhnt; wie andererseits in dem kristallklar denkenden Lichtenberg zuweilen ein höchstbezeichnendes Element von Mystik auftaucht, welches ihn nur noch mehr zum typischen Nord- und Niederdeutschen, allerdings von der prosaischen Seite stempelt, als er es ohnehin schon ist. In Freiligrath endlich schweift der niederdeutsche Geist, aus einem seiner innersten Winkel Detmold, weit über Länder und Meer; man hat sich gewundert, daß der Binnenländer dazu fähig war; aber er vollzog damit nur den bekannten Schritt aus dem Engen ins Weite, wie wir ihn schon anderswo verfolgt haben. Er tat poetisch nach, was ihm seine Rasse prosaisch vorgetan hatte. Im ganzen konnte es zwar scheinen, als ob, wie auf politischem so auch auf speziell dichterischem Gebiet der niederdeutsche Stamm seine besten Früchte außerhalb Deutschlands gezeitigt hätte; denn die bisherige norddeutsche Dichtung kann sich mit der englischen nicht messen. Aber vielleicht ist dem Niederdeutschen — wenn Wind und Wetter günstig sind — wie innerhalb der Politik durch Bismarck, so innerhalb der Poesie durch irgend eine andere Persönlichkeit noch eine desto ergiebigere Nachernte beschieden.

Die Danziger.

Von Professor Fritz Braun, Danzig-Langfuhr.



Immer wieder versichern uns die Volksgenossen im Reich ihrer Teilnahme, doch muß selbst dies warme Mitgefühl falsche Gedanken in ihnen auslösen, solange sie keine richtige Vorstellung von der Eigenart des Danzigers, seiner Entwicklung, seinem Weltbild und seinen Zukunftshoffnungen haben. Die meisten werden vielleicht erwidern, das besäßen sie längst, aber leider muß ich solche Einbildung auf Grund wesenhafter Erfahrungen lebhaft bekämpfen.

Vor einem Menschenalter lebte ich lange Jahre in der Fremde, im Weichbild der Sophienkirche mit Söhnen aller deutschen Stämme in enger Gemeinschaft zusammen, und oft genug kam dort die Rede auch auf meine liebe Vaterstadt. Aber immer wieder mußte ich mit wehmütigem Lächeln feststellen, daß sich der Bayer, der Elsässer meine Danziger Mitbürger anders vorstellte, als sie in Wirklichkeit sind. Ganz ähnliche Erfahrungen machte man, wenn man fremde Geographen durch die hohen Giebelgassen der alten Ostseekönigin führte. Für die bedeutete mitunter der Ausflug in unseren Osten schon so etwas wie eine kleine Forschungsreise, und sie hatten sich dazu nach besten

Kräften vorbereitet. Dennoch gaben sie aus freien Stücken zu, die Vorstellungen, die sie sich von dem Danziger gebildet hatten, hätten der Wirklichkeit nicht recht entsprochen.

Der Hauptfehler in ihrer vorgefaßten Meinung bestand in der Regel darin, daß sie mit einer deutschpolnischen Mischbevölkerung des alten Danzig gerechnet hatten. Mochten sie den Anteil der polnischen „Danziger" auch recht gering angenommen haben, sie waren doch darauf gefaßt gewesen, auch solche alteingesessene Bürger im Schatten des stolzen Pfarrturms vorzufinden, und waren sehr überrascht, wenn sie erfuhren, es gebe nur deutsche „Danziger". Daran ändert auch der Umstand nichts, daß in den Jahren nach dem Weltkriege einige Tausend Polen, zumeist Ostjuden, nach Danzig gekommen sind.

Demgemäß müssen wir zuerst die Tatsache feststellen, daß der „Danziger" deutsch ist und sich selber als Deutscher fühlt. Damit verträgt es sich aber sehr wohl, daß seit Jahrhunderten polnisches Blut in dünnen Rinnsalen, mehr tropfend und sickernd als wirklich in rieselndem Fluß, seinen Weg nach Danzig nahm.

Die mächtige Handelsstadt an der Weichselmündung mußte auf die slavische Bevölkerung des pommerellischen Hügellandes, das unter dem Namen Kassubei bekannt ist, gerade deshalb eine starke Anziehungskraft ausüben, weil dies „Blaue Ländchen" eine so dünne Bevölkerung hatte und in allen Sachen menschlicher Bildung so weit zurück war, daß es seinen unternehmungslustigeren Söhnen und Töchtern schwer fiel, sich dort in die Höhe zu arbeiten. So zogen denn fortwährend Jünglinge und Mädchen aus diesem Berglande nach Danzig, um in der gewerbreichen Handelsstadt in dienender Stellung ihr Brot zu erwerben. Hatte der Kassube bei der Reiterei gedient, so fiel es ihm nicht schwer, als Kutscher unterzukommen, und manche Herrschaft, die im Freundeskreise über die urwüchsige Natürlichkeit der kassubischen Hausmädchen spottete, sah sich im Notfall doch nach ihnen um, weil sie durch Anspruchslosigkeit, Arbeitslust und Anhänglichkeit jenen Mangel reichlich ausglichen.

Oft genug heirateten diese Zuzügler an ihrem neuen Wohnort und — „schufen mit der Zeit in Danzig so etwas wie eine polnische Sprachgemeinschaft".

Dieser Schluß liegt nur allzunahe, aber er ist doch grundfalsch. Jene Menschenkinder erblickten in dem nach Danzig mitgebrachten Stammesgut keinen Vorzug, sondern nur Unterscheidungsmerkmale, um derenwillen sie überall zurückgesetzt und lächelnd beiseite gedrängt wurden. Deshalb strebten sie schier ausnahmslos danach, wenigstens ihren Kindern die Segnungen deutscher Bildung zugänglich zu machen. Schon die Enkel der Einwanderer waren dann samt und sonders nicht mehr „Danziger Polen oder Kassuben"; es waren „Danziger" schlechthin, die jede andere Einschätzung als beleidigend zurückgewiesen hätten.

So wäre es verkehrt, die polnische Einwanderung in früheren Zeiten als belanglos hinzustellen. Sie war aber so wenig imstande, einen polnischen Bevölkerungsteil zu schaffen, daß die Angaben der Volkszählungen, die nur von einem oder zwei Hundertteilen polnischer Einwohner berichteten, durchaus zutrafen.

Dabei ließ es sich aber selbstverständlich nicht vermeiden, daß die stammfremden Zuzügler dem „Danziger" dies und das von ihrem Wesen mitteilten. Es waren das Eigenschaften, welche diesem unbedingt deutsch gerichteten, ausschließlich deutsch sprechenden Menschen eine gewisse Sonderart gaben, die ihn von dem härteren, tatenfroheren Ostpreußen unterschied. Sie konnte ihn aber ebensowenig zum Polen machen, wie der badische Alemanne durch sein romanisches Blut zum Welschen, ja auch nur zum Welschling geworden ist.



Ein zweiter, recht folgenschwerer Fehler in den Ansichten des Reichsdeutschen pflegt der zu sein, daß er die deutschen Siedelungen östlich der pommerellischen Seenplatte, die hauptsächlich von Slaven bewohnt wird, für viel zu vereinzelte Vorposten hält. Wir übertreiben kaum, wenn wir dies Gebiet, das etwa von den Städten Bromberg, Graudenz, Pr. Stargard, Neustadt, Danzig, Elbing, Königsberg, Memel, Eydtkuhnen, Lyck und Allenstein umrahmt wird, als ein „zweites, kleines Deutschland" bezeichnen. Seine deutschen Einwohner sind in so viele Stämme von deutlichster Eigenart geschieden, daß nur dem der reiche Lebensinhalt dieses Gehäuses aufgehen kann, der in ihm viele Jahre lang gewohnt hat, wer sich auch offenen Auges in den verschiedensten Teilen des Landes umsehen durfte.

Für viele Volksgenossen im Reich bedeutet Danzig eine Stadt, welche die deutsche Wacht gen Osten hält. Diese Ansicht gilt nur sehr bedingungsweise. Der Slave, der für Danzig in Betracht kam, wohnte im Westen; nach Osten zu war, soweit die Beziehungen der Danziger reichten, Deutschland, deutsches Land: zuerst der niederdeutsche Bauerngau des Weichsel-Nogatdeltas, dann die mitteldeutsche Sprachinsel des Ermlandes, weiterhin das reindeutsche Pregelland. Aber so weit flog kaum der Blick eines Danzigers. Das „Deutschland" im Osten war für ihn schier unbegrenzt, dagegen wohnte im Westen der Volksfremde fast vor dem Stadttor.

Man hat in den unseligen Tagen von Versailles von diesem slavischen Siedelungegebiet viel zu viel Wesens gemacht: erstens, weil es wohl slavisch-kassubisch, aber nicht polnisch war, und zweitens, weil dies Land sandiger Halden und ärmlicher Wälder durch das Fehlen der Bevölkerung fast noch besser gekennzeichnet wurde als durch das slavische Blut der wenigen Ansiedler. Außerdem verschwieg man wohlweislich, daß dort alles deutschen Ursprungs und deutscher Seele war, was sich bemüht hatte und weiter mühte, in diesen Einödden höhere, menschlichere Bildung zu verbreiten.

Eine wesentliche Rolle mitten im Leben Ostdeutschlands spielte also dieses Heide-, Seen- und Waldland nicht. Im Grunde genommen war es nur deshalb wichtig, weil es Danzig von dem deutschen Pommern so entschieden trennte. Wie wir Danziger Buben trotz aller Wanderlust über diesen Landstreifen kaum hinweggelängten, so war vordem auch der Danziger Bürger darüber nicht hinweggekommen. Grade „das Blaue Ländchen" hatte sehr viel dazu beigetragen, die inselartige Lage der großen Handelsstadt noch auffälliger zu machen. Diese inselartige Lage, welche die geistige Entwicklung und seelische Einstellung der Danziger sehr entscheidend beeinflußte, war auch ohnedem schon stark genug ausgeprägt. Bildete doch auch das Weichsel-Nogatdelta mit seinen bei feuchtem Wetter schier unergründlichen Landstraßen, die manchmal fünf Monate im Jahr völlig unfahrbar wurden, mit seinen zahllosen Kanälen und Niederungsflüßchen, die bei Hochwasser nur allzuoft über die Ufer traten, ein schier unüberwindliches Hindernis für den Verkehr. In diesem Deltalande selber aber waltete allezeit jene wandel- und wunschlose Grundstimmung, die für selbst genügsame Bauerngaue so bezeichnend ist.

Derart wurde Danzig in diesem Erdraum zu der „Stadt" schlechthin, für deren Bewohner andere größere Siedelungen kaum in Frage kamen. Der Danziger Matrose sah wohl fremde Häfen, aber über Hafenkneipen und die Stube des Heuerbaas geht seine Wissenschaft nur selten hinaus. Reiche Kaufherren machten in der Hinsicht eine Ausnahme; sie hatten mitunter „vieler Leute Städte

geschaut und Sitten erfahren". Oft genug brachten sie reiche Büchereien und erlesene Sammlungen nach Danzig heim. Aber das waren eben Ausnahmen, und die guten Danziger beschauten ihre Schätze, wie dereinst der Werderjunge die „Meerochsen" beschaut haben mochte, die schwarzen, breithüftigen Büffel, die der Ordensritter ins Land gebracht hatte.

Im Grunde genommen blieb der Sohn der alten Stadt eben „Danziger", ein Geschöpf, das für sich lebte und in tiefster Seele davon überzeugt war, daß sein Danzig der schönste Ort der ganzen Welt sei. Mit Danzigs Bauten konnte sich nichts vergleichen, und seine Umgebung vollends war das Paradies der Erde.

Die Staatengeschichte trug ein weiteres dazu bei, die Sondertümelei des Danzigers zu nähren. Als „Danziger" hatte er sich dem Ordensritter gegenüber gefühlt, und der Pole blieb ihm ein Schattenbild, ein Wesen weit vor den Toren seiner Stadt, ein ferner Nachbar, mit dem man sich wohl über manche staatliche und wirtschaftliche Fragen auseinandersetzen mußte, den man aber sonst als Kind einer ganz anderen, wesensfremden Welt betrachtete. Es liegt recht nahe, daß der Reichsdeutsche sich sagt, für eine Stadt, die jahrhundertelang unter polnischer Oberhoheit gestanden hat, müsse doch das Polentum, seine Art, seine Sprache irgendwie belangreich geworden sein. Und doch wäre solche Auffassung ganz falsch. Das fest in sich ruhende, natürlich unbesorgte, sich ganz selbstverständlich vorkommende Deutschtum der Danziger hatte mit den Polen rein gar nichts zu schaffen.

Die bezeichnendste Eigenschaft des Danzigers war vielleicht die, daß er sich über staatliche Fragen nicht mehr Gedanken machte als unbedingt nötig war. Darum begrüßten auch die meisten Danziger den Einmarsch der Preußen in ihrer Vaterstadt durchaus nicht mit besonderer Freude. Man versprach sich von der neuen, als straff und stramm bekannten Herrschaft um so weniger, als kein Danziger die Möglichkeit, die Hanseatenenkel könnten von den schlappen Polen irgendwie verpolt werden, jemals im geringsten empfunden hatte.

Und mochte die preußische Herrschaft auch über ein Jahrhundert dauern, das Sondergefühl des Danzigers ist von ihr doch nie völlig beseitigt worden, zumal die Mehrzahl der Beamten und Kriegsleute, die nach Danzig kamen, Reichsdeutsche waren, die der Altdanziger doch mehr oder minder als Fremde betrachtete. Außerdem beschäftigte sich der Danziger sowieso nicht gern mit staatlichen Fragen. Darauf war er nicht eingestellt, mochte er nun Schopenhauer oder Robert Reinick heißen. Künstlerische Dinge lagen ihm schon viel besser. Ein Johannes Trojan ist in der Hinsicht eine Ausnahme; aber auch dessen Bismarckverehrung ist wohl mehr als ein Ausfluß der allgemein menschlichen Freude am Großen und Heldischen zu deuten denn als ein Zeichen angeborner Teilnahme für staatliche Fragen. Trieb der Danziger aber wirklich „Politik", so geriet er nur allzuleicht in den Bann hochtönender Redensarten, die dem Spießbürger zu allen Zeiten wohlig eingingen, dem Spießbürger, dem Ruhe mehr gilt als Opfer, die Behaglichkeit des Augenblicks mehr als die Zukunft seiner Blutsgemeinschaft.

Auch in den Tagen, da das Ergebnis des Schandfriedens von Versailles bekannt wurde, stolperten wohl Worte wie „wirtschaftliche Vorteile", „weites Hinterland", „große Zukunft des Danziger Handels" noch über die Zunge des einen oder anderen Danziger Kaufmanns.

Alle diese Leute haben mittlerweile gründlich umgelernt. Wegen dieser Tatsache wird sich vielleicht ein späteres Geschlecht mit all dem Schweren, was die letzten Jahre uns Danzigern gebracht haben, leichter aussöhnen können. Sie haben

dem Danziger das Losungswort „das höchste Gut des Mannes ist sein Volk, das höchste Gut des Volkes ist sein Staat“ wohl für Jahrzehnte und Jahrhunderte eingehämmert. Immer wieder dröhnte es da in den Ohren eines letzten Endes doch recht weichlichen und besinnlichen Geschlechtes: „Landgraf, werde hart! Hart wie das Eisen!“ Ich höre es klingen Tag für Tag und Tausende meiner lieben Landsleute mit mir. Möchten wir alle es zu Herzen nehmen!

Drei Gedichte

von Richard Kruse.

Winter.

Weich liegt der Schnee
bleich auf den Zweigen,
die Tannen neigen
die Nadeln und schweigen — schweigen — —

Fern kracht das Eis.
Unheimlich besäumen
die Weiden den Weiher.
Winde ruh'n horchend in den Bäumen — —
Und träumen — träumen —

Gespräch einer Seele.

Still geht mein Weg über den Anger
im lauen Abendwind —,
sei froh, meine Seele,
weil wir bald am Ziele sind. —

„Ich komme wohl nie bis zum Ende:
Allein wandert sich's schwer —,
wenn ich nur einen Gesellen fände,
der manchmal bei mir wär' — —“

Reigen der Mädchen vorm Tor.

Sie sitzen in Singen
vorm Gartentor.
Die Lieder klingen
sternwärts empor.

Ihr Sang wird Flüstern
und heißes Sehnen. —
Die Wege düstern
in bleichen Schemen. —

Sie sitzen und sitzen . . .
Ihr Sang wird Klagen:
Sie können das Glitzern
der Nacht nicht ertragen.



Elisabethlegende.

Von Georg v. d. Gabelentz, Dresden.

Rosen glühten im Haag, betäubender Duft der Lindenbäume wehte im Winde, aber ein grollendes Wolkenungetüm wälzte sich von Osten gegen die Sonne. Amseln und Finken und alle die andern Sänger ahnten das drohende Wetter und vergaßen darüber ihre Lieder.

Trotzdem hastete die junge Landgräfin Elisabeth aus dem Tor der Burg so leicht, daß ihr Tritt auf den Steinfliesen neben dem Gewölbe des Torwächters nicht klang.

Eine alte vertraute Magd begleitete sie und trug in einem Korbe Brot und Wein für die Armen, die sich am Fuß des Berges zu sammeln pflegten, die Gaben der geliebten Frau entgegenzunehmen. Mochte ein Gewitter aufziehen, Elisabeth wollte nicht, daß sie vergeblich warteten.

Vor einiger Zeit hatte der strenge Landgraf sein junges Weib um des Übermaßes ihrer Wohltaten willen gescholten als eine leichtsinnige Verschwenderin. Da ihr Mann aber unter seinen Rittern morgens zur Jagd geritten war, konnte sie es wagen, die Wartburg zu verlassen.

Mit der alten Magd kam sie auch an jenem Born und dem hölzernen Marienbild vorüber, in dessen Nähe damals der mißtrauische Gatte sie überraschte, ärgerlich den Inhalt des Korbes zu sehen verlangte, und dieser sich in duftende Rosen verwandelte. Seitdem verweilte sie jedesmal neben dem klaren, aus einer Holzrinne herabsprudelnden Wasser zu kurzem Gebet. Als sie danach mit Gertrud, der Magd, weiterschritt, bemerkte diese mit lautem Seufzer: „Ach, solche Wunder werden nie mehr geschehen.“

Elisabeth ging schweigend weiter und war bald unweit des Stadttors bei der weitästigen, von einem Blitz einmal halb zerspellten Linde angekommen, unter der Arme und Kranke die Güte der mildtätigen Frau zu erwarten gewohnt waren. Mit flehenden Worten und Gebärden streckten die Bettler Elisabeth die Hände entgegen, und ihr Korb war bald geleert, ja, sie hätte die doppelte Menge an Brot, Wein und gedörrtem Fleisch mithaben können und hätte davon nichts wieder mit heimgebracht.

Nun hatte sie alles ausgeteilt und schickte sich an, heimzukehren. Da fiel ihr Blick auf einen kleinen Knaben, den größere und stärkere zurückgedrängt hatten, so daß er leer ausgegangen war, und der etwa drei Jahre zählen mochte, wie der ihrige. Auch die alte Magd bemerkte den Knaben. Da sie aber nach dem Wetter am Himmel schielte und ärgerlich war, daß sie wieder so viel Brot und Wein hatte aus der Burg schleppen müssen, so fuhr sie ihn an, sich mit den andern Bettlern seiner Wege zu trollen, der Korb sei leer; er möge sich künftig schneller dazuhalten.

Elisabeth sah, daß dem Kleinen die Lippen schmerzlich zuckten und winkte ihn zu sich. Das Kind hatte Hunger, doch in dem Korbe war wirklich auch nicht der kleinste Brotkrumen mehr, und die Magd nahm das leere Flechtwerk unwillig ihrer Herrin aus der Hand.

Elisabeth aber tat das blasse Kind leid. Sie dachte: mein Töchterchen droben hat heute schon getrunken, es wird ihm zum Abend noch genug bleiben, und sie setzte sich auf die Wurzeln unter der Linde, hob rasch entschlossen den Kleinen auf den Schoß, öffnete sich das Mieder und bot ihm den weißen Kelch ihrer Brust.

Als das Kind gesättigt war, drückte sie es lächelnd noch einmal an sich und gab ihm auf jede der Backen einen herzhaften Kuß. Dann ließ sie es von den

Knien gleiten, ordnete ihr Gewand und stand auf. Während der Kleine der Stadt zu davonlief, schritt sie rasch gegen die Burg wieder hinan, denn schon war der ganze Himmel blauschwarz geworden, wie Rabengefieder, und die Magd brummte, wenn die Fürstin Bettlerkinder stille, werde ihr wohl der Herrgott das Unwetter auf den Hals schicken.

Aber als griffe eine unsichtbare Hand in die breiten Wolkenwände, so teilten sie sich mit einmal über dem Wege zur Wartburg, und während zur Rechten und Linken der Regen in die Baumkronen niederrauschte, lag der Pfad der jungen Landgräfin in leuchtendem Sonnenschein. Und während der Sturm drüben die knirschenden Baumkronen bog, die alten Tannen seufzen und ächzen ließ, die Krähen wie schwarze, losgerissene Blätter durch die Luft warf, bewegte er nicht einmal die kleine, blonde Locke, die unter dem weißen Kopftuch am linken Ohre Elisabeths vorgequollen war.

Erst als diese wieder unter das gewölbte Tor der Burg trat, schoben sich die Wolkenballen krachend zusammen wie schwarze Stiere, die zornig gegeneinander drängen, die Sonne verschwand, und der Regen schoß in Bächen den Weg hinab. — — —

Ein Jahr danach, die junge Landgräfin hatte das einundzwanzigste Lebensjahr vollendet, trugen acht Ritter barhäuptig, mit umflorten Schilden, ihren Gatten zu Grabe. Graf Heinrich, des Toten Bruder, rasselte mit den Seinen auf den Hof, und hartherzig wies er die Witwe und ihre Kinder aus der Burg, sein Banner auf dem Bergfried aufzupflanzen.

Von den Freunden, den Jagd- und Kampfgefährten des Toten, von den Bürgern des Städtchens und den Bauern in den Dörfern wagte ihr keiner beizustehen aus Furcht vor dem neuen Herrn.

So irrten die Vertriebenen in der Fremde umher, ohne Heimat und Obdach, durch traurige Wochen. Elisabeths Wangen waren schmal geworden, wie die einer Kranken. Sie wollte in ihrer Not zu ihrem Oheim, dem Bischof, pilgern. Doch wegunkundig verirrten sich die Wanderer unweit Bamberg in einem Walde. Immer matter wurden die Kleinen. Elisabeth trug ihr jüngstes Kind auf den Armen, aber endlich sank auch sie erschöpft auf einen Stein.

Ihre Füße bluteten. Schon neigte sich die Sonne. Unheimlich wuchsen die Schatten. Da barg sie ihr Antlitz in die Hände und weinte. Die Kinder hatten Hunger, hatten Durst. Das schnitt ihr ins Herz. Weit und breit aber war weder die Hütte eines Waldbauern noch eines Köhlers zu sehen, bei denen sie sich etwas hätten erbetteln können. Rings ragten düstere Tannen, dazwischen hingeworfen dürre Steinblöcke auf graugrünem Moos. Aber so viel sie auch sich umgeblickt hatte, nirgends winkte eine Waldbeere, nirgends rann ein Rinnsal zwischen den Steinen.

Und Elisabeth dachte, wie gut sie es damals gehabt hatte, da sie reich genug gewesen war, von ihren Vorräten den Armen mitzuteilen. Wie gern hätte sie jetzt nur einige Krumen des Brotes besessen, das sie damals verschenkte, oder einige Tropfen von jenem Weine, den sie den Kranken und Siechen damals gebracht. Sie beneidete den Finken, der über ihrem Haupte seinen Jungen Nahrung zutragen konnte.

Noch nie hatte sie ihr Elend so bitter gefühlt, wie jetzt.

Und wie ihre Tränen langsam auf den blonden Scheitel ihres Knaben herabtropften, war es ihr, als berühre sie mit einmal der Hauch von etwas Überirdischem, etwas noch nie Erlebtem und ganz Wunderbarem. Da hob sie das

tiefgebeugte Haupt und schaute auf, die Arme fast angstvoll um ihren Buben und die beiden kleinen Mädchen geschlungen, die sich erschauernd an sie schmiegten.

Aber da war ja gar nichts Wunderbares oder Überirdisches zu sehen, nur daß da auf dem rauhen Waldpfade eine Frau mit einem Knaben an der Hand näherkam, wohl das Weib eines Köhlers. Sie blieb vor der weinenden Landgräfin stehen, ohne Scheu, mit großen Augen, wie einfache Menschen einen Fremden ansehen.

„Warum weinst du?“ fragte die Köhlersfrau erstaunt.

Da antwortete Elisabeth, sie weine, weil ihre Kinderchen hungrig seien, und sie ihnen kein Brot reichen könne, weil sie durstig seien, und sie keinen Tropfen Milch geben könne, und weil sie selbst so einsam und von allen verlassen sei.

„Niemand ist einsam und verlassen,“ meinte das Weib, „denn es ist Einer bei jedem, den man nur suchen muß, um ihn zu finden. Er ist auch in deiner Seele, Frau. Und er hält dich und deine Seele in der Hand, wie du dein Kind am Herzen trägst.“

Elisabeth schaute traurig vor sich hin. Sie war so krank an der Niedertracht und Härte der Welt, daß ihr Glauben sich nicht mehr aufrichten konnte, gleich einer welken Blume, über die der Frostwind des Herbstes strich. Leise erwiderte sie:

„Ich möchte so gern, daß ein Wunder mein Herz gesund machte; aber alle meine Gebete wiesen mir den Weg nicht zu meinem Oheim, und gaben meinen Kleinen nichts zu essen. Kannst du mich hinausführen aus diesem Walde, nach Bamberg?“

„Ich kann es schon,“ sagte die Bäuerin oder Köhlersfrau, „aber nehmt, Frau, vorerst das.“

Das Kind der Fremden hatte sich gebückt wie im Spiel, einige Steine vom Wege aufgelesen, und schüttete sie nun Elisabeth in den Schoß. Als diese sie erstaunt anfaßte, waren es frische Brote. Und die Köhlersfrau bückte sich ihrerseits, pflückte ein Unkrautblatt, und wie sie dann den Finger an einen Felsen zur Seite des Weges legte, floß mit einmal schäumende Milch aus dem Steine auf das Blatt. Das grüne Blatt aber rundete sich, wurde zu einer köstlichen, kristallenen Schale, die sie den Kindern der Vertriebenen bot.

Elisabeth sah das Wunder. Sie sank erschrocken in die Kniee und fragte:

„Wer bist du?“

„Eine Mutter wie du,“ entgegnete die fremde Frau, „und nun folge mir, daß ich dich nach Bamberg geleite.“

Schon stand die Nacht unter den Bäumen. Elisabeth fürchtete sich, noch einen weiten Weg zu haben. Ihre Füße schmerzten, und ihre Kinder waren so müde, daß die beiden kleinen Mädchen ihr auf dem Schoße einschliefen, nachdem die Kristallschale der Fremden ihren Händchen entglitten war.

Die Fremde aber nahm der Landgräfin lächelnd die Kinder aus den Armen, und während ihr Knabe vorausſprang, munterte sie die Zaghafte auf.

„Komm nur, ich trage die Kleinen bis dahin.“

Da neigte sich Elisabeth vor der Unbekannten, erhob sich und folgte ihr, wenn es ihr auch anfangs fast grauen wollte, denn das wunderbare Geschehen ließ sie fürchten, daß sie es am Ende mit einer bösen Zauberin zu tun hätte, oder daß alles, ein Traumbild, jäh vor ihr zerrinnen möchte.

Der Mond wandelte den Weg der beiden Frauen zu einer silbernen Straße. Es war Elisabeth, als flögen der Pfad, die Bäume zur Seite, der Wald, Täler

und Hügel unter ihr weg wie ziehende Wolken. Mit einmal blieb der finstere Forst zurück, Mauern erschienen, Türme und Giebel ragten. Sie standen vor Bamberg. Und das Tor öffnete sich weit, ohne daß die rostigen Angeln geknirscht hätten, oder ein Wächter mit Spieß und Fackel erschienen wäre.

Als die Frauen an der Eingangspforte des Domes vorüberkamen, übergab die Fremde Elisabeth die beiden Mädchen wieder, die sie bis hierher getragen, und wies ihr den Weg zum Hause des Bischofs, sie könne nun nicht mehr fehlgehen.

Die flüchtige Landgräfin bog das Knie und wollte ihrer Retterin die Hand küssen, aber schon war diese mit ihrem Kinde durch das Portal des Domes geglitten und im Inneren verschwunden.

Da stürzte Elisabeth ihr nach, in Neugier, Staunen und heißem Verlangen. Finster ragte der Dom, kühl und voll Schweigen, daß die Landgräfin mit ihren Kindern in der Wölbung des Tores erschauernd stehen blieb.

Die fremde Frau aber schritt, lichtumflossen, geradenwegs dem Altar zu. Ihr unscheinbares Gewand wurde langsam zu Gold, um ihr Haupt zeichnete sich ein leuchtender Reif. Sie stieg zu einem goldgeschnitzten Altarwerk empor. Ein goldener Bischof neigte sich geschäftig, hing ihr den Mantel, den er im Arm gehalten, wieder über die Schultern, und rückte ihr einen hochlehnigen Thronsessel. Mild lächelnd ließ sich die goldene Frau auf ihm nieder, während ihr Knabe ihr auf den Schoß kletterte und einen funkelnden, kreuzgeschmückten Apfel, den ihm der Bischof reichte, artig in die Hände nahm.

Bücherschau.

Gust. Renker: Der See. Roman. L. Staackmann Verlag. Leipzig 1926. Lwd. Mk. 6.50.

Ein wundervolles Buch, im wörtlichen, nicht in dem beliebten überschwänglichen Sinne. Irgendeine Kritik sagt davon, es sei die an der Hand der Jahreszeiten spannend erzählte Geschichte eines der herrlichen kärntener Seen. Unserer Ansicht nach ist es vielmehr die Schilderung eines mit diesem See allerdings heimatlich innig verbundenen Menschenschicksals, eines Menschenschicksals, in dem mehr noch als der heimische See bestimmend ist das seltene aber in seinem Zusammenhang in immer neuen Abwandlungen wiederkehrende Erlebnis des Weibes. — Wir erleben einen rassigen Edelmenschen — mehr von der aufnehmenden als der handelnden Art allerdings — der in seiner ingefühlsmäßigen Unbewußtheit, besonders in der Jugend, mit schier nachtwandlerischer Sicherheit dahingeht, gleichsam behütet von einer beseelten Naturmacht, die wir in seiner Verwurzelung im Heimatboden suchen können. Die sinnbildliche Verschreibung seines Lebens an die Nixe des Bergsees haben wir nicht im mystisch-okkultistischen Sinne (dem jetzt so beliebten) zu fassen, sondern als dichterisches Bild, das dem Ganzen einen eigenen Zauber verleiht. — Am schönsten gelungen ist das Stück „Frühling". Da wirkt der Zauber des Unmittelbaren am reinsten. Auch die andern Stücke sind köstlich in ihrer Art, obschon bald und nach dem Ende zu ein leises Nachlassen bemerkbar wird. Es ist, als habe der Frühling mehr versprochen, als die anderen Jahreszeiten halten. Aber ist es nicht auch wirklich in vielen Menschenleben ganz das gleiche? Jedoch in dem einen Stück der Mitte — dem Sommer — da taucht die Gestalt Anton Bruckners, des großen Tonmeisters auf. Nicht in dem Maße als Hauptgestalt, die dem Buche die Bezeichnung „Bruckner-Roman" rechtfertigen würde, wie man versucht hat (etwa entsprechend den Schubert-Romanen von J. A. Lux und R. H. Bartsch). Fast unvermerkt, ganz selbstverständlich, tritt der große Tonmeister, noch unbekannt der Welt, in den Freundeskreis des Helden ein. Rührend in seiner menschlichen Unscheinbarkeit, Unbeholfenheit und Verkanntheit unter den Spießbürgern, erhaben in seiner himmelstürmenden Künstlergröße. — Der Verfasser ist ein echter Dichter, darin beirren uns auch kleine Anachronismen im Kulturbild seines Buches nicht; es ist eins der heute verhältnismäßig wenigen, die man ohne bitteren Nachgeschmack aus der Hand legen kann. D. Bhi.

Verantwortlich für die Schriftleitung von „Volk und Rasse“: Dr. W. Scheidt, Hamburg. — Verantwortlich für die Schrift... „Volk im Wort“: Börries, Freiherr von Münchhausen, Windischleuba i./Altenburg. — Verantwortlich für den Anzei... ...bel, München SW. 7. — Verlag: J. F. Lehmann, München. — Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-M...

. Jahrgang Heft 2 Mai 1927



Volk und Rasse

Schriftleitung: Dr. Walter Scheidt, Hamburg,
für die Beilage „Volk im Wort": Börries, Frhr. v. Münchhausen

J. F. Lehmanns Verlag / München

Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—

Inhalt:

Robert Sieger †. (Nachruf) . . . . Seite 7

Die Verteilung körperlicher Rassenmerkmale im Gebiet deutscher Sprache und Kultur. III. Nordwestdeutschland. Von Dr. Walter Scheidt-Hamburg. (Mit 12 Abb. und 2 Karten) . . . . „ 7

Ein wort-geographischer Atlas Nordwestdeutschlands. Von Dr. Wilhelm Peßler. (Mit 4 Abb. und 4 Karten) . . . . „ 9

Die mittelalterlichen Ansiedelungen fremder Kolonisten in Nordwestdeutschland (800—1600). Von Dr. Johann Folkers zu Rostock i. Meckl. „ 10

Bücherschau . . . . „ 11

Volk im Wort.

Ein Besuch bei Gustav Frenssen. Von Hanns Arens, Bremen . . . . . . „ 121

Spähne. Von Albert Mähl . . . . „ 124

Die Tragik des Schimmelreiters. Von Eilhard Erich Pauls . . . . „ 126

Anmerkung zu Storms „Schimmelreiter“. Von Börries Frhr. v. Münchhausen „ 130

Was ich denke. Gedicht von Juga Russell . . . . „ 131

Rassische Einflüsse in sächsische Sagen. Von Friedrich Sieber. (Mit 2 Abbildungen) „ 132

Bücherschau . . . . „ 136

Volk und Rasse

Illustrierte Vierteljahrsschrift für deutsches Volkstum

Herausgeber: Prof. Aichel (Kiel); Dr. Bächtold (Basel); Prof. Dethlefffen (Königsberg i. Pr.); Prof. Fehr (Bern); Prof. Fehrle (Heidelberg); Prof. Fischer (Freiburg i. B.); Prof. Gradmann (Erlangen); Prof. Hambruch (Hamburg); Prof. Helbok (Innsbruck); Prof. Lehmann (Altona); Dr. Lüers (München); Dr. v. Merhart (Innsbruck); Prof. Mielke (Hermsdorf b. Bln.); Prof. Much (Wien); Prof. Panzer (Heidelberg); Dr. Peßler (Hannover); Prof. J. Petersen (Berlin); Prof. Sartori (Dortmund); Prof. Schlüter (Halle); Prof. W. M. Schmid (München); Prof. Schultz (Königsberg); Prof. Schultze-Naumburg (Saaleck); Dr. Schwantes (Hamburg); Justizrat Stölzle (Kempten); Prof. Thurnwald (Berlin); Prof. Wahle (Heidelberg); Dr. Weninger (Wien); Prof. Wrede (Köln); Dr. Zaunert (Wilhelmshöhe).

Schriftleitung der Zeitschrift: Dr. Walter Scheidt, Priv.-Doz. für Anthropologie an der Universität Hamburg, Eppendorfer Landstraße 18.

Schriftleitung der Beilage „Volk im Wort": Börries, Freiherr von Münchhausen, Windischleuba, Thür.

Verlag: J. F. Lehmann, München SW. 4, Paul-Heyse-Straße 26.

Jährlich erscheinen 4 Hefte. Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—.

Postscheckkonto des Verlags München 129. — Postsparkasse Wien 59 594. — Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauerstraße 11 (Postsparkassenkonto der Kreditanstalt: Prag 62 730). — Schweizerische Postscheckrechnung Bern III 4845.

2. Jahrgang | Heft 2 | Mai 1927

Robert Sieger †.

Am 1. November 1926 starb in Graz der Mitherausgeber der Zeitschrift Volk und Rasse, Prof. Dr. Robert Sieger, Ordinarius für Geographie an der Universität Graz. Die Kunde von seinem unerwartet raschen Tod drang weit über die Grenzen des deutschen Sprachgebietes und über die Kreise der Gelehrten hinaus und erweckte überall aufrichtige Trauer um den Verlust eines Mannes von selten großer Bedeutung.

Sieger war am 8. März 1864 in Wien geboren, bezog mit 17 Jahren die dortige Hochschule und widmete sich dem Studium der Geschichte. Nachdem er 1886 in diesem Fach zum Doktor promoviert war, wandte er sich, besonders unter A. Penck, der Geographie zu und habilitierte sich nach weiterem Studium in Berlin und Graz und nach Studienreisen in Deutschland und Skandinavien für das Gebiet der Geographie an der Universität Wien. 1898 zum Professor an der Wiener Exportakademie ernannt, folgte er 1905 einem Ruf nach Graz, wo er bis zu seinem Tode wirkte. — Die wissenschaftliche Tätigkeit Siegers ist ungeheuer vielseitig gewesen. Auf wichtige physisch-geographische Arbeiten folgten solche der Anthropogeographie und der

historischen Geographie, daneben beschäftigte ihn die Schulgeographie, während seiner Wiener Lehrtätigkeit dann vorwiegend Handels- und Wirtschaftsgeographie. Aus seinen Vorlesungen in Graz entstand die bekannte länderkundliche Darstellung der Alpen; in seinem dortigen Institut pflegte er vor allem die Siedlungsgeographie. Während des Krieges wandte sich Sieger besonders der politischen Geographie zu und fand dort reiche Gelegenheit seiner Wesensart entsprechend für das Deutschtum der bedrohten Grenzlande zu kämpfen. In dieser nationalen Arbeit äußert sich ein wertvollstes Stück seiner großen, aufrechten Persönlichkeit, die er mit dem ganzen Gewicht seines Wollens und seines Könnens überall rückhaltlos einsetzte, wo es galt dem Deutschtum sein Recht zu wahren. Darum hat in ihm nicht nur die Wissenschaft einen Gelehrten — mehr als das: Deutsch-Österreich hat einen deutschen Mann verloren, dessen Verlust eine in unseren Tagen doppelt schmerzliche Lücke läßt.

Die Verteilung körperlicher Rassenmerkmale im Gebiet deutscher Sprache und Kultur.

(Übersicht über den gegenwärtigen Stand der Forschung.)

Von Dr. Walter Scheidt-Hamburg.

III.

Nordwestdeutschland.

(Mit Ausschluß von Schleswig-Holstein.[1])

Die Aufteilung des deutschen Sprach- und Kulturgebietes in einige größere Teilgebiete könnte nach politischen Grenzen erfolgen. Für die rassenkundliche Forschung ist eine solche Abgrenzung aber unzweckmäßig. Da die Verbreitung körperlicher Rassenmerkmale mit den Ergebnissen der Volkstumskunde verglichen werden soll, wird es sich vielmehr empfehlen, größere Gebiete von volkstümlicher Einheitlichkeit ohne Rücksicht auf politische Grenzen zusammen zu fassen.

An brauchbaren volkstumskundlichen Karten über das ganze Kulturgebiet der Gegenwart haben wir vorläufig solche über Sprache und Hausformen. Die hier befolgte und auf Abb. 9 dargestellte Einteilung beruht auf der „vergleichenden ethnogeographischen Karte der Deutschen in Mitteleuropa“ von W. Peßler (Deutsche Erde 1909, Jahrg. 8, S. 194 u. 234). In dieser Karte sind die Hauptgrenzen deutscher Mundarten und deutscher Haustypen eingetragen. Eine zusammengefaßte Verwendung dieser Grenzen ergibt eine vorläufige Abgrenzung von Nordwestdeutschland durch eine Linie, welche etwa von Venlo an der Reichsgrenze nach Südosten über Krefeld — Duisburg bis zum südlichsten Punkt

[1]) Schleswig-Holstein wird in einem besonderen Aufsatz von Prof. Aichel behandelt.

Freudenberg (bei Siegen, Westfalen) verläuft, dann östlich über Kassel nach Sachsa (Prov. Sachsen), von da in einem Klaustal einschließenden Bogen nach Aschersleben und weiter über Bernburg nach Wittenberg; nun wendet sie sich nördlich über Loburg (östlich von Magdeburg) — Genthin — Tangermünde bis nach Osterburg (Altmark), dann wieder nordöstlich über Wittenberge — Neu-Strelitz — Neubrandenburg — Ueckermünde an die Ostseeküste.

Diese Grenze bildet von Venlo bis Duisburg die Südgrenze der altsächsischen Hausform, von Duisburg bis Kassel eben diese Grenze und gleichzeitig die Südgrenze der niederdeutschen Sprache, von Kassel bis Wittenberg die niederdeutsche Sprachgrenze (die Hausformengrenze verläuft hier nördlicher) und von Wittenberg an wieder die (Ost-)Grenze der altsächsischen Hausform. Der größere Teil des ganzen Gebietes hat also niederdeutsche Sprache und altsächsische Hausform. In dem Dreieck Emmerich-Venlo-Duisburg herrscht die altsächsische Hausform neben niederfränkischer Sprache, in dem Dreieck Kassel-Osterburg-Wittenberg hingegen die niederdeutsche Sprache neben der mitteldeutschen Hausform. (Vgl. dazu Peßler, Hausgeographie von Niedersachsen. Volk und Rasse Jahrg. 1, S. 149.) — An außerstaatlichen Gebieten des deutschen Sprachbodens kämen, wenn man auch die altsächsische Hausgrenze zur Abgrenzung benützt, noch diejenigen Gebiete der Niederlande dazu, welche nordwestlich einer Linie Venlo-Sevenum-Boxmeer-Grave-Oß-Geldermalsen-Culenborg-De Bildt (bei Utrecht)-Em-Mündung liegen. — Ost- und Nordfriesland wird, als Verbreitungsgebiet der friesischen Hausform, ein Teil von Nordschleswig als Ausläufergebiet der skandinavischen Hausform innerhalb des ganzen Gebietes besonders gekennzeichnet.

Das so begrenzte Gebiet umfaßt demnach Schleswig-Holstein, die Hansestädte, Oldenburg, Braunschweig, Hannover mit Ausnahme des Zipfels von Klaustal, Westfalen mit Ausnahme des Rothaargebirges, von Brandenburg den nordwestlichen Teil diesseits einer Linie Wittenberge — Berlinchen, vom Rheinland den nördlichen Teil nördlich der Linie Duisburg — Venlo und von Sachsen die Teile westlich der genannten Linie Wittenberge — Wittenberg und nördlich der genannten Linie Wittenberg — Kassel (Abb. 10).

Die Verteilung körperlicher Rassenmerkmale in diesem Gebiet ist weder für die Gegenwart noch für irgendeine frühere Zeit annähernd vollständig erforscht. Die mir bekannten Untersuchungsergebnisse beziehen sich mit Ausschluß von Schleswig-Holstein auf insgesamt 335 erwachsene Personen, 560 Schädel[1]) und 276 lange Knochen[1]). (Die im 2. dieser Aufsätze besprochenen, rassenkundlich nur sehr bedingt brauchbaren Untersuchungen an Schulkindern, Gestellungspflichtigen, Einjährigen, Kriegsgefangenen usw. sind dabei nicht mitgezählt.) Alle wichtigsten Rassenmerkmale sind nur bei 290 Personen festgestellt worden. Von den untersuchten Schädeln bieten die Reihen aus städtischen Kirchhöfen (Göttingen und Braunschweig) zu wenig sichere Gewähr für eine bestimmte Herkunft der betreffenden Leute; die Einzelfunde, ebenso die Schädel von Kalbe sind wegen fehlender oder ungenügender Zeitbestimmung nur bedingt brauchbar.

Eine Zusammenstellung der Beobachtungen enthält die beistehende Liste 1. In den Zahlentafeln sind die wichtigsten Meß- und Zählbefunde aufgeführt. Die Bearbeitung derselben erfolgte nach den in Aufsatz 1 und 2 erläuterten Gesichtspunkten und geht auf die Einzelbeobachtungen zurück.

Die zugehörigen Schriften sind am Ende der Arbeit aufgeführt. Für die von Hauschild bearbeiteten Schädelfunde konnte ich außer den Veröffentlichungen auch noch die handschriftlichen Maßtabellen von Prof. Hauschild benützen, welche mir vom Anatomischen Institut der Universität Göttingen (Prof. Fuchs und Prof. Voit) dankenswerterweise überlassen wurden. Herrn Dr. Kuhnau in Spiekeroog bin ich für die freundliche Überlassung seiner Beobachtungen in Urschrift zu großem Dank verpflichtet.

---

[1]) Nur solche erwachsener Personen.

Liste 1: Rassenkundliche Beobachtungen in Nordwestdeutschland.

Anzahl	Untersuchte	Herkunft	Zeit	Beobachtete Merkmale	Bemerkungen
142	69 Männer u. 73 Frauen	Alteingesess. Bevölk. der Elbinsel Finkenwärder	Gegenwart	Alle wichtigsten Merkmale	
148	70 Männer u. 78 Frauen	Alteingesess. Bevölk. der Insel Spiekeroog	Gegenwart	Die meisten wichtigst. Merkm.	
45	23 Männer u. 22 Frauen	Träger alter Braunschw. Namen aus der Stadt Braunschweig	Gegenwart	Länge u. Breite des Kopfes	Es wurden lauter Leute mit hellen Körperf. ausges.
29	Schädel (14 männliche u. 15 weibl.)	Dorfkirchhöfe v. Osterwick und Gronau in Westfalen	18. u. 19. Jahrh.	Alle wichtigsten Merkmale	Wahrscheinlich alteingesessene Landbevölkerung
53	Schädel (29 m. u. 15 w.)	Kirchhöfe der Stadt Göttingen	17. u. 18. Jahrh.	Alle wichtigsten Merkmale	Herkunft fraglich. Stadtbevölkerg.
22	Schädel (ohne Geschl.-bestimmung)	Kirchhöfe der Stadt Braunschweig	Vor dem 18. Jahrh.	Alle wichtigsten Merkmale	Herkunft fraglich. Stadtbevölkerg.
17	Schädel (10 m. u. 7 w.)	Dorfkirchhof von Drakenberg b. Göttingen	Vor dem 15. Jahrh.	Alle wichtigsten Merkmale	
95	Schädel (56 m. u. 39 w.)	Bremen	9.—14. Jahrh.	Alle wichtigsten Merkmale	Wahrscheinl. alte Bremer Bevölkg.
27	Schädel (18 männliche u. 9 weibl.)	Einbaumsärge a. Borghorst und Freckenhorst in Westfalen	9.—11. Jahrh.	Alle wichtigsten Merkmale	
11	Schädel (ohne Geschl.-bestimmung)	Börnecke, Schoderstedt u. Holmsleben in Braunschweig	9.—10. Jahrh. (od. früher ?)	Alle wichtigsten Merkmale	Angeblich „Reihengräber"
63	Schädel (36 m., 25 w. u. 2 unbest.)	Wendengräber in Mecklenburg und Hannover (14 Fundorte)	9.—12. Jahrh.	Alle wichtigsten Merkmale	
24	Schädel (10 m. u. 14 w.)	Grone bei Göttingen; Reihengräber	6.—8. Jahrh.	Alle wichtigsten Merkmale	
22	Schädel (10 m. u. 12 w.)	Rosdorf b. Götting.; Reihengräber	6.—8. Jahrh.	Alle wichtigsten Merkmale	
85	Schädel (45 m. u. 40 w.)	Anderten bei Hannover; Reihengräber	6.—8. Jahrh.	Alle wichtigsten Merkmale	
17	Schädel (8 männliche u. 9 weibl.)	Kalbe a. S.	fraglich	Alle wichtigsten Merkmale	z. T. vielleicht Reihengräber der Völkerwanderungszeit, z. T. angebl. frühmittelalt.
1	Schädel (weiblich)	Flurstädt bei Göttingen	Ältere Eisenzeit	Einige Angaben	
41	Schädel	12 verschied. Fundorte in Nordwestdeutschland [1])	Jüngere Steinzeit	Verschieden	
53	Schädel	Aus 28 verschied. Fundorten in Nordwestdeutschland		Verschieden	Einzelfunde, meist ohne zureich. Zeitbestimmung

[1]) Ostorf (Flachgräber, 7 Schädel), Burow (Steinkammer, 2 Schädel), Roggow (Gräberfeld, 2 Schädel), Blengow (Steinkammer, 2 Schädel), Basedow (Steinkiste, 1 Schädel), Neubrandenburg (Steinkisten, 4 Schädel), Plau (Flachgrab, 1 Schädel), Tangermünde (Flachgräber, 5 Schädel), Lenzen (Grabkammer, 1 Schädel), Groß-Quenstedt (Steinkiste, 1 Schädel), Rimbeck (Ganggrab, 14 Schädel), Willigrad (Flachgrab, 1 Schädel).

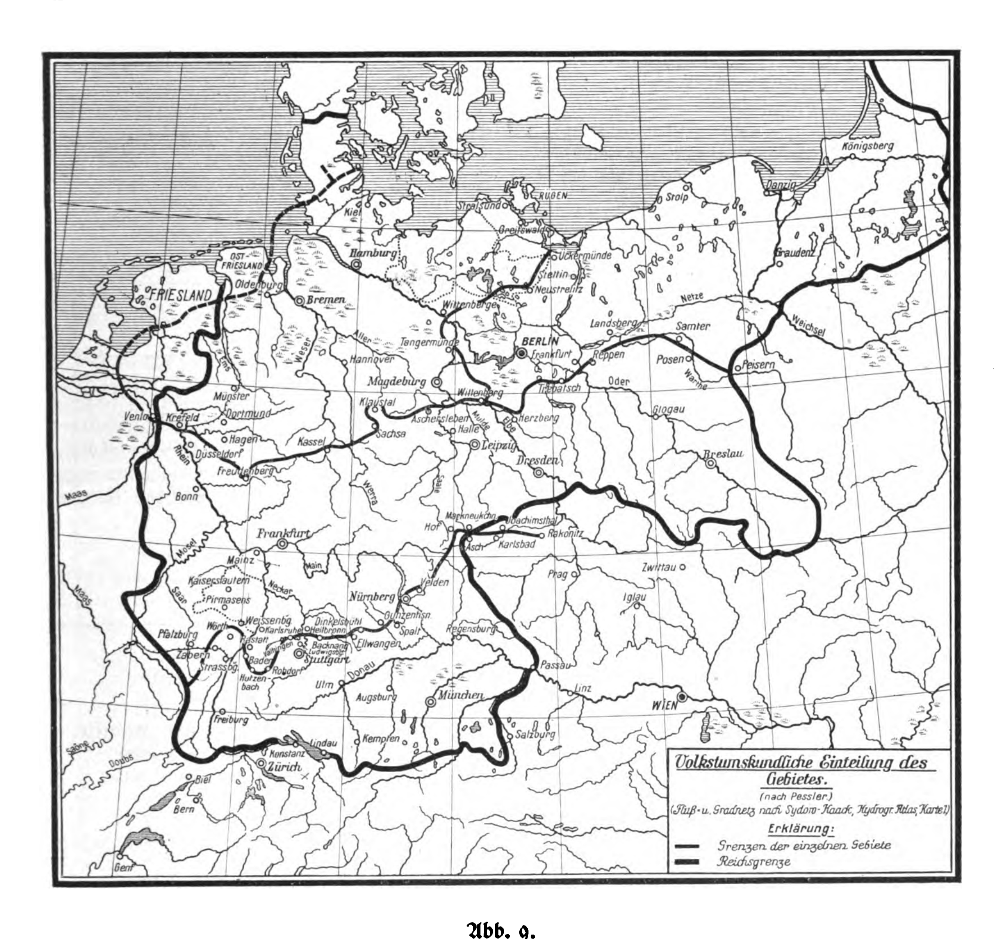


Abb. 9.

Die Hauptgrenzen deutscher Mundarten und deutscher Haustypen.

Die **Einteilung der Merkmale** ist dieselbe wie in meiner Arbeit über die Elbinsel Finkenwärder. Da hier jedoch mehr als dort auch Schädelmessungen berücksichtigt werden mußten, habe ich die Einteilung erweitert und auch für solche Schädelmaße vorgenommen, die nicht auf Kopfmaße umgerechnet oder nicht mit Kopfmaßen verglichen werden können (Schädelhöhe, Längenhöhenverhältnis und Breitenhöhenverhältnis am Schädel, Obergesichtshöhe am Schädel, Breitenhöhenverhältnis des Obergesichts, Höhenbreitenverhältnis der knöchernen Nase, Breitenhöhenverhältnis des Augenhöhleneingangs). Die Einteilungen der absoluten Maße mußten neu aufgestellt werden, da allgemein übliche Einteilungen bis jetzt m. W. nicht vorhanden sind. Die Einteilungen der Maßverhältnisse hingegen sind die üblichen, ausgenommen die Gruppe der nach dem Längenhöhenverhältnis „stark hochförmigen" Schädel und die verschiedenen Einteilungen für beide Geschlechter. Bei allen Einteilungen bin ich ebenso vorgegangen wie bei den in der Finkenwärder Arbeit vorgeschlagenen, d. h. die Einteilungen sind an einer größeren Zahl (20—30) von mitteleuropäischen Schädelgruppe gewonnen worden und also für solche berechnet. Die durchschnittlichen Geschlechtsunterschiede ergaben sich dabei wie folgt (weibliche Werte im Hundertsatz der männlichen ausgedrückt):

Schädelhöhe	95,05 v. H.
Längen-Höhenverhältnis	100,4 " "
Breiten-Höhenverhältnis	99,2 " "
Obergesichtshöhe	95,3 " "
Breiten-Höhenverhältnis des Obergesichtes	99,9 " "
Höhen-Breitenverhältnis der knöchernen Nase	104,3 " "
Breiten-Höhenverhältnis des Augenhöhleneingangs	103,2 " "

Für einige Merkmale erscheint demnach eine verschiedene Einteilung für beide Geschlechter nicht angezeigt. Im ganzen dürften allerdings die errechneten Geschlechtsunterschiede weniger zuverlässig sein als bei den Merkmalen am Lebenden, da ja das Geschlecht eines Schädels mit seltenen Ausnahmen aus den Merkmalen bestimmt, die gesuchten Unterschiede also schon zuvor als bestehend angenommen und zur Bestimmung angewendet werden.

Die allgemein übliche Einteilung des Höhen-Breitenverhältnisses der Nase konnte hier, im Unterschied zu dem entsprechenden Maßverhältnis am Lebenden, ohne Bedenken auch für Schädel mitteleuropäischer Bevölkerungen übernommen werden, da das Gebiet der Mittelbreitförmigen hier wirklich ungefähr in der Mitte der Schwankungsbreite liegt. Nach der üblichen Einteilung des Maßverhältnisses am Lebenden waren alle mitteleuropäischen Gruppen schmalnasig, hingegen in der Form der Knochennase vielfach mittelbreitförmig. Dieser Unterschied ist durch die Neueinteilung des Maßverhältnisses am Lebenden (s. die Finkenwärder Arbeit) annähernd beseitigt.

Die verwendeten Einteilungen sind folgende:

Schädelhöhe (Basion-Bregma-Höhe! „ganze Schädelhöhe" [Virchow] ungefähr gleich dieser):

	bei männlichen Schädeln	bei weiblichen Schädeln	bei Schädeln ohne Geschlechtsbestimmung
niedrig	127 mm u. weniger	120 mm und weniger	124 mm und weniger
mittelhoch	128 mit 138 mm	121 mit 131 mm	125 mit 135 mm
hoch	135 mm und mehr	132 mm und mehr	136 mm und mehr

Längenhöhenverhältnis des Schädels (Seitenhöhenform des Schädels; Schädelhöhe im Hundertsatz der größten Schädellänge ausgedrückt):

flachförmig	(chamaekran)	69.9 und weniger	(Für männliche, weibliche und unbestimmte Schädel gleich.)
mittelhochförmig	(orthokran)	70.0 mit 74.9	
mäßig hochförmig	(hypsikran)	75.0 mit 79.9	
stark hochförmig		80.0 und mehr.	

Breitenhöhenverhältnis des Schädels (Breitenhöhenform des Schädels; Schädelhöhe im Hundertsatz der größten Schädelbreite ausgedrückt):

stark breitförmig	(tapeinokran)	85.9 und weniger	(Für männliche, weibliche und unbestimmte Schädel gleich.)
mäßig breitförmig		86.0 mit 91.9	
mittelbreitförmig	(metriokran)	92.0 mit 97.9	
schmalförmig	(akrokran)	98.0 und mehr.	

Obergesichtshöhe am Schädel (morphologische Obergesichtshöhe, von der Stirnnasennaht zum tiefsten Punkt des Oberkiefers in der Mittelebene):

	bei männlichen Schädeln	bei weiblichen Schädeln	bei Schädeln ohne Geschlechtsbestimmung
sehr lang	81 mm und mehr	76 mm und mehr	79 mm und mehr
lang	75 mit 80 mm	70 mit 75 mm	73 mit 78 mm
mittellang	69 mit 74 mm	64 mit 69 mm	67 mit 72 mm
kurz	68 mm und weniger	63 mm und weniger	66 mm und weniger

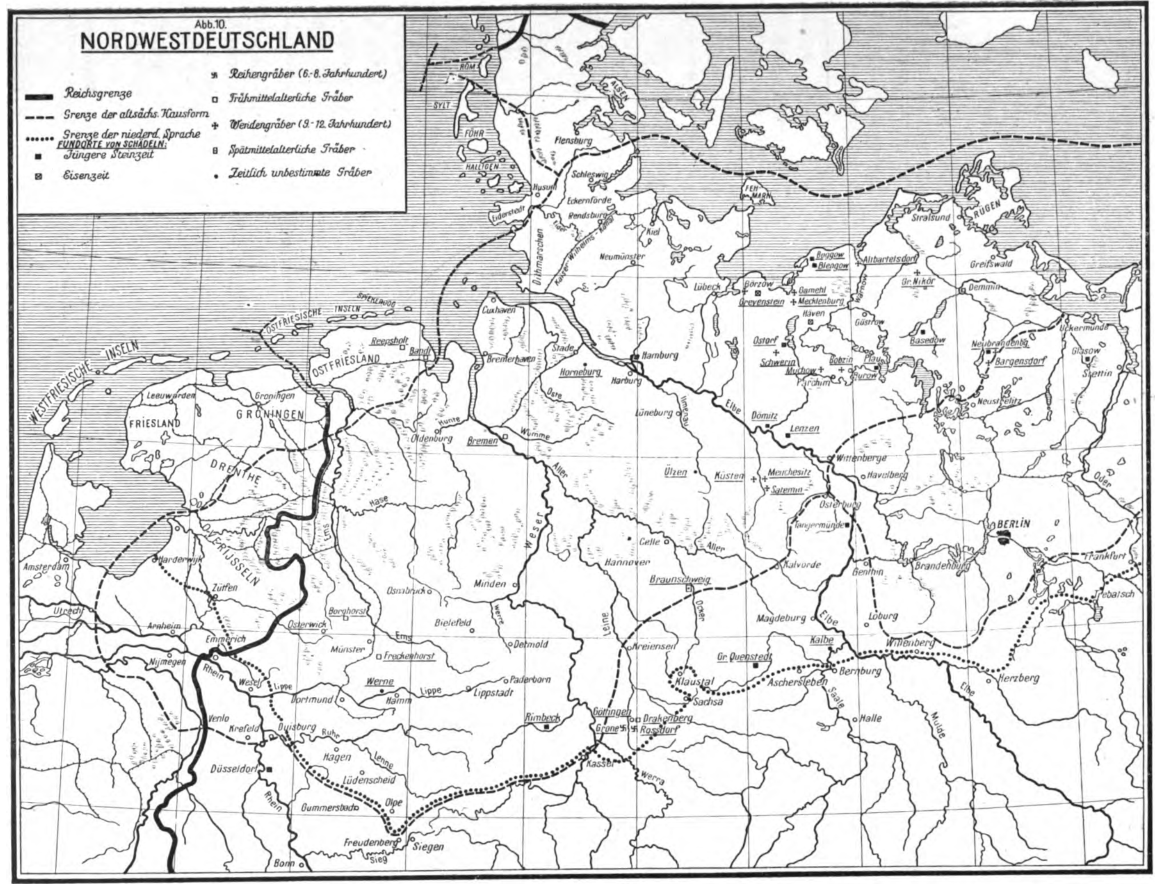


Abb. 10.

Die Namen von Fundorten sind unterstrichen. Die Namen von Orten usw., welche zur Lagebezeichnung eingetragen sind, nicht. — Es sind nur diejenigen Fundorte eingetragen, deren Knochenfunde bearbeitet und veröffentlicht sind.

Breitenhöhenverhältnis des Obergesichtes (Obergesichtsindex = Obergesichtshöhe im Hundertsatz der Jochbogenbreite am Schädel ausgedrückt):

sehr langförmig (hyperlepten)	60.0 und mehr	(Für männliche, weibliche und unbestimmte Schädel gleich.)
langförmig (lepten)	55.0 mit 59.9	
mittelbreitförmig (mesen) .	50.0 mit 54.9	
breitförmig (euryen)	45.0 mit 49.9	
sehr breitförmig (hypereuryen)	44.9 und weniger	

Höhenbreitenverhältnis der knöchernen Nase (größte Breite der knöchernen Nasenöffnung im Hundertsatz der Nasenhöhe ausgedrückt):

bei männlichen Schädeln	bei weiblichen Schädeln	bei Schädeln ohne Geschlechtsbestimmung
sehr schmalförmig (hyperleptorrhin) . . 42.9 u. wenig.	44.9 und weniger	43.9 und weniger
schmalförmig (leptorrhin) . . . 43.0 mit 46.9	45.0 mit 48.9	44.0 mit 47.9
mittelbreitförmig (masorrhin). . . . 47.0 mit 50.9	49.0 mit 52.9	48.0 mit 51.9
breitförmig (chamaerrhin) . . . 51.0 und mehr	53.0 und mehr	52.0 und mehr

Breitenhöhenverhältnis des Augenhöhleneingangs (Orbitalindex= Höhe des Augenhöhleneingangs im Hundertsatz der Breite des Augenhöhleneingangs):

bei männlichen Schädeln	bei weiblichen Schädeln	bei Schädeln ohne Geschlechtsbestimmung
querförmig (chamaekonch) . . . 82.9 u. wenig.	85.4 und weniger	84.2 und weniger
mittelhochförmig (mesokonch) . . . 83.0 mit 88.9	85.5 mit 91.4	84.3 mit 90.2
hochförmig (hypsikonch) . . . 89.0 u. mehr	91.5 und mehr	90.3 und mehr

Schädelinhaltsraum (Kapazität):

bei männlichen Schädeln	bei weiblichen Schädeln	bei Schädeln ohne Geschlechtsbestimmung
geräumig (aristencephal) . 1451 cm³ u. mehr	1301 cm³ und mehr	1376 cm³ und mehr
mittelgroß (euencephal) . 1301 mit 1450 cm³	1151 mit 1300 cm³	1226 mit 1375 cm³
eng (oligencephal) 1300 cm³ u. wenig.	1150 cm³ u. weniger	1225 cm³ u. weniger

---

Eine Betrachtung der Zahlentafeln 1—3 lehrt zunächst, daß die (zahlenmäßige) **Zuverlässigkeit der Meß- und Zählbefunde** zum Teil **sehr gering** ist[1]). Trotzdem ergeben sich, wie aus Vergleichen ersichtlich wird, noch

[1]) Es ist nicht ohne Nutzen, sich eine Vorstellung von der Zuverlässigkeit statistischer anthropologischer Angaben im Allgemeinen zu verschaffen: in meinen Aufstellungen (Mittelwerte und Häufigkeitswerte von 25 Merkmalen bei 27 Beobachtungsreihen) sind bis jetzt rund 14 000 Unterschiede berechnet und auf ihre Zuverlässigkeit bzgl. des Fehlers der kleinen Zahl geprüft; davon sind rund 2800 Unterschiede größer als ihr dreifacher mittlerer Fehler. Sofern dieses Verhältnis auch auf diejenigen Zahlenangaben anwendbar ist, aus denen die jeweiligen Beobachter Schlüsse gezogen haben, wären also rund $^4/_5$ aller Schlüsse statistisch unbewiesen.

zuverlässige Unterschiede gegenüber anderen Gruppen. Hingegen läßt sich natürlich da, wo ein Unterschied nicht nachweisbar wird, die Möglichkeit eines etwa doch bestehenden Unterschiedes nicht mit Sicherheit ausschließen.

Diese Grenzen zuverlässiger Angaben ließen sich zwar durch eine Vermehrung der Beobachtungen erweitern. Man muß dabei aber im Auge behalten, daß der mittlere Fehler nicht in gleichem Maße wie die steigende Anzahl der beobachteten Personen, sondern mit der Wurzel aus dieser Anzahl abnimmt, bei gleichbleibenden Verhältnissen also erst mit der vierfachen Beobachtungszahl auf die Hälfte sinkt. Ergibt sich z. B. die Häufigkeit der langen und sehr langen Köpfe bei 141 Finkenwärdern zu 63,8 ± 3 × 3,9 v. H. = zwischen 52,1 und 75,5 v. H., so würde, wenn das gleiche Ergebnis bei 500 Personen errechnet worden wäre, der Spielraum zuverlässiger Angabe nur auf 57,4 — 70,3 v. H., bei 1000 Personen nur auf 59,3 — 68,4 v. H. eingeschränkt worden sein. Nun entsprechen aber in der Finkenwärder Bevölkerung keine 500 Menschen den Anforderungen, welche bei der Vornahme der Erhebungen bzgl. der Herkunft, des Alters usw. an die aufzunehmenden Personen gestellt werden mußten. Also läßt sich von vornherein sagen, daß die erreichbare Zuverlässigkeit der fraglichen Zahlenangabe im günstigsten Fall noch einen Spielraum von etwa 8 v. H. (4 v. H. hin und her) wird offen lassen müssen und daß der mittlere Fehler aller Hundertsätze dieser Reihe im Durchschnitt etwa ± 3,8 v. H. betragen wird.

Die Beobachtungen an der jetzt lebenden Bevölkerung zeigen (bei den Ostfriesen der Insel Spiekeroog, bei den Finkenwärdern und bei den Braunschweigern) übereinstimmend eine ausgesprochene Häufung großer Kopflängen und mittlerer Kopfbreiten. Die Kopfform ist bei Finkenwärdern und Braunschweigern mäßig rund, bei den Spiekeroogern mehr länglich. Wenn die Unterschiede nicht durch Fehler im Meßverfahren verursacht sind, finden sich bei den Spiekeroogern mehr langförmige Köpfe als bei den Braunschweigern und Finkenwärdern. Spiekerooger — Braunschweiger — Finkenwärder würde also etwa eine Reihe von abnehmender Langförmigkeit der Köpfe bedeuten. Der Unterschied bedeutet, auf die beiden Kopfdurchmesser bezogen, eine größere Häufigkeit breiter Köpfe bei den Finkenwärdern, ist aber vielleicht nicht so kennzeichnend wie andererseits die bei allen drei Gruppen sehr beträchtliche Kopflänge, die sich, als beschreibendes Merkmal, bei den Finkenwärdern auch in der Seltenheit flacher Hinterhauptsform (bei höchstens 16,3 v. H. aller Leute) ausdrückt.

Von der Häufigkeit ausgesprochen langförmiger Köpfe in heute lebenden Bevölkerungen macht man sich anscheinend nicht selten ein falsches Bild. Weder die Angabe eines mittleren Längenbreitenverhältnisses des Kopfes von 77—79 für den größeren Teil Niederdeutschlands, noch die Annahme eines stärkeren Vorwiegens langförmiger Köpfe in irgendwelchen deutschen Gebieten läßt sich nach dem, was die bisherigen Erhebungen lehren, nachweisen. In den beobachteten Bevölkerungsgruppen Nordwestdeutschlands finden sich langförmige Köpfe zu höchstens 4,44 v. H. (Finkenwärder) und 23,9 v. H. (Spiekeroog). Mittellangförmige und langförmige Köpfe zusammen kommen in höchstens 44,2, 79,9 und 81,8 v. H. vor, wobei in allen Gruppen der Anteil der mittellangförmigen Köpfe erheblich größer ist als derjenige der langförmigen. — Es macht auch fast den Eindruck, als ob seit der Aufstellung der Indexeinteilung immer weniger langförmige Köpfe gefunden worden seien (was zum Teil meßtechnisch erklärt werden könnte [vgl. Aufsatz II, S. 39]); das Vorgehen mancher Autoren, die dann später die Grenze für die Bezeichnung „langköpfig" auf 79 und 80 hinaufgesetzt haben, könnte vielleicht damit zusammenhängen. Ein ähnlicher Versuch zur Rettung ungenügend gestützter Vorstellungen ist die Umdeutung „gemischtfarbiger" Augen in helle (bes. oft in angeblich „graue") Augen und die Einbeziehung lichtbrauner Haarfarbe in die Reihe der „Blonden". In all diesen Fällen ist der umgekehrte Weg — nicht die Merkmalsbezeichnungen, sondern die Vorstellungen und Behauptungen anzuzweifeln — sicher empfehlenswerter.

Schmale Köpfe sind in den drei beobachteten Gruppen — wiederum entgegen der landläufigen Vorstellung — ebenso selten wie (bei den Finkenwärdern) niedrige

Köpfe. Die überwiegende Mehrzahl der Finkenwärder hat vielmehr hohe und mittelhohe, infolgedessen trotz der beträchtlichen Länge auch in der Seitenhöhenform hochförmige Köpfe (mindestens 79,9 v. H. aller Leute), die wegen der Seltenheit schmaler Formen von hinten gesehen einen meist mittelbreitförmigen bis breitförmigen Eindruck machen. Bei den Braunschweigern und Spiekeroogern ist die Kopfhöhe leider nicht gemessen worden, so daß man zunächst ganz offen lassen muß, ob die sehr viel kräftigere Höhenentwicklung der Köpfe in der Finkenwärder Bevölkerung gegenüber manchen vor- und frühgeschichtlichen Gruppen in Nordwestdeutschland eine besondere Erscheinung ist oder nicht.

Die langen, ziemlich breiten und hohen Kopfformen, wie sie für die Finkenwärder typisch sind, werden gelegentlich als „Mischtypen" angesprochen, sowohl wegen der Vereinigung großer Breite mit großer Länge (Hauschild 1920, 1921/22), als wegen der beträchtlichen Höhe (Hauschild 1925). Aus dem Verhalten dieser drei Merkmalsausprägungen selbst lassen sich schwer Anhaltspunkte für oder wider eine solche Annahme gewinnen, vor allem, weil genauere Kenntnisse vom Erbgang der Schädelform fehlen und wohl auch kaum zu gewinnen sind. Die Annahme Hauschilds, ein größerer Variationskoeffizient der Schädelhöhe sei „ein untrügliches Zeichen von Mischung", ist offenbar durch eine statistische Täuschung verursacht worden; denn bei seiner Beobachtungsreihe rührt der größere errechnete Variationskoeffizient der Schädelhöhe sichtlich von der kleineren Zahl der Schädel her, bei denen die Höhe gemessen werden konnte. Die Unterschiede dieses Koeffizienten gegenüber denen der Schädellänge und Schädelbreite sind dementsprechend auch nicht zuverlässig (♂ $1,91 \pm 3 \times 0,79$; $1,39 \pm 3 \times 0,9$; ♀ $1,31 \pm 3 \times 0,85$, $1,17 \pm 3 \times 1,0$). Die andere Annahme, eine Vereinigung großer Breite mit großer Länge deute auf Vermischung hin, geht wohl von der Vorstellung aus, daß im Allgemeinen das größere Maß eines Kopfdurchmessers dominant sei gegenüber dem kleinen Maß desselben Durchmessers; die Dinge liegen aber mit größter Wahrscheinlichkeit nicht so einfach und es würde überdies aus Vermischung allein nicht zu erklären sein, wie in einer so entstandenen Bevölkerung die langen und schmalen Köpfe vollständig verschwinden können: denn in der Finkenwärder Bevölkerung findet sich kein einziger solcher Fall unter 141 Köpfen; hingegen besteht die oben schon angedeutete) positive Korrelation [1]) zwischen Kopflänge und Kopfbreite ($k = +0,37 \pm 3 \times 0,073$).

Für eine Beurteilung der Merkmale des Gesichts und aller übrigen Merkmale stehen nur die beiden Reihen aus Spiekeroog und Finkenwärder zur Verfügung. Kennzeichnend ist in beiden Fällen eine große Häufigkeit beträchtlicher Gesichtslängen und ziemlich großer Jochbogenbreiten, langförmiger Gesichter und (bei den Finkenwärdern) schmalförmiger Nasen. Einer etwas größeren Durchschnittslänge des Gesichtes bei den Spiekeroogern Männern (gegenüber den Finkenwärder Männern) kommt kaum eine erhebliche Bedeutung zu, hingegen scheint die Häufigkeit langförmiger Gesichter bei den Spiekeroogern (Männern und Frauen) noch größer zu sein als bei den Finkenwärdern. (Die erwähnten Unterschiede sind statistisch zuverlässig, doch sind Unterschiede in der Meßtechnik nicht ganz sicher auszuschließen.) Im ganzen scheint also bei den Spiekeroogern ein langförmiger (leptosomer) Bau des Kopfes und Gesichtes ausgeprägter zu sein als bei den Finkenwärdern.

Die Körperfarben sind in beiden Reihen ganz vorwiegend hell. Die Verbindung von rein heller Augenfarbe mit heller Haarfarbe kommt bei mindestens 24,1 v. H. der Finkenwärder und 68,8 v. H. der Spiekerooger vor; rein dunkle Verbindungen finden sich in höchstens 8,5 bzw. 11,5 v. H. Durch die Hinzunahme der (ganz überwiegend hellen) Hautfarbe ändern sich diese Zahlen

[1]) Korrelationsindex, berechnet nach dem Verfahren von Lenz.

nur wenig. Unterschiede in der Häufigkeit der hellen Augenfarbe bei Spiekeroogern und Finkenwärdern hängen damit zusammen, daß bei den Finkenwärdern ein Geschlechtsunterschied in der Häufigkeit heller, „gemischter“ und dunkler Augenfarben besteht, der bei den Spiekeroogern nicht nachweisbar ist[1]). — Die Haarform (nur bei den Finkenwärdern beobachtet) ist zu allermeist schlicht, flach- oder weitwellig, selten (bei höchstens 18,1 v. H. aller Leute) engwellig, lockig oder kraus. — Die Form der Lippen ist bei den Finkenwärdern gewöhnlich schmal und dünn, selten sehr voll oder dick. —

Die beträchtliche Körpergröße der Finkenwärder sowie der Spiekerooger geht aus den Mittelwerten der Zahlentafeln schon deutlich hervor. Mindestens 59,8 v. H. der Finkenwärder (Männer und Frauen) und 52,1 v. H. der Spiekerooger (nur Männer) sind groß und sehr groß. Kleine und sehr kleine Leute sind selten (höchstens 10,7 bzw. 24,4 v. H.[2])).

Wenn man — in der zunächst berechtigten Annahme, daß größere körperliche Rassenunterschiede zwischen den Spiekeroogern und den Finkenwärdern nicht bestehen — den ganzen Komplex der beobachteten Merkmale mit Zahlen der beiden zusammengerechneten Reihen belegt, so ergeben sich als typische Merkmalsausprägungen:

Ausgesprochen häufig:

beträchtl. Körpergröße (groß u. sehr groß):	mindestens	52,0 v. H.	aller	Leute
helle Haarfarbe:	„	76,8 v. H.	„	„
helle Hautfarbe[3]):	„	88,5 v. H.	„	„
rein helle Augenfarbe:	„	67,5 v. H.	„	„
schlichte Haarform[3]):	„	81,9 v. H.	„	„
beträchtliche Kopflänge:	„	60,9 v. H.	„	„
Mittellangförmigkeit u. mäßige Rundförmigkeit des Kopfes:	„	54,6 v. H.	„	„
Hochförmigkeit des Kopfes[3]):	„	69,9 v. H.	„	„
beträchtl. Gesichtshöhe (lang u. sehr lang):	„	52,6 v. H.	„	„
Langförmigkeit u. starke Langförmigkeit des Gesichtes:	„	67,2 v. H.	„	„
Schmalförmigkeit u. starke Schmalförmigkeit der Nase[3]):	„	71,1 v. H.	„	„

Ausgesprochen selten:

flaches Hinterhaupt[3]):	höchstens	16,3 v. H.	„	„
geringe Kopfbreite (schmal u. sehr schmal):	„	17,9 v. H.	„	„
geringe Kopfhöhe (niedrig[3])):	„	16,6 v. H.	„	„
Schmalförmigkeit des Kopfes[3]):	„	21,9 v. H.	„	„
geringe Jochbogenbreite (schmal):	„	17,1 v. H.	„	„
dicke Lippen[3,4]):	„	22,1 v. H.	„	„

---

[1]) Näheres darüber bei Wriede und Scheidt, Die Elbinsel Finkenwärder, München 1926.

[2]) Meisner (1891) gab die mittlere Körpergröße für Wehrpflichtige in Nordwest-Hannover zu 164 cm, für diejenigen in Mecklenburg zu 168 cm an.

[3]) Nur Finkenwärder.

[4]) Mit Ausschluß aller Personen mit Altersmerkmalen.

Eine solche Übersicht auf Grund einer Merkmalseinteilung mit wenigen Klassen vergröbert natürlich die zahlenmäßigen Befunde. Sie macht sie dafür aber auch anschaulicher, da mit der Merkmalseinteilung ein Vergleichsmaßstab eingeführt wird. Eine Berücksichtigung weiterer Unterschiede in der Verteilung der Merkmalsausprägungen kann, ebenso wie eine Vermehrung der beobachteten Merkmale, noch manchen wertvollen Fingerzeig für die Deutung geben. (Diese Dinge sind, soweit die hier vorliegenden Beobachtungsreihen in Frage kommen, an anderer Stelle besprochen worden und können in dieser Übersicht entbehrt werden.) Gelegentlich wird aber von einem Studium der „feineren Unterschiede" in der Ausprägung und Verteilung der Merkmale übertrieben viel erwartet. Darum mag es nicht überflüssig sein, darauf hinzuweisen, daß die Untersuchung der Merkmals**verteilung** an kleinen Beobachtungsreihen (wie sie in der Rassenkunde im Unterschied zu anderen Gebieten mit statistischer Forschungsmethode immer vorliegen werden) bestimmte Grenzen der erreichbaren Zuverlässigkeit hat (s. o.), daß die meisten Verfeinerungen der Merkmals**unterscheidung** den Nachweis von Häufungsunterschieden erschweren, vielfach sogar unmöglich machen, und daß dieselben Schwierigkeiten im Allgemeinen von einer unzweckmäßig großen Anzahl beobachteter Merkmale zu erwarten sind. Damit kann nicht gesagt sein, daß man es nicht hier und dort auch noch mit anderen Merkmalen versuchen wird; denn es läßt sich nicht von vornherein mit Gewißheit entscheiden, mit welchen Merkmalen man am besten zum Ziel kommen wird, d. h. welche Merkmale typische, rassenkundlich verwertbare Ausprägungsunterschiede zeigen und es ist auch ein Irrtum zu glauben, die „Wertigkeit" (gemeint ist die rassenkundliche Brauchbarkeit) von Merkmalen könne ein für allemal, etwa auf irgendeinem rechnerischen Wege, ausgemacht werden [1]. Andererseits ist es, aus denselben Überlegungen, nicht gerechtfertigt zu verlangen, daß alle Merkmale, die jemals zu einer Rassenunterscheidung dienlich waren, in jedem Fall berücksichtigt werden müßten; eine solche Vermehrung der beobachteten Merkmale und Grade der Merkmalsausprägung kann leicht so weit getrieben werden, daß nichts mehr dabei herauskommt, daß — in Ermangelung zahlenmäßig nachweisbarer Typen — so ungefähr jeder beobachtete Einzelfall sein eigener „Typus" ist: Dann läuft das Ganze auf gestaltliche Beschreibung von einzelnen Erscheinungsformen hinaus und hat, trotz der Feinheit der Beobachtungen, mit **rassenkundlicher** Methode nicht mehr viel zu tun. — Was uns heute noch zu einer guten rassenkundlichen Grundlage fehlt sind auch lange nicht so sehr umständlichere Beobachtungen, als vielmehr zuverlässige einfache Beobachtungen in genügender Anzahl.

Die beigefügten **Bilder typischer und annähernd typischer Finkenwärder** (Abb. 11—22) verschaffen in gewisser Hinsicht eine Anschauung von diesen Dingen. Die Bilder sind mit Absicht so gewählt, daß in der Ausprägung derjenigen Merkmale, die bei der Aufstellung des Typus **nicht** berücksichtigt wurden, eine erhebliche Vielgestaltigkeit zum Ausdruck kommt. Es ist ohne weiteres klar, daß das so erwartet werden muß, wenn ein Typus (das den dargestellten Leuten Gemeinsame) nur auf 16—18 Merkmalsausprägungen bezogen ist. Würde man, wie z. B. in der landläufig gewordenen Anschauung vom Erscheinungsbild der nordischen Rasse, dem Typus etwa 90 bis 100 bestimmte Merkmalsausprägungen zuschreiben, so würde es nicht nur schwer halten einen rein merkmaligen Menschen mit einem solchen Erscheinungsbild aufzutreiben [2], sondern es wäre auch aller Wahrscheinlichkeit nach kaum möglich, eine „typische" Häufung eines jeden dieser Merkmale in einer Bevölkerung zahlenmäßig zuverlässig nachzuweisen, da, wenn das möglich sein sollte, der weitaus überwiegende Teil in der äußeren Erscheinung der Menschen rassenbedingt sein müßte und also in einer solchen Bevölkerung für die Vielgestaltigkeit individueller Erscheinungen nicht mehr viel Spielraum wäre. — Auch die „Schönheit" der als typisch dargestellten Personen wird vermutlich von den landläufigen Anschauungen aus Kritik erfahren, wenn dazu gesagt wird, daß immerhin die meisten der als typisch nachgewiesenen Merkmalsausprägungen dem Erscheinungsbild der nordischen Rasse zugeschrieben werden

[1]) Ein erbbedingtes Merkmal, das in einem Vergleich zur Rassenunterscheidung dienlich ist, kann in einem anderen Vergleich für die Rassenunterscheidung bedeutungslos sein. Eine Hunderasse mit den Eigenschaften langer Haarform, brauner Haarfarbe und hängenden Ohren kann sich von drei anderen Rassen jedesmal durch eine andere dieser drei Eigenschaften unterscheiden, so daß also für keine der drei Eigenschaften ein für allemal ihre „rassenkundliche Wertigkeit" angegeben werden kann.

[2]) Die Wahrscheinlichkeit des Vorkommens wäre, im Fall einer zufälligen Zusammenordnung der Merkmale bei einer Häufung jedes einzelnen Merkmals von 80 v. H. nur $1 : (5/4)^{90}$, rund 1 : 270 Millionen. Es müßten also viele und starke Korrelationen der Merkmale vorhanden sein, bis die Wahrscheinlichkeit groß genug würde um praktische Bedeutung zu gewinnen.

dürften. Es ist ja Mode geworden sich selber und anderen einzuschärfen, ein Erscheinungsbild nordischer Rasse müsse in der Regel als schön empfunden werden. Diese Vorstellung geht auf eine unberechtigte Umkehrung der wahrscheinlich nicht unberechtigten Erfahrung zurück, daß anscheinend eine überwiegende Zahl der als besonders schön gepriesenen Bildniswerke abendländischer Kunst Züge nordischer Rasse erkennen lassen; wenn aber etwa eine überwiegende Zahl schöner Bildnisse nordisch aussieht, so ist damit natürlich nicht gesagt, daß auch eine überwiegende Zahl nordisch aussehender Bildnisse schön sein müsse. In einer solchen falschen Umkehrung liegt vielmehr eine bedenkliche Vergewaltigung des Schönheitsurteils, dessen Maßstab damit notwendig auf eine Mittelmäßigkeit herabgedrückt würde.

Mit den angeführten Untersuchungen sind die bisher vorliegenden Beobachtungen an der heutigen Bevölkerung von Nordwestdeutschland (abgesehen von den im 1. und 2. Aufsatz erwähnten Erhebungen an Soldaten und Schulkindern) schon so ziemlich erschöpft. Messungen, die Trost (1914) — zu einem anderen Zweck — an Schädeln aus Kirchhöfen der Stadt Hamburg vorgenommen hat, kommen für die spezielle Rassenkunde zunächst nicht in Betracht, da für die Herkunft und Zusammensetzung dieser großstädtischen Bevölkerung nicht genügend Anhaltspunkte gegeben sind. — Beobachtungen des Augenarztes Albrand (1911) in Mecklenburg sind größtenteils an Schülern und Strafgefangenen, zum anderen Teil an Leuten verschiedener Herkunft angestellt worden, so daß sie gleichfalls rassenkundlich nicht verwertet werden können. — Endlich sind noch Untersuchungen zu erwähnen, die Bernstein (1925) und seine Mitarbeiter in Nordwestdeutschland angestellt haben. Es handelt sich dabei um die Stimmlagen (Sopran, Mezzosopran oder Alt bzw. Tenor, Bariton oder Baß), die nach Bernstein erbbedingt sind und in verschiedenen Teilen der Bevölkerung verschieden gehäuft sein sollen. Es könnte sich dabei also um Rasseneigenschaften und Rassenmerkmale handeln. Bernstein fand in einigen niederdeutschen Städten, daß der Anteil der Soprane unter den Kindern verschieden groß ist, je nach der Lage der betreffenden Stadt; die Unterschiede sind jedoch noch nicht sichergestellt; auffallend erscheint hingegen ein beträchtlicher Unterschied beim Vergleich mit italienischen Kindern (aus Sizilianischen Städten); dort wird der Hundertsatz der Soprane zu etwa 12, in Stolp aber z. B. zu 33,8 angegeben.

Merkmalsangaben zu den Abbildungen 11 mit 22.

Abb. Nr.	Alter	Haarfarbe	Haarform	Augenfarbe	Hautfarbe	Körpergröße	Kopflänge	Kopfbreite	Ohrhöhe des Kopfes	Längenbreitenverhältnis des Kopfes	Längenhöhenverhältnis des Kopfes	Breitenhöhenverhältnis des Kopfes	Gesichtshöhe	Jochbogenbreite	Breitenhöhenverhältnis des Gesichtes	Höhenbreitenverhältnis der Nase
11 u. 12	26	hellblond	schlicht	hellgrau	hell	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
13 u. 14	49	dunkelblond	flachwellig	hellblau	hell	177	198	165	130	83.33	65.66	78.79	130	139	93.53	56.92
15 u. 16	81	(blond)	weitwellig	hellblau	hell	—	194	160	120	82.47	61.86	75.00	131	149	87.92	60.94
17 u. 18	32	hellblond	schlicht	hellblau	hell	163	193	156	122	80.83	63.21	78.21	120	129	93.02	61.11
19 u. 20	47	rotblond	flachwellig	hellblau mit ringf. Farbstoff	hell	165	179	153	123	85.47	68.72	80.39	113	119	94.96	52 83
21 u. 22	73	(blond)	schlicht	hellgrau		153	179	142	111	79.33	62.01	78.17	102	129	97.07	63.83

Zahlentafel

(Die Lage der Mittelwerte ist unter Berücksichtigung des dreifachen Fehlers der kleinen Zahl angegeben. — Schädelm[illegible]
Schrägschrift wiedergegebenen Werte, der *Schädelmaße* sind [illegible]

	Finkenwärder	Braunschweiger	Spiekerooger	Westfalenschädel	Drakenbergerschädel 15. Jahrh.	Frühchristl. Westfalenschädel
	1	2	3	4	6	7
I. Körpergröße . . cm	169.6 — 173.5	—	170.2 — 174.8	—	—	[171.3]
VI. Größte Länge des Kopfes . . . . mm	190.0 — 194.0	190.1 — 197.7	191.7 — 196.1	188.0 — 194.2	189.3 — 202.1	191.0 — 197.[illegible]
VII. Größte Breite des Kopfes . . . . mm	158.3 — 161.9	153.9 — 160.7	152.8 — 156.4	146.1 — 152.1	151.3 — 161.9	142.6 — 147.[illegible]
VIII. Ohrhöhe des Kopfes . . . . mm	125.2 — 128.5	—	—	—	—	112.0 — 121.[illegible]
IX. *Schädelhöhe* . mm	—	—	—	*124.9 - 131.5*	*125.8 - 135.1*	*125.5 - 133.*[illegible]
XI. Längenbreitenverhältnis des Kopfes . .	81.15 — 83.07	79.72 — 82.66	78.51 — 80.55	76.11 — 80.13	75.29 — 85.19	73.49 — 75.65
XII. Längen-Ohrhöhenverhältnis des Kopfes .	64.62 — 66.84	—	—	—	—	57.71 — 61.85
XII a. *Längenhöhenverhältnis d. Schädels*	—	—	—	*67.81 - 71.59*	*66.28 - 71.92*	*66.48 - 71.52*
XIII. Breiten-Ohrhöhenverhältnis des Kopfes .	78.96 — 81.90	—	—	—	—	78.12 — 82.38
XIII a. *Breitenhöhenverhältnis d. Schädels*	—	—	—	*86.51 - 95.09*	*82.57 - 92.83*	*90.14 - 97.46*
XIV. Gesichtshöhe . . mm	125.2 — 129.0	—	128.7 — 132.6	—	—	105.7 — 118.3
XIV a. *Obergesichtshöhe des Schädels* . mm	—	—	—	*61.2 - 75.6*	*67.9 - 77.5*	*65.5 - 74.5*
XV. Jochbogenbreite . mm	142.0 — 145.6	—	138.2 — 141.7	135.8 — 141.9	136.4 — 146.3	135.1 — 145.7
XVI. Breitenhöhenverhältnis des Gesichtes mm	88.21 — 91.48	—	91.91 — 95.03	—	—	77.99 — 80.93
XVI a. *Breitenhöhenverhältnis des Obergesichtes*	—	—	—	*48.83 - 57.77*	*50.20 - 56.80*	*49.98 - 57.07*
XVII. Höhenbreitenverhältnis der Nase . . .	56.82 — 59.88	—	—	—	—	—
XVII a. *Höhenbreitenverhältnis d. knöchernen Nase*	—	—	—	*42.40 - 48.40*	*42.85 - 53.95*	*43.30 - 49.30*
XIX. *Breitenhöhenverhältnis des Augenhöhleneingangs* .	—	—	—	*78.67 - 88.33*	*75.00 - 81.18*	*83.01 - 91.19*
XX. *Schädelinhaltsraum* . . . . cm³	—	—	—	—	—	*1429 - 1531*

littelwerte (Männer)

auf Kopfmaße umgerechnet, ausgenommen die in den Zeilen IX, XIIa, XIIIa, XIVa, XVIa, XVIIa, XIX und XX in
en also keine vergleichbaren Maße am Lebenden gegenüberstehen.)

rühchristl. emerschädel ihengräber-form	Frühchristl. Bremerschädel „Bataver"-Form	Wendenschädel	Reihengräberschädel von Grone	Reihengräberschädel von Rosdorf	Reihengräberschädel von Anderten	Alle Reihengräberschädel (Grone, Rosdorf u. Andert.)	Reihengräberschädel von Kalbe
9	10	12	13	14	15	16	17
—	—	—	—	—	[167.1]	—	—
5.2 — 199.2	195.4 — 202.6	186.8 — 191.4	192.4 — 198.4	199.5 — 203.9	196.5 — 200.9	196.8 — 200.2	192.8 — 198.6
4.9 — 148.7	156.4 — 160.4	146.2 — 151.4	141.4 — 148.6	144.2 — 153.0	145.5 — 149.9	145.8 — 149.0	143.6 — 148.8
0.6 — 123.8	116.4 — 124.2	112.4 — 116.8	—	—	—	—	—
33.1 - 138.7	*124.4 - 131.3*	*135.5 - 141.7*	*131.4 - 140.0*	*130.2 - 142.6*	*131.2 - 137.8*	*132.5 - 137.5*	*129.9 - 142.1*
3.34 — 75.56	77.40 — 81.90	76.18 — 78.86	72.16 — 76.72	71.40 — 75.96	73.23 — 75.57	73.23 — 75.27	72.72 — 76.74
1.43 — 63.23	57.93 — 63.09	59.11 — 61.39	—	—	—	—	—
0.49 - 72.71	*63.50 - 69.50*	*71.85 - 74.55*	*69.79 - 75.01*	*68.87 - 71.93*	*68.36 - 71.84*	*69.31 - 71.89*	*68.18 - 76.22*
2.16 — 84.86	73.40 — 78.50	76.59 — 79.95	—	—	—	—	—
5.14 - 98.86	*82.27 - 86.53*	*93.30 - 98.10*	*92.93-102.47*	*90.89 - 99.71*	*93.17 - 98.03*	*94.05 - 97.95*	*94.46-104.54*
—	—	113.4 — 121.9	—	—	116.7 — 123.0	—	121.6 — 127.8
—	—	*64.2 - 68.6*	*61.8 - 73.4*	*68.8 - 73.3*	*68.3 - 73.1*	*67.5 - 73.1*	*71.1 - 79.3*
35.9 — 141.9	136.2 — 144.0	135.3 — 140.3	135.8 — 136.6	134.9 — 146.1	135.4 — 141.3	135.7 — 140.9	138.0 — 146.0
—	—	83.18 — 89.60	—	—	82.92 — 87.84	—	84.60 — 90.08
—	—	*49.33 - 52.87*	*48.00 - 55.80*	*50.13 - 55.47*	*51.85 - 55.15*	*51.84 - 54.58*	*53.09 - 58.31*
—	—	—	—	—	—	—	—
43.82 - 47.78	*45.35 - 49.25*	*46.25 - 50.15*	*45.22 - 52.18*	*44.30 - 53.90*	*45.48 - 50.52*	*46.19 - 50.21*	*37.76 - 48.44*
82.72 - 87.28	*81.84 - 90.96*	*86.90 - 91.70*	*67.70 - 83.30*	*69.50 - 82.10*	*75.99 - 80.61*	*75.98 - 80.42*	*72.50 - 89.90*
1416 - 1544	*1462 - 1590*	*1406 - 1506*	—	—	*1461 - 1560*	—	—

Zahlentafel

(Die Lage der Mittelwerte ist unter Berücksichtigung des dreifachen Fehlers der kleinen Zahl angegeben. — Schädel[illegible]
Schrägschrift wiedergegebenen Werte, der *Schädelmaße* sind[illegible]

	Finkenwärder	Braunschweiger	Spiekerooger	Westfalenschädel	Drakenbergerschädel 15. Jahrh.	Frühchri[illegible] Westfale[illegible] schädel
	1	2	3	4	6	7
I. Körpergröße . . cm	161.7 — 165.5	—	—	—	—	—
VI. Größte Länge des Kopfes . . . . mm	181.1 — 184.9	182.3 — 189.1	182.7 — 187.1	185.3 — 191.7	175.9 — 194.7	186.5 — 19[illegible]
VII. Größte Breite des Kopfes . . . . mm	153.8 — 156.8	148.1 — 152.3	148.2 — 150.9	143.8 — 151.6	143.4 — 155.0	139.4 — 14[illegible]
VIII. Ohrhöhe des Kopfes . . . . mm	121.5 — 124.7	—	—	—	—	98.6 — 114[illegible]
IX. *Schädelhöhe* . mm	—	—	—	*120.2 - 126.2*	*121.0 - 131.8*	*118.0 - 129*[illegible]
XI. Längenbreitenverhältnis des Kopfes . .	83.40 — 85.08	80.23 — 81.91	79.62 — 81.60	75.82 — 80.74	76.46 — 85.04	73.35 — 77[illegible]
XII. Längen-Ohrhöhenverhältnis des Kopfes .	66.37 — 68.47	—	—	—	—	56.40 — 57[illegible]
XII a. *Längenhöhenverhältnis d. Schädels*	—	—	—	*66.55 - 68.65*	*67.88 - 79.12*	*64.33 - 69.*[illegible]
XIII. Breiten-Ohrhöhenverhältnis des Kopfes .	78.01 — 80.41	—	—	—	—	68.83 — 82[illegible]
XIII a *Breitenhöhenverhältnis d. Schädels*	—	—	—	*82.66 - 90.94*	*87.0 - 90.6*	*85.61 - 95.*[illegible]
XIV. Gesichtshöhe . . mm	116.4 — 119.9	—	118.3 — 122.0	—	—	—
XIV a. *Obergesichtshöhe des Schädels* . mm	—	—	—	*65.2 - 69.0*	*59.9 - 65.1*	*65 6 - 69.4*
XV. Jochbogenbreite . mm	131.7 — 134.9	—	130.8 — 134.4	128.9 — 133.6	128.3 — 137.0	129.9 — 134.[illegible]
XVI. Breitenhöhenverhältnis des Gesichtes . .	87.22 — 90.25	—	90.04 — 92.98	—	—	—
XVI a. *Breitenhöhenverhältnis des Obergesichtes*	—	—	—	*53.21 - 55.79*	*47.88 - 52.32*	*53.22 - 55.38*
XVII. Höhenbreitenverhältnis der Nase . . .	54.10 — 58.06	—	—	—	—	—
XVII a. *Höhenbreitenverhältnis d. knöchernen Nase*	—	—	—	*45.21 - 49.59*	*43.77 - 52.83*	*41.54 - 56.66*
XIX. *Breitenhöhenverhältnis des Augenhöhleneingangs* .	—	—	—	*80.37 - 90.03*	*75.73 - 85.27*	*88.43 - 99.77*
XX. *Schädelinhaltsraum* . . . . cm³	—	—	—	—	—	*1333 - 1487*

Mittelwerte (Frauen)

sind auf Kopfmaße umgerechnet, ausgenommen die in den Zeilen IX, XIIa, XIIIa, XIVa, XVIa, XVIIa, XIX und XX, in denen also keine vergleichbaren Maße an Lebenden gegenüberstehen).

Frühchristl. Bremerschädel Reihengräberform	Frühchristl. Bremerschädel „Bataver"-Form	Wendenschädel	Reihengräberschädel von Grone	Reihengräberschädel von Rosdorf	Reihengräberschädel von Anderten	Alle Reihengräberschädel (Grone, Rosdorf u. Andert.)	Reihengräberschädel von Kalbe
9	10	12	13	14	15	16	17
—	—	—	—	—	[156.1]	—	—
185.2 — 193.2	185.2 — 190.2	180.9 – 186.1	183.0 — 193.0	189.1 — 194.9	184.0 — 189.0	186.2 — 190.0	181.0 — 188.2
142.9 — 146.8	147.4 — 152.6	138.3 — 143.7	139.2 — 143.2	142.2 — 148.8	140.8 – 144.8	141.6 — 144.4	138.5 — 142.7
117.7 — 122.5	112.6 — 118.0	105.9 — 112.2	—	—	—	—	—
129.3 - 133.9	*120.3 - 126.3*	*123.3 - 128.7*	*125.3 - 131.9*	*131.3 - 138.3*	*124.7 - 131.3*	*126.0 - 132.4*	*122.2 - 130.2*
74.89 — 77.29	79.01 — 80.93	75 85 — 78.91	73.06 — 77.02	74.38 – 77.20	75.29 — 77.99	75.25 — 76.99	74.01 — 78.63
61.74 — 64.26	60.21 — 62 43	58.42 — 61.30	--	—	—	—	—
69.87 - 72.93	*66.04 - 69.16*	*71.04 - 72.96*	*69.88 - 72,52*	*71.35 - 73.45*	*69.42 - 73.19*	*70.32 - 72.48*	*69.24 - 73.56*
81.48 — 84.60	73.84 — 79.06	74.84 — 79.10	—	—	—	—	—
92.62 - 98.38	*83.62 - 87.58*	*91.73 - 96.47*	*93.3—99.5*	*95.43-100.17*	*91.08 - 97.32*	*94.05 - 97.35*	*89.38-102.82*
—	—	106.4 — 114.4	—	—	109.6 — 120.7	—	100.5 — 124.5
—	—	*59.4 - 64 2*	*61.9—67.9*	*55.5—67.5*	*64.8—69.9*	*63.6—67.8*	*62.3—66.1*
133.2 — 140.2	128.7 — 135.5	125.9 — 131.9	132.6 — 139.4	—	129.4 — 137.8	130.1 — 136.8	125.1 — 140.4
—	—	80.99 — 91.61	—	—	81.86 — 90.26	—	74.26 — 96.88
—	—	*48.23 - 55.37*	*49.32 - 53.88*	·	*51.89 - 55.91*	*50.72 - 54.68*	*46.87 - 54.13*
—	—	—	—	—	—	—	—
45.11 - 51.29	*49.52 - 53.48*	*46.43 - 49.97*	*50.1—55.5*	—	*45.9—51.3*	*48.32 - 52.88*	—
85.91 - 93.29	*83.80 - 96.40*	*85.84 - 90.76*	*76.20 - 84.00*	*81.60 - 84.00*	*77 80 - 84.40*	*78.78 - 83.22*	—
1284 - 1408	*1297 - 1453*	*1277—1465*	—	—	*1191—1555*	—	—

Zahlentafel 3: Häufigkeits-

(Die Häufigkeitswerte sind im Hundertsatz und unter Berücksichtigung des dreifachen Fehlers der kleinen Zahl angegeben. – und Frauen sind in den Häufigkeitswerten zusammengerechnet. — Die in *Schrägschrift* wiedergegebenen

	Finkenwärder	Braunschweiger	Spiekerooger	Westfalenschädel	Braunschweigerschädel 18. Jahrh.	Drakenbergerschädel 15. Jahrh.	Frühchristl. Westfalenschädel	Frühchristl. Braunschweigerschädel
	1	2	3	4	5	6	7	8
Männerziffer	96.47	104.7	89 8	93.3	—	142.8	200 0	—
VI. Kopflänge: Häufigkeit der Langen + sehr Langen	52.1–75.5	52.6–91.0	61.5–83.7	56.8—100	0–42.8	29.9–99.5	68.5–100	47.1–100
VII. Kopfbreite: Häufigkeit d. Schmalen + sehr Schmalen	0–6.6	0	4.1—20.3	11.0–65.0	0–55.6	0–45.3	45.0–99.0	0–53.3
VIII. Ohrhöhe d. Kopfes: Häufigkeit der Hohen	30.2–55.4	—	—	—	—	—	0	—
XI. Längenbreitenverhält. d. Kopfes: Häufigkeit d. Langförmigen + Mittellangförmigen .	20.4–44.2	35.7–79.9	59.2–81.8	61.8–100	18.3–81.9	16.6–89.2	100	100
XII. Längen-Ohrhöhenverhält. d. Kopfes: Häufigkeit d. Hochförmig.	69.9–90.1	—	—	—	—	—	0	—
XII a. *Längenhöhenverh. d. Schädels: Häufigkeit der Hochförmigen . . . .*	—	—	—	*0*	*9.5-72.5*	*0-35.1*	*0-25.4*	*0-53.9*
XIII. Breiten-Ohrhöhenverhält. d. Kopfes: Häufigkeit der Schmalförmigen	4.5–21.9	—	—	—	—	—	0–31.0	--
XIII a. *Breitenhöhenverh. d. Schädels: Häufigkeit der Schmalförmigen . . . .*	—	—	—	*0-30.25*	*0*	*0-60.2*	*0-51.4*	*0-79.9*
XIV. Gesichtshöhe: Häufigkeit d. Langen + sehr Langen	40.5–65.7	—	57.7–80.7	—	—	—	0	—
XV. Jochbogenbreite: Häufigkeit der Schmalen	1.0–14.6	—	7.2–22.9	0–19.6	—	0–27.8	0	—
XVI. Breitenhöhenverhält. d. Gesichtes: Häufigkeit d. Langförmigen + sehr Langförmigen	54.7–78.5	—	76.7–94.3	—	—	—	0	—
XVI a. *Breitenhöhenverh. des Obergesichtes: Häufigkeit d. Langförmigen + sehr Langförmigen . .*	—	--	—	*3.8-69.8*	—	*0-54.6*	*4.7-87.5*	—
XVII a. Höhenbreitenverhält. der knöchernen Nase: Häufigkeit d. Schmalförm. + sehr Schmalförmigen	—	—	—	27.0–93.0	0–51.7	0–69.9	25.9–100	0–88.8
II. Haarfarbe: Häufigkeit der Hellen	69.8–90.2	—	79.27-96.73					
III. Haarform: Häufigkeit der „Schlichten" .	80.6–100	—	—					
IV. Augenfarbe: Häufigkeit der Hellen . .	51.8–74.2	—	74.9–94.1					
V. Hautfarbe: Häufigkeit der Hellen . . .	82.3–100	—	—					

werte (Männer und Frauen)

Die „Männerziffer“ bedeutet die Anzahl der beobachteten Männer im Hundertsatz der Zahl der beobachteten Frauen. Männer Werte beziehen sich auf *Schädelmaße* und sind also mit den übrigen Werten nicht unmittelbar vergleichbar.

Frühchristl. Bremerschädel Reihengräberform	Frühchristl. Bremerschädel „Bataver“-Form	Frühchristl. Bremerschädel beide Formen	Wendenschädel	Reihengräberschädel von Grone	Reihengräberschädel von Rosdorf	Reihengräberschädel von Anderten	Alle Reihengräberschädel (Grone, Rosdorf u. Andert.)	Reihengräberschädel von Kalbe	Braunschweigerschädel unbestimmten Alters
9	10	11	12	13	14	15	16	17	18
176 8	77.0	143.3	144.0	71.4	83.5	112.4	98.5	89 0	—
81.5—100	100	86.0—100	42.8—80.4	54.5—100	100	77.6—99.2	70.1—91.2	64 6 - 100	67.8—100
43.2—78.0	0—17.0	31.9—62.8	41.2—79.7	60.7—100	18.2—81.8	46.4—80.2	51.8—77.8	54.9—100	6.8—93.2
0.9—17.1	0	0.5—20.5	0	—	—	—	—	—	—
100	46.6—100	85.8—100	72.3—100	100	100	87.6—100	92.1—100	100	67.6—100
21.6—58.9	0—49.65	26.1—51.5	0—23.1	—	—	—	—	—	—
0.2 - 27.8	*0*	*0 - 20 9*	*2.9 - 36.3*	*0 - 33 9*	*0 - 29.7*	*0 - 29.3*	*2.0 - 23.4*	*0 - 59.2*	*0 - 42.6*
17.3—53.7	0	11.8 - 40.6	0—13.8	—	—	—	—	—	—
18.6 - 57.9	*0*	*12.4 - 43.0*	*5.1 - 42.9*	*6 1 - 66 7*	*0 - 69 1*	*8 7 - 46.2*	*15.4 - 45.1*	*9 5 - 99.5*	*0 - 80.4*
—	—	—	0—36 2	—	—	0—40.3	—	0—88.9	—
0—28 2	0—29.9	0—23.6	5.9—52.9	0	0—62.6	2.5—41.3	2.4—32.2	0	—
—	—	—	18.0—78.0	—	—	14.6—66 6	—	11.2—100	—
—	—	—	*0 - 40.7*	*0 - 35.0*	*0 - 62.3*	*6.9 - 51.1*	*6.5 - 40 7*	—	—
26.7—71.4	0—56.6	23.7—60.9	16.3—61.9	0—62.5	0—53.9	23.3—69.5	19.4—57.2	29.1—100	0—88.8

Tafel 4: Kennzeichnende Merkmalausprä-

(Die Bezeichnungen der Merkmalausprägungen — z. B. „sehr lang", „lang" usw. — beziehen sich auf die Merkmalseinteilung XII, XIII, XIV, XVI und XVII in *Schrägschrift* wiedergegeben sind, beziehen sich auf *Schädel- u. Knochenmaße* — mit den übrigen Angaben nicht vergleichbar. Die Angaben

	Körpergröße I	Haarfarbe II	Haarform III	Augenfarbe IV	Hautfarbe V	Größte Länge des Kopfes VI	Größte Breite des Kopfes VII	Ohrhöhe des Kopfes VIII
1. Finkenwärder	groß	hell	schlicht	hell	hell	lang	(breit bis mittelbreit)	hoch bis mittelhoch
2. Braunschweiger	—	—	—	—	—	lang	mittelbreit (bis breit)	—
3. Spiekerooger	groß	hell	—	hell	—	lang	mittelbreit	—
4. Westfalenschädel	—	—	—	—	—	lang	mittelbreit bis schmal	—
5. Braunschweigerschädel 18. Jahrhundert	—	—	—	—	—	(mittellang?)	(mittelbreit bis schmal?)	—
6. Drakenbergerschädel 15. Jahrhundert	—	—	—	—	—	?	?	—
7. Frühchristl. Westfalenschädel	*(groß?)*	—	—	—	—	lang bis sehr lang	(schmal bis mittelbreit?)	niedrig (bis mittelhoch?)
8. Frühchristl. Braunschweigerschädel	—	—	—	—	—	lang	?	—
9. Frühchristl. Bremerschädel Reihengräberform	—	—	—	—	—	lang bis sehr lang	schmal (bis mittelbreit?)	mittelhoch
10. Frühchristl. Bremerschädel „Bataver"-Form	—	—	—	—	—	lang bis sehr lang	mittelbreit bis breit	niedrig bis mittelhoch
12. Wendenschädel 9.–12. Jahrhundert	—	—	—	—	—	lang	schmal (bis mittelbreit?)	niedrig
16. Reihengräberschädel 6.–8. Jahrhundert	*(groß?)*	—	—	—	—	lang bis sehr lang	schmal	—

gungen und Merkmalsverbindungen.

in Wriede, H. und Scheidt, W., Die Elbinsel Finkenwärder. München 1926. — Wo die Angaben — in Spalte I, Körpergröße aus langen Knaben errechnet, Schädelhöhe, Obergesichtshöhe und Maße der knöchernen Nase — und sind also in Spalte IX beziehen sich ausschließlich auf Schädelmaße.)

Schädelhöhe	Form des Hinterhaupts	Längenbreitenverhältnis des Kopfes	Längenhöhenverhältnis des Kopfes	Breitenhöhenverhältnis des Kopfes	Gesichtshöhe *(Obergesichtshöhe)*	Jochbogenbreite	Breitenhöhenverhältnis des Gesichtes	Höhenbreitenverhältnis der Nase	Form der Lippen
IX	X	XI	XII	XIII	XIV	XV	XVI	XVII	XVIII
—	vorgewölbt	mäßig rundförmig	hochförmig	(mittelbreitförmig bis) breitförmig	lang (bis mittellang)	breit (bis mittelbreit)	langförmig	schmalförmig	schmal, dünn
—	—	mittellangförmig bis mäßig rundförmig	—	—	—	—	—	—	—
—	—	mittellangförmig	—	—	lang bis sehr lang	mittelbreit bis breit	langförmig	—	—
(mittelhoch bis niedrig?)	—	mittellangförmig bis langförmig	*flachförmig*	*breitförmig*	*(mittellang)*	mittelbreit	?	*schmalförmig*	—
(mittelhoch bis niedrig?)	—	?	?	*(breitförmig)*	—	—	—	?	—
?	—	?	?	*(breitförmig)*	?	?	?	?	—
?	—	langförmig	mittelhochförmig bis flachförmig	(mittelbreitförmig bis breitförmig)	?	?	?	*(schmalförmig)*	—
(mittelhoch)	—	langförmig (bis mittellangförm.?)	?	?	—	—	—	*(schmalförmig)*	—
mittelhoch (bis hoch)	—	langförmig bis mittellangförmig	(mittelhochförmig bis hochförm.)	(mittelbreitförmig bis schmalförmig)	—	(mittelbreit)	—	*(schmalförm. bis mittelbreit.?)*	—
mittelhoch bis niedrig	—	mittellangförmig (bis rundförmig	(mittelhochförmig)	breitförmig	—	(mittelbreit)	—	*mittelbreitförmig?)*	—
mittelhoch	—	mittellangförmig bis langförmig	mittelhochförmig	(mittelbreitförmig bis) breitförmg	kurz bis mittellang	mittelbreit bis schmal	?	?	—
mittelhoch (bis hoch?)	—	langförmig	*mittelhochförm. bis flachförmig*	*mittelbreitförm. b. schmalförmig*	*(mittellang bis kurz)*	mittelbreit bis breit	*(mittelbreitförmig)*	?	—

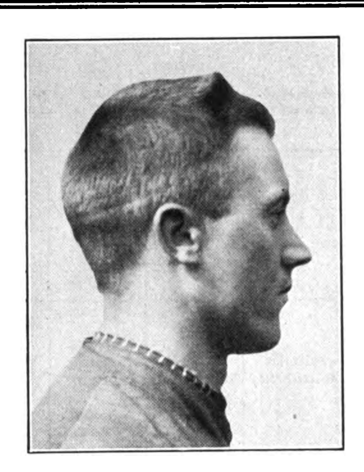


Abb. 11.



Abb. 12.

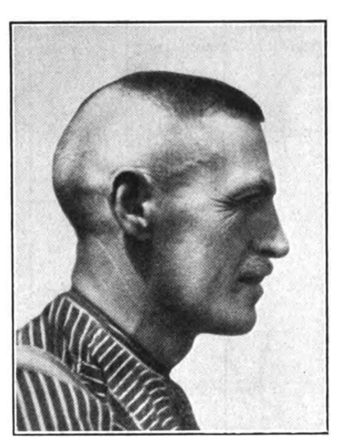


Abb. 13.



Abb. 14.

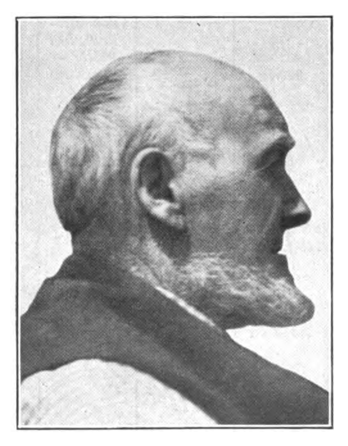


Abb. 15.

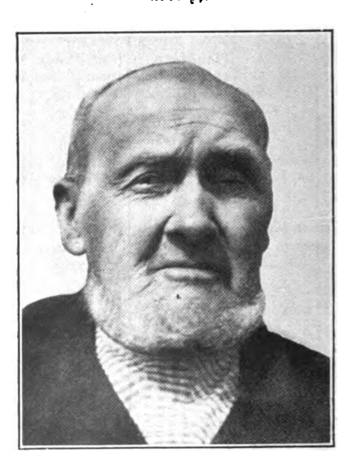


Abb. 16.

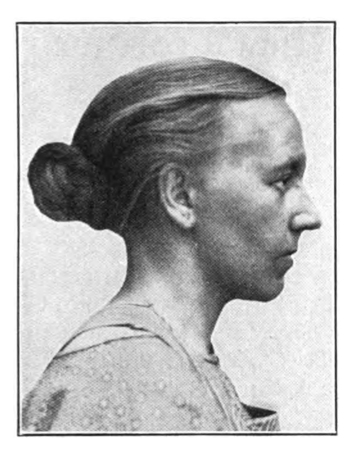


Abb. 17.



Abb. 18.



Abb. 19.

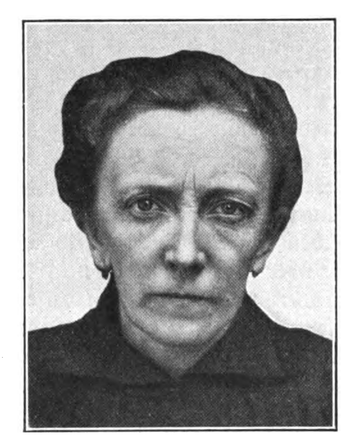


Abb. 20.



Abb. 21.

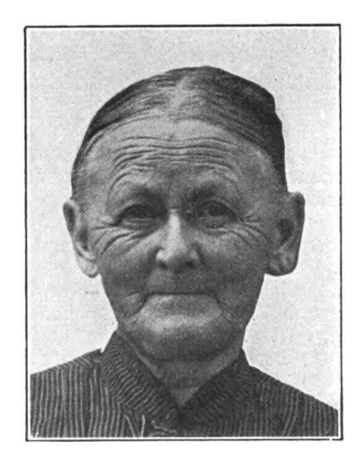


Abb. 22.

Ein wort-geographischer Atlas Nordwestdeutschlands.

Von Dr. Wilhelm Peßler,
Direktor des Vaterländischen Museums, Hannover.

Der wort-geographische Atlas von Nordwestdeutschland enthält etwa 40 Tafeln, welche die Verbreitung der plattdeutschen Bezeichnungen von etwa 40 verschiedenen Gegenständen im Kartenbilde vorführen. Hiermit wird zunächst versucht, die Wichtigkeit der Vereinigung von Sprachforschung und Sachforschung, welche schon Jakob Grimm vertreten hatte und welche man neuerdings durch eine eigene kulturgeschichtliche Zeitschrift „Wörter und Sachen" [1]) weiterhin betont hat, gleichfalls vorzuführen. Darüber hinaus ist der Atlas bestrebt, die geographische Methode in den Vordergrund zu rücken und durch die Feststellung der geographischen Verbreitung aller Einzelerscheinungen Übersichten und Schlußfolgerungen zu ermöglichen, welche nur mit Hilfe der kartographischen Methode und sonst auf keine andere Weise zu gewinnen sind.[2]) Weiterhin soll die wort-geographische Forschung nicht als etwas für sich allein Stehendes betrachtet werden, sondern sie soll als der Teil eines lebendigen Ganzen hineingestellt werden in die umfassende Volkstums-Geographie.[3]) Für eine solche bin ich verschiedentlich eingetreten.[4]) Letzthin habe ich versucht, diese Arbeit für Nordwestdeutschland durchzuführen und durch Vergleichung der verschiedenen Volkstumsmerkmale und ihrer Verbreitungsbezirke ein geschlossenes Kulturgebiet, das niedersächsische, herauszuschälen.[5]) Einige der wort-geographischen Karten sind bereits als Probe erschienen, nämlich die über das Fach und über das Wandbett in der Zeitschrift Teuthonista [6]) und die über den Brunnen und über die Traufe im niedersächsischen Kulturkreis.[7]) Die zeitliche Tiefe aller Volkstumserscheinungen, welche ebenso wichtig ist wie die Verbreitung, tritt hier zunächst etwas zurück, weil die Feststellung der Verbreitung nur noch innerhalb der nächsten Jahre möglich, also zunächst die dringendere Aufgabe ist.

Entstanden sind die Grundlagen zu dem wort-geographischen Atlas auf meinen Bauernhausreisen durch ganz Nordwestdeutschland, welche den Zweck hatten, die Grenzen des niedersächsischen Bauernhauses von Dorf zu Dorf genau festzulegen.[8]) So hatte ich Gelegenheit, an vielen Orten Nordwestdeutschlands Untersuchungen nicht nur über das Haus, seine Umwelt und seine

---

[1]) Heidelberg, 1. Jahrg. 1909. Dazu einzelne Beihefte in loser Folge.

[2]) Ein glänzender Beweis von den Erfolgen in der geographischen Methode der Sprachwissenschaft ist der Sprachatlas des Deutschen Reiches, das Lebenswerk der Forscher Wenker und Wrede.

[3]) Vgl. meinen Aufsatz „Wort-Geographie von Nordwestdeutschland im Rahmen der vergleichenden deutschen Ethno-Geographie" (Teucherts Zeitschrift Teuthonista, Jahrg. 1 Heft 1 S. 6, Oktober 1924.

[4]) Plan einer großen deutschen Ethno-Geographie, Kölnische Zeitung Juni 1907. Ziele und Wege einer umfassenden deutschen Ethno-Geographie. Wörter und Sachen. 1909, Heft 3.

[5]) Der niedersächsische Kulturkreis. Mit 8 Tafeln und 7 Bildtafeln. Hannover 1925.

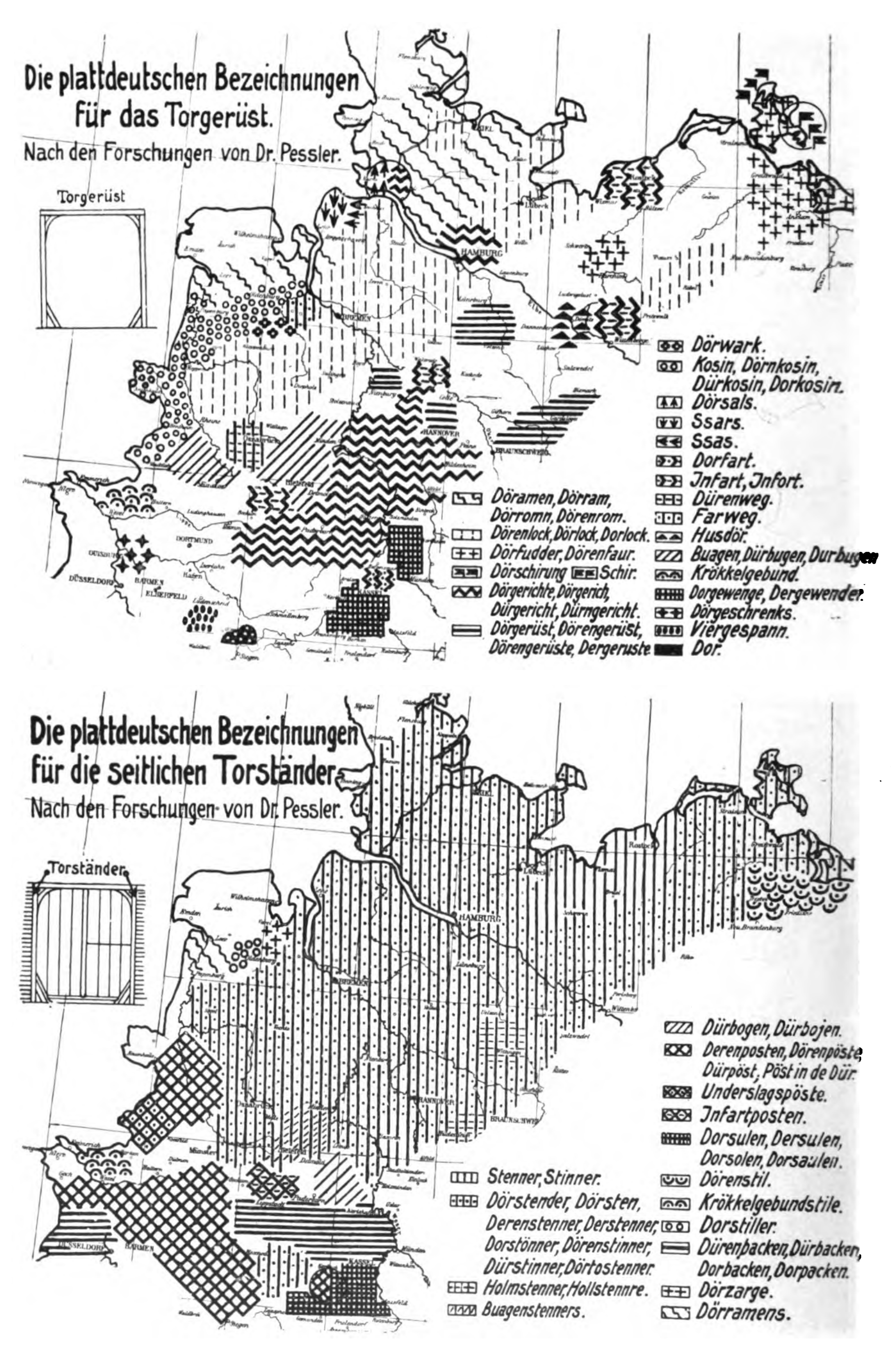
[6]) A. a. O. bei Seite 8 und bei Seite .8.

[7]) A. a. O. S. 48 und 56.

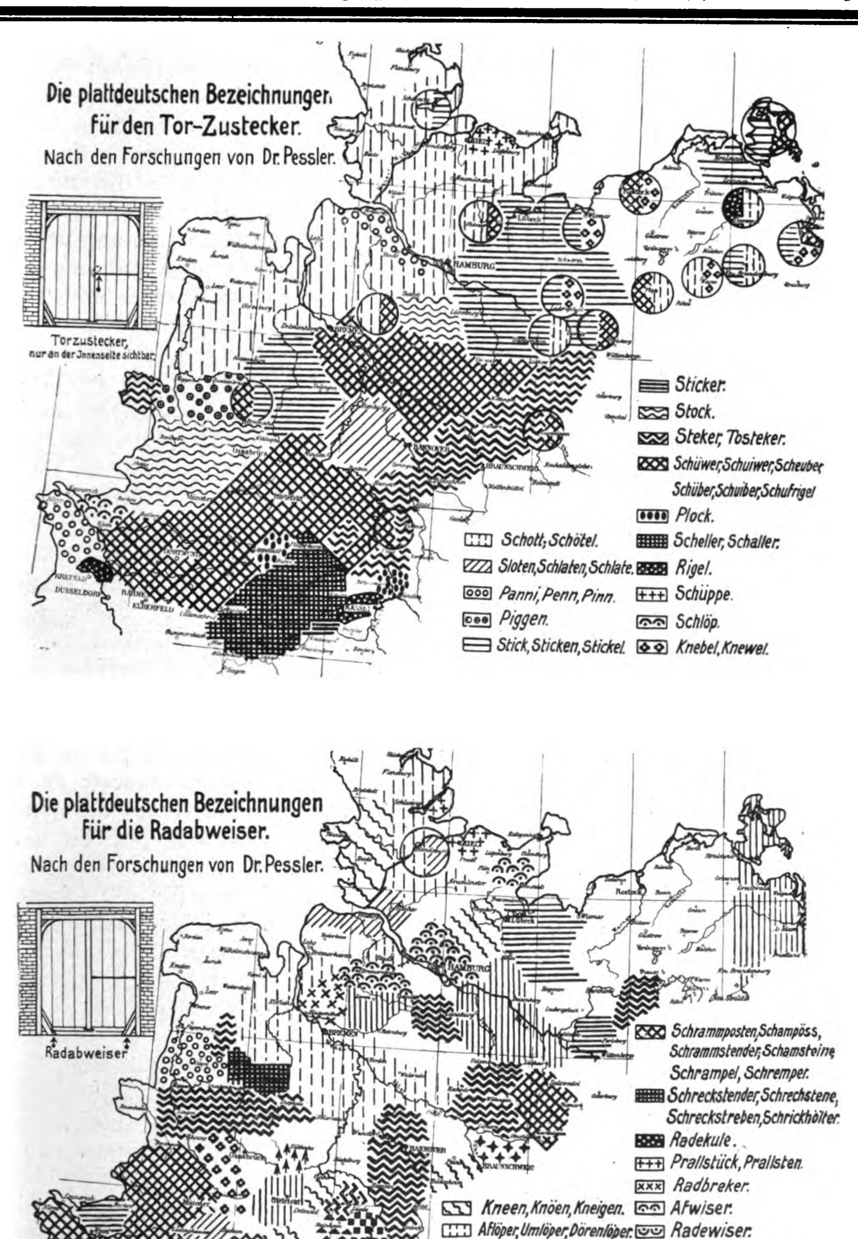
[8]) Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung. (Braunschweig 1906).

Utzedel im Kreise Demmin

Bösdorf im Kreise Gardelegen



Die Karten sind hier in der Hälfte der Originalgröße wiedergegeben. Die Karten können Gebiete und keine Wort-Grenzen angeben. Sie zeigen aber das örtliche Vorkommen Mannigfaltigkeit, durch gleiche Schraffuren deren



und wollen, da ihr Inhalt auf nur hundert Beobachtungspunkten beruht, keine Wort- von Wörtern und deuten durch verschiedene Schraffuren deren Verschiedenartigkeit und Gleichartigkeit und Zusammengehörigkeit an.

Ausstattung anzustellen, sondern gleichzeitig die plattdeutschen Namen für eine ganze Reihe von Gegenständen festzulegen. Planmäßig ist dieses an 105 Orten erfolgt, die sich ziemlich gleichmäßig über die ganze Fläche verteilen, womit ein Forschungsnetz für die wort-geographische Arbeit gegeben war. An jedem dieser 105 Orte habe ich nun die plattdeutsche Benennung von 75 Gegenständen festgestellt. Als Quellen benutzte ich hierbei nach Möglichkeit die Aussagen alter, eingesessener Bewohner, welche mit der bodenständigen Überlieferung vertraut waren. Soweit es irgend möglich war, erfolgte die Befragung auch angesichts des Gegenstandes selbst, was für die Vermeidung von Mißverständnissen und Unklarheiten, welche zu erheblichen Fehlerquellen anzuwachsen vermögen, nötig ist. Dankbar gedenke ich des freundlichen Entgegenkommens all der biederen Männer, welche mir in Schleswig und Holstein, in Westfalen und am Niederrhein, in Hannover, Oldenburg und Braunschweig, in Nord-Hessen und in der Altmark, in Mecklenburg und Pommern mit ihrer Auskunft geholfen haben.

Auf diese Weise erhielt ich durch persönliche Eintragung in meine eigenen Fragebogen über die plattdeutschen Namen von etwa 75 Gegenständen an 105 verschiedenen Orten Niederdeutschlands zuverlässige Auskunft. Bei der Übertragung dieser Fragebogen in das Kartenbild würden sich im ganzen 75 Landkarten ergeben, deren jede zu einem Gegenstand seine an 105 Orten gebräuchlichen Benennungen ergibt. Bei dieser Arbeit begriffen, fand ich bald, daß die Namen für einige Gegenstände im ganzen großen Gebiete gleich waren; für diese lohnte es sich natürlich nicht, noch eine besondere Karte darüber anzufertigen. Von den übrigen, in Kladde hergestellten Karten, sind die wichtigsten in Reinschrift umgezeichnet. Diese 38 Karten sind ihrem Inhalte nach von verschiedener Art. Die erste gibt unter dem Titel „Forschungsnetz für die plattdeutschen Bezeichnungen" die genaue Lage der 105 Beobachtungsorte an und ermöglicht dadurch, für die Eintragungen der folgenden Karte den betreffenden Beobachtungsort, der diesen zugrunde liegt, durch Vergleich mit der ersten Karte jeweilig festzustellen. Die Karten 2—36 enthalten in schwarzen Schraffuren die Verbreitungsgebiete der plattdeutschen Namen für die einzelnen Gegenstände, es sind mithin Sach-Bezeichnungskarten. Bei der fortschreitenden Arbeit ergab sich die Möglichkeit, in zwei besonders günstigen Fällen aus diesen Karten zwei neuartige zusammenzustellen, welche die verschiedene Bedeutung eines und desselben Wortes in den verschiedenen Landschaften zeigt; das sind also Wort-Bedeutungs-Karten. Die Karten können und wollen, da ihr Inhalt auf nur hundert Beobachtungspunkten beruht, keine Wort-Gebiete und keine Wort-Grenzen angeben. Sie zeigen aber das örtliche Vorkommen von Wörtern und deuten durch verschiedene Schraffuren deren Verschiedenartigkeit und Mannigfaltigkeit, durch gleiche Schraffuren deren Gleichartigkeit und Zusammengehörigkeit an.

Von den Ergebnissen des niedersächsischen Sprach-Atlasses seien die wichtigsten im Folgenden kurz genannt. Zunächst zeigt sich auf den meisten Karten eine überraschend große Fülle ganz verschiedener Namen für die gleiche Sache. Zum Beispiel haben die Staken in der Lehmwand des Hauses nicht nur die Bezeichnung Staken, Stoken, Steken und Stöcke, sondern auch den Namen Spielen oder Spelen und Stibbern oder Stewern; außer diesen in drei größeren Bezirken verbreiteten drei Namen kommen dann noch folgende vor: Polen, Sprickel, Strahlen, Stolen, Reepen, Riewl, Reiholt, Fitzelhölter, Fasken, Hesters, Spreizen und Schpossel.

Klein-Berßen im Kreise Hümling



Menden im Kreise Mülheim a. d. Ruhr

Die Anzahl der verschiedenen Bezeichnungen ist nicht auf allen Karten die gleiche, sondern schwankt zwischen 3 und 24. Die Verbreitungsgebiete der Wörter sind also verschieden groß: bei dem einen Gegenstand finden sich z. B. drei Benennungen in ganz großen geschlossenen Gebieten, bei dem anderen z. B. 24 Namen, deren Bezirke ganz klein, aber auch keineswegs gleich miteinander sind. So ist die geographische Methode geeignet, den ganzen Reichtum der deutschen Volksmundarten auszuschöpfen und gleichzeitig von der Verbreitung der Wörter ein kartographisches Bild zu geben, das die Grundlage für weitere wichtige Schlüsse bildet.

Auch die Wort-Geschichte kann ohne die Wort-Geographie nicht auskommen, denn letztere zeigt das Benachbartsein von verschiedenen Wörtern und die auf Grund dieser unmittelbaren Nachbarschaft entstehenden Neubildungen von Wörtern. In vielen Fällen ergibt sich auf sprach-geographischem Wege eine Klärung, die auf sprachgeschichtlichem allein nicht zu erreichen gewesen wäre. So bildet z. B. die Benennung des Wandbettes, nämlich Alkoven, welche als Fremdwort von der See her eindringt, merkwürdige Mischformen, je nachdem sie mit ähnlich lautenden Wörtern zusammentrifft; so entsteht durch die Nachbarschaft des Wortes Koje die Bezeichnung Alkojen, durch die Nachbarschaft des Wortes Kammer die Bezeichnung Alkomer, durch die Nachbarschaft der Wörter Obn und Ofen der Name Alk-Oben.

In größeren kulturgeschichtlichen Zusammenhang treten die Karten dadurch, daß sich aus ihnen nicht nur Wort-Grenzen, sondern auch Wanderwege der Wörter, nämlich Wort-Bahnen, ergeben. Z. B. zeigt die Karte für den Brunnen die germanischen Benennungen Soot im ganzen Norden und Born im Südosten, außerdem aber den Namen Pütt, ein romanisches Lehnwort aus dem lateinischen puteus, das aus dem romanischen Kulturgebiet des Westens weit über den Rhein nach Deutschland hereindringt und in dieser Bedeutung bis über die Ems gegangen ist; sein Auftreten in Pommern hängt mit der ostdeutschen Siedlungsgeschichte zusammen.

Über das Sprachliche und Kulturgeschichtliche hinaus vermögen manche wort-geographische Landkarten auch über die Seele des Volkes, das die Wörter gebraucht, Aufschluß zu geben. Z. B. erscheinen auf der Karte, welche das Fach, also die räumliche Grundeinheit des niedersächsischen Bauernhauses betrifft, unter anderem die Namen Fack und Spann; die erstere Bezeichnung geht auf das Zusammengefügte dieser im Grundriß rechteckigen Raumeinheit, die andere Bezeichnung dagegen auf das Ausgespanntsein dieses freien Raumes. Noch deutlicher ist die Unterscheidung auf der Karte der Traufe, wo die Namen Oewes und Dröpp am wichtigsten sind. Die Traufe hat zwei Haupteigenschaften, nämlich das hallenartige Überspringen des Dachrandes und das hierdurch ermöglichte Herabtropfen; die erstere Eigenschaft wird durch das Wort Oewes (gotisch ubizwa = Halle), die letztere durch den Namen Dröpp hervorgehoben. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß diese verschiedenen Benennungen verschiedener Anschauung, verschiedene Anschauung aber verschiedener dauernder Anschauungs-Weise, letztere aber verschiedenem Volkstume entspricht.

Vergleicht man mehrere der Wort-Karten miteinander, so zeigt sich, daß auf vielen derselben immer wieder die gleichen Landschaften als etwas Geschlossenes auftreten. Ihre Zusammenfassung zeigt im Norden ein Gebiet von reinen sächsischen Wörtern und größere Beharrlichkeit, im Westen und Süden dagegen, bisweilen auch im Osten das Auftreten und Vordringen von nicht sächsischen

Wörtern, die zum Teil sogar romanischer oder slawischer Herkunft sind. Auf diese Weise gewinnen wir ein Kerngebiet sächsischer Wort-Verbreitung, das von Mischgebieten umgrenzt wird.

Stellen wir die Wort-Geographie in die vergleichende deutsche Volkstums-Geographie hinein, so treten ihre Ergebnisse zu jenen der übrigen Sprach-Geographie, der Körper-Geographie, der Geistes-Geographie und der Sach-Geographie in Beziehung. Alle diese Zweige volkstumskundlicher Forschung müssen auch weiterhin in engster Fühlung miteinander bleiben, denn es hat sich, namentlich in Nordwestdeutschland gezeigt, daß ihre vergleichende Zusammenfassung [9]) geeignet ist, ein klares Bild von Volkstum und Kultur zu geben.

Die mittelalterlichen Ansiedelungen fremder Kolonisten in Nordwestdeutschland (800—1600).

Von Dr. Johann Folkers zu Rostock i. Meckl.

Im folgenden wird für die Zwecke siedelungsgeschichtlicher Untersuchung Nordwestdeutschland etwas anders abgegrenzt, als sonst üblich ist. Hier soll darunter ein Gebiet verstanden werden, das im Westen von der Ems, im Süden von einer Linie Rheine—Osnabrück—Herford—Nordrand des Harzes—Quedlinburg—Bernburg—Dessau—Wittenberg—Dahme—Luckau—Kottbus—Guben, im Osten von Neiße und Oder begrenzt wird. Diese Abgrenzung findet ihre Rechtfertigung weniger in geographischen als eben in siedelungsgeschichtlichen Gründen. Es handelt sich im allgemeinen um dasjenige Gebiet, das die Sprach- und Altertumsforschung den Urgermanen als Kulturbereich zugewiesen hat [1]). Dieser ehemals urgermanische Kulturkreis wird durch seine spätere Siedelungsgeschichte in drei Siedlungsprovinzen gegliedert, je nachdem der Grundstock der heutigen Bevölkerung friesischem, niedersächsischem oder wendischem Volkstum zuzuzählen ist. Diese drei Bezirke gegeneinander abgegrenzt zu haben, ist vor allem das Verdienst von August Meitzen, Otto Schlüter und Wilhelm Peßler [2]). Verhältnismäßig einfach und klar ist der Verlauf der deutsch-slawischen Siedelungsgrenze. Selbstverständlich ist sie als ziemlich breite Grenzzone aufzufassen. Ihr Verlauf ergibt sich einerseits aus dem Vorkommen slawischer Orts- und Personennamen — geschichtliche Nachrichten über den Grenzverlauf sind spärlich und unbestimmt — andererseits aus dem Vorkommen der sogen. Rundlinge, jener Bauerndörfer, deren Häuser so um einen mehr oder weniger runden Platz sich lagern, daß eine Art Hufeisenform gebildet wird. Die recht umfangreiche Lite-

[9]) Vgl. das Buch „Der niedersächsische Kulturkreis". (Hannover. Niedersächsische Verlagsgesellschaft, 1925, mit 8 Karten und 7 Bildtafeln.)

[1]) Friedrich Kauffmann, Deutsche Altertumskunde, I. Bd., München 1914, § 7, S. 67—71.

[2]) Wilhelm Peßler, Der niedersächsische Kulturkreis, Hannover 1925, darin bes. Karte 8 „Niedersachsentum, sein Kulturkreis und sein Kernland" bei S. 68 und im Text S. 66—69.

ratur über die Rundlingsfrage [3]) hat zwar inzwischen als sicher festgestellt, daß die Hufeisenform der Dörfer keinesfalls auf eine besondere Vorliebe der Slawen gerade für diese Dorfform zurückgeht [4]). Trotzdem hat der Rundling einen nicht zu unterschätzenden Wert als Merkmal für die Ausdehnung slawischer Besiedelung. Das Hauptverbreitungsgebiet des Rundlings, dem man außer den — übrigens selten vorkommenden — wirklich kreisrunden Dörfern auch die einen länglich-eirunden und sogar die einen länglich-viereckigen Dorfplatz, wie in Fehmarn, umschließenden Bauerndörfer zuzuzählen pflegt, liegt zwischen der Oder im Osten und der ehemaligen deutsch-slawischen Volkstumsgrenze der Jahrhunderte von 800—1200 im Westen. Daß es sich dabei nicht um eine slavischer Eigenart entsprungene, also ethnologisch bedingte Siedelungsgewohnheit handeln kann, wird unzweifelhaft dadurch bewiesen, daß die hufeisenförmigen Dörfer im altslawischen Siedelungsgebiet von der Oder bis zum Ural — wie schon 1847 der Freiherr v. Harthausen [5]) mit Verwunderung feststellte — so gut wie gar nicht vorkommen, dagegen in rein germanischen Gebieten nicht selten sind, so auf deutschem Boden namentlich in Ostfriesland, wo insbesondere die 32 Dörfer der Halbinsel Krummhörn nördlich von Emden alle die gleiche Rundform aufweisen. Sie herrscht übrigens in den angrenzenden niederländischen Marschen des Groninger Landes [6]) ebenso wie in den gleichfalls friesischen Marschen des Jeverlandes, wo freilich durch die Ausbauten aus den alten Warfdörfern seit Jahrhunderten das Einzelgehöft die Vorherrschaft gewonnen hat, aber doch noch unversehrt erhaltene Warfdörfer echter Rundform auch heute nicht fehlen. Man vergleiche etwa auf dem Meßtischblatt 921 (Hohenkirchen) die ausgeprägten Rundlinge Ziallerns bei Tettens und Haddien bei Waddemarden. Bei letzterem sind noch ganz neuerdings Bauernhöfe verschwunden, so daß noch um 1850 die runde Dorfform weit ausgeprägter war, als sie heute auf dem Meßtischblatt erscheint. In alter Zeit muß also der Rundling die herrschende Siedlungsform der friesischen Nordseemarschen gewesen sein. Der naheliegende Einwand, daß die runde Gestalt der Warfdörfer durch die zweckmäßigerweise rund aufgeschütteten künstlichen Hügel der Warfen erzwungen sei, erledigt sich durch den Hinweis auf die jungen Warfdörfer der Halligen, die ja erst nach der am 11. Oktober 1634 über die alte große Insel Nordstrand hereinbrechenden Katastrophe entstanden sind [7]). Diese neuen Warf- und Wurtdörfer zeigen nur ganz ausnahmsweise Rundformen und sind durchweg Straßendörfer [8]). Andererseits erscheinen Rundlinge am Niederrhein. „Dicht an der Westgrenze des Deutschen Reiches treffen wir in dem Dorfe Hastenrath bei Gangelt einen Doppelrundling, dessen einer Teil in der Schärfe der Ausprägung den besten Formen des alten Wendenlandes nichts nachgibt [9])." Mielkes hierdurch schon gesicherte These, daß der Rundling keinesfalls unmittelbar mit

---

3) Wilhelm Peßler, Niedersächsische Volkskunde, Hannover 1922, S. 70—72, Anm. 162—168.

4) Robert Mielke, Die Entstehung des Rundlings. Ztschr. f. Ethnologie, 52. Jahrg. Berlin 1921.

5) Aug. Frhr. v. Harthausen, Studien über die inneren Zustände usw. in Rußland. Hannover 1847, II, S. 130.

6) Mühlke, Die Denkmalpflege, 23. Jahrg. 1921: Grundriß des Dorfes Spyk.

7) Carl Woebcken, Deiche und Sturmfluten, Bremen und Wilhelmshaven 1924, S. 90 f.

8) Eugen Träger, Die Halligen der Nordsee, Stuttgart 1892, vgl. bes. die Grundrisse Fig. 4 und 6, sowie R. Meiborg, Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig, Deutsche Ausgabe von R. Haupt, Schleswig 1896, Abb. 76, S. 61.

9) Schlüter im Reallexikon der germanischen Altertumskunde I, 436.

dem Wendentum zusammenhängen könne, wird noch weiter bestätigt durch die Untersuchung der geographischen Lageverhältnisse, wie sie namentlich durch Arbeiten aus Professor Ules geographischem Seminar zu Rostock über die zahlreichen Rundlinge des nördlichen Mecklenburg gefördert worden ist[10]). Insbesondere fiel den Geographen die Übereinstimmung der Lagenverhältnisse bei den Rundlingen — auch den slawisch benannten — und den prähistorischen, also germanischen Siedelungen auf, worauf schon Gustav v. Buchwald[11]) 1901 hingewiesen hatte. Dieser hatte der Ansicht, daß es sich beim Rundling um eine Verteidigungsanlage handle, mit Recht entgegengehalten: das Hineinschießen weniger brennender Pfeile in einen solchen Kraal voll zusammengepferchten Viehes würde genügt haben, um unter dem Vieh eine solche Panik zu erzeugen, daß die Verteidigung ausgeschlossen gewesen wäre. Nach all dem erscheint es gesichert, daß der Rundling, dessen Kern und Wurzel Mielke (a. a. O. S. 287) in dem runden Viehanger mit dem Dorfteich sucht, als Siedelungsform wirklich germanischer Herkunft ist, und den wirtschaftlichen Verhältnissen entspricht, wie sie uns bei Caesar und Tacitus entgegentreten. Der Rundling und das von ihm nicht klar abgrenzbare „Platzdorf", das Schlüter[12]) als Wurzel deutscher Haufendörfer erwiesen hat, ist extensiver Viehzucht mit Weidegang ohne Stallhaltung angemessen. Der Viehanger dient dem Schutze des weidenden Viehes gegen Diebstahl und Verlaufen zur Nachtzeit und bei schlechtem Wetter. Auf eigentlich militärische Verteidigungsfähigkeit ist bei den Rundlingen kein Gewicht gelegt. Fritz Stoessel berichtet über die Rundlinge im nordwestlichen Mecklenburg im Gegensatz zu den slawisch benannten Straßendörfern: „96,3% der Rundlinge haben eine durchaus freie Lage und nur 3,7% von ihnen lassen die Möglichkeit einer Schutzsiedelung offen[13])." Dagegen konnte Stoessel bei 72,45% der slawisch benannten Straßendörfer die Schutzlage erkennen. Nun beruht die Wiederbesiedelung des ehemals germanischen Ostens mit deutschen Bauern seit dem 12. Jahrhundert als wirtschaftsgeschichtliche Tatsache eben darauf, daß bei den deutschen Stämmen westlich der Elbe die Wirtschaft bedeutend intensiviert, insbesondere der Ackerbau technisch über den germanischen Zustand bedeutend fortgeschritten war. Eben dadurch erklärt sich die Heranziehung deutscher Siedler durch die slawischen Herren östlich der Elbe. Das Hervortreten des Ackerbaues, die Einführung der Stallhaltung, wenigstens für die Nacht und die schlechte Jahreszeit — das niedersächsische Bauernhaus zeigt heute noch, daß seine Stallräume, die „Kübbungen", eine jüngere Errungenschaft sind —, endlich das Wachstum der Bevölkerung hat auf deutschem Boden das alte Viehzüchterdorf gründlich umgewandelt und das scheinbar regellose Haufendorf zum allgemeinen deutschen Siedelungstyp erhoben. Nur da, wo besondere, vor allem klimatische Verhältnisse die alte Weidewirtschaft fortdauern ließen, hielt sich auch das alte Viehzüchterdorf — so in den Nordseemarschen. Auf meinem elterlichen Hofe im Jeverlande kam das Jungvieh Mitte März auf die Weide und hatte von da kein Dach über den Häuptern bis zum Heiligen Abend, wo wir die letzten Tiere aufzustallen pflegten.

---

10) Zuletzt Walter Eckermann, Die Siedlungen des nordöstlichen Mecklenburg, Mitteilungen d. Geogr. Ges. zu Rostock, 11.—15. Jahrg., Rostock 1925.

11) „Globus" 79. Bd., Braunschweig 1901, „Der Ursprung des Rundlings", S. 293 ff. und S. 318 ff.

12) Die Siedelungen im nordöstlichen Thüringen, Berlin 1903, S. 304 ff.

13) Die Siedelungen des nordwestlichen Mecklenburgs. Mitteilg. d. Geogr. Ges. zu Rostock 5.—6. Jahrg.

Damit ist folgendes Ergebnis gewonnen: der alte, in prähistorische Zeit zurückreichende Rundling hielt sich auf germanischem und ehemals germanischem Boden, so weit die extensive Weidewirtschaft und die dünne Bevölkerung sich hielten. Das aber war vor allem auf wendisch besiedeltem Gebiet der Fall. Im Jahre 1256 verfügt der Fürst Jaromar II. von Rügen, daß die eingeborenen Slawen bei ihrer gewohnten Wirtschaftsweise in Wald und Weide bleiben sollen, der Ackerbau dagegen den Einwanderern zu überlassen sei[14]. Es paßt durchaus in dieses Bild vom Wesen des Rundlings, daß gelegentlich sogar die deutschen Kolonisten noch neue Rundlinge errichtet haben, wie Warnkenhagen, Wattmannshagen, Zierhagen im nordöstlichen Mecklenburg[15]) oder die Rundlingsgruppe südlich des Sachsenwaldes zwischen Bergedorf und Schwarzenbek[16]): Wohltorf, Kröppelshagen, Dassendorf, Hohenhorn und Brunstorf, oder endlich das bemerkenswerte Dorf Lichtentanne bei Gräfenthal im ehemaligen Sachsen-Meiningen, dessen Grundriß Fritze veröffentlicht hat. Er hält es zwar für slawisch, aber durch seinen bezeichnenden Namen, wie durch die Aufteilung seiner Flur in Sektoren (Waldhufen!) weist es sich als deutsche Gründung aus[17]). Wirtschaftliche Verhältnisse lassen sich eben nicht mit einem Schlage auf den Kopf stellen. Die extensive Wirtschaft intensivierte sich langsam, und die Nähe nachbarlicher Hilfe im Notfall mochte den Rundling bei den Kolonisten im fremden Lande empfehlen. Aber das blieben immerhin Ausnahmen.

Der an sich keineswegs wendische Rundling bezeugt also da, wo er zahlreich auftritt, Fortdauer extensiver Wirtschaftsformen und spricht deswegen erst da, wo er zusammen mit wendischen Ortsnamen auftritt, für wendische Besiedelung.

Die westlichsten Rundlinge in Holstein sind nun: Meimersdorf südlich von Kiel, Gr.-Harrie nordöstlich Neumünster, Fehrenbötel nordwestlich Segeberg, Sasel an der Alster nordöstlich des Hamburger Friedhofes Ohlsdorf, endlich die westlichsten Ausläufer der oben erwähnten Rundlingsgruppe südlich des Sachsenwaldes, also Kröppelshagen und Wohltorf hart östlich Bergedorf. Beide sind heute nicht mehr als Rundlinge kenntlich, erwiesen sich aber auf den Flurkarten von Duplat (1746), die ich im Kieler Staatsarchiv einsah, als Dorfanlagen von typischer tadelloser Rundform. Dicht hinter diesen jungen Rundlings-Rodesiedelungen liegen dann zahlreiche Rundlinge mit slawischen Namen: Casseburg, Möhnsen (?), Kollow, Gülzow, Lütau. Das Ratzeburger Zehntregister von 1230 nennt ausdrücklich unter den wenigen noch völlig slawischen Dörfern des Sprengels: Schiphorst südsüdöstlich Oldesloe. Der limes Saxonicus Karls des Großen endlich verlief nach Adam von Bremen — meist offenbar durch eine Grenzwildnis — von der Elbe bei Artlenburg „per silvam Delvunder usque in fluvium Delvundam“, die Delvenau, dann ihren Nebenbach Hornbeck aufwärts, über die Quelle der Bille nach Oldesloe, die Trave aufwärts durch das Kirch-

14) Pommersches Urkundenbuch Nr. 633 (II. Bd. S. 39).

15) Eckermann, Siedelungen des nordöstlichen Mecklenburg, Rostock 1925, S. 91.

16) Folkers, „Das lauenburgische Bauerndorf“ in der „Lauenburgischen Heimat“, Zeitschrift des Heimatbundes Herzogtum Lauenburg, 3. Jahrgang, 1. und 2. Heft, Ratzeburg i. Lbg. 1927 (Flurkarte von Brunstorf und Grundriß von Kröppelshagen). Vgl. meinen Aufsatz „Der Kampf um den Rundling. Ein Kapitel aus der deutschen Siedelungsforschung“ in den „Schleswig-Holstein-Hamburg-Lübeckischen Monatsheften“, 2. Jahrgang, Lübeck 1927, S. 50—56 mit dem Grundriß des Rundlings Kröppelshagen (Abb. 3).

17) Fritze, Dorfbilder, Meiningen 1906, dazu Besprechung (mit Grundriß von Lichtentanne) von W. Peßler, Deutsche Erde, 7. Jahrg., Gotha 1908 S. 61.

spiel Bornhöved zur Schwentine, längs dieser zur Ostsee[18]). Südlich der Elbe folgt die Westgrenze der Rundlinge der Ilmenau flußaufwärts, dann der Ise flußabwärts bis zur Aller. Nur vereinzelte Rundlinge treten noch weiter westwärts auf, wie Westerholz westlich Wahrenholz in der Heidmark des nördlichen Kreises Gifhorn und Gamsen nördlich der Stadt Gifhorn, beide in geringem Abstande vom Westufer der Ise. Nach Wilh. Peßler werden gegen 1240 drei westlich der mittleren Ise gelegene Dörfer des Kirchspiels Wahrenholz als slawische Völker bezeichnet[19]). Daß an der Ilmenau die Westgrenze wendischer Besiedelung lag, bestätigen die Ortsnamen und die Angaben des sog. „Winsener Schatzregisters"[20]) (im Archiv zu Lüneburg) von 1450 über die Steuerverfassung, wonach die Dörfer nach dem Grundsatz: 1 Plog (Pflug) = 2 Mark, dagegen ein Haken = 1 Mark zur herzoglichen Steuer eingeschätzt waren. Da bekanntlich der Haken (uncus) die wendische Wirtschaftseinheit ist, so sind die Vogteien Lüchow, Wustrow und Warbeck als rein wendisch anzusehen, weil sie nach Haken besteuert sind. Gemischte Bevölkerung hatten die teils nach Pflügen, teils nach Haken beschatzten Vogteien:

Oldenbrügge	20	Dörfer	sächsisch,	14	Dörfer	wendisch,		
Hitzacker	9	„	„	26	„	„	2	Dörfer gemischt,
Dannenberg	17	„	„	43	„	„	6	„ „
Bevensen	3	„	„	20	„	„	18	„ „

Die Dörfer des Bezirks (Goh) Oldenbrügge umgeben die Stadt Lüneburg rings außer im Norden.

Bei den acht gemischten Dörfern der Vogteien Hitzacker und Dannenberg liegt die Sache so, daß in jedem Dorfe ausschließlich der Müller einen „Plog" versteuert, alle Bauern aber nach Haken zur Steuer veranlagt sind. Eine klare Grenzlinie ist natürlich nicht zu ziehen, doch liegt auf dem **linken** Ufer der Ilmenau von den rein wendischen Hakendörfern nur Häcklingen, außerdem noch die Mehrzahl der gemischten Dörfer des Goh Bevensen, darunter Eitzen, Addenstorf, Golste, Barum und Vinstedt[21]). Hart östlich der Ilmenau liegen vor den Toren Lüneburgs Wester- oder Dudeschen Everinghe (Deutsch-Evern) und Oster-

---

[18]) Hermann **Hofmeister**, Limes Saxoniae, Zeitschrift der Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte, 56. Band, Kiel 1926, S. 67—169, mit sehr wichtiger Karte. Der Limes war aber nur **politische** Grenze und schloß zweifellos slawisch besiedelte Gebiete ein, vor allen Dingen die Mark Sadelbandia zwischen Delvenau und Ostrand des Sachsenwaldes, wo das erwähnte Ratzeburger Zehntregister noch 1230 sieben dem Rechte nach slawische Dörfer aufzählt. Vgl. dazu meine oben erwähnte Arbeit über „Das Bauerndorf im Kreise Herzogtum Lauenburg" in der „Lauenburgischen Heimat" 1927, Heft 1/2. Über Slawen in Ostholstein ist zu vergleichen: Arthur **Gloy**, Beiträge zur Siedlungskunde Nordalbingiens, Stuttgart 1892 und vom selben Verfasser: Der Gang der Germanisation in Ostholstein (Die Heimat, Zeitschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck, 4. Jahrgang, Kiel 1894). Beide Abhandlungen mit Karte der ehemaligen Slawendörfer. Gloys „Verflüchtigungstheorie" ist heute freilich nicht mehr haltbar.

[19]) Wilh. **Peßler**, Niedersächsische Volkskunde, Hannover 1922, S. 32.

[20]) Lüneburger Heimatbuch, hrsg. von O. Th. **Benecke**, II. Bd., Bremen 1914: **Schlöpcke**, „Siedelung", S. 126 ff.; **Meyer**-St. Dionys, Das Winsener Schatzregister, Lüneburg 1891.

[21]) Versehentlich sind im Lüneburger Heimatbuch Bd. II, S. 127 die Dörfer Rieste, Beverbeck und Barnstedt mit Häcklingen zusammen als rein wendische Dörfer links der Ilmenau aufgeführt. Tatsächlich sind aber gerade diese Dörfer die oben in der Statistik aufgeführten einzigen drei rein sächsischen Plog-Dörfer des Goh Bevensen. Rein wendisch ist also links der Ilmenau nur Häcklingen „in der Gho tor Oldenbrugge".

oder Wendeschen Everinghe (Wendisch-Evern) und weiter südlich Dudeschen und Wendeschen Todendorpe (Gr.- und Kl.-Thondorf) westlich der Göhrde. Gemischte Bevölkerung hatten auch weiter südlich die Vogteien Ülzen, Suderburg und Bodenteich. Hier steht uns eine Quelle von dem Werte des Winsener Schatzregisters nicht zur Verfügung. Pastor Meyer-St. Dionys führt an (a. a. O. S. 165), daß noch 1393 Bollensen südöstlich Ülzen in Dudisch und Wendisch Bollensen zerfiel und daß in einer Urkunde des Klosters Oldenstadt von „bonis Slavicalibus“ die Rede sei, daß ferner in der terra Bodendieck eine Reihe von Dörfern die „wendische“ Rundlingsbauart zeige, auch viele wendische Orts-, Feld- und Waldnamen sowie die Feldeinteilung nach Haken vorkämen. Und 1235 werden die Slawen in Kühstorf, Mahnburg und Hanlage (Hanum) bei Wittingen mit Vertreibung bedroht, wenn sie nicht Christen werden wollen[22]). Im Braunschweigischen hat Richard Andree als sicher wendisch diejenigen Dörfer bezeichnet, bei denen Rundlingsanlage, slawische Flurnamen und Freiheit von Korn- und Fleischzehnten zusammenfallen[23]). Bekanntlich gaben die Slawen nicht den kirchlichen Zehnten, sondern statt seiner eine besondere auf den Haken liegende Abgabe, die sog. Biskopnitza[24]). Alle drei Kennzeichen des Wendentums vereinigt findet Andree bei den 12 Dörfern im sog. Werder, die den Braunschweigischen Gebietszipfel nördlich der Bahn Oebisfelde-Lehrte umfassen. Am weitesten nach Südwesten vorgeschobene Posten des Rundlingsgebietes sind Sandkamp, Nordsteimke und Velpke südwestlich Oebisfelde, sowie Boimstorf, Rothenkamp, Scheppau, Gr.-Steinum und Barmke im Winkel der Eisenbahnen Oebisfelde-Schandelah-Helmstedt. Bei einigen von ihnen sind auch wendische Anklänge in Flurnamen und Steuereinschätzung nachweisbar. Von hier aus läuft die Grenze der Rundlinge ebenso wie die der slawischen Ortsnamen[25]) nach Südosten. Erstere erreicht nördlich Magdeburg die Elbe, letztere in der Gegend von Kalbe die Saale. Hier werden 961 „Sclavi ad civitatem quae dicitur Calvo pertinentes“ erwähnt und gerade in der Gegend von Kalbe und Staßfurt hat Brückner zahlreiche slawische Ortsnamen gefunden. Damit haben wir die Südgrenze unseres Gebietes erreicht.

Nun ist die Frage: wie haben wir uns die Blutmischung östlich dieser deutsch-slawischen Linie zu denken? Dieser Frage ist für Mecklenburg Hans Witte nachgegangen, indem er die Personennamen aus dem Urkundenmaterial der ersten Jahrhunderte nach der Wiedereindeutschung sorgsam sichtete[26]). Auf Grund vorsichtiger Berechnung schätzt er die Gesamtbevölkerung Mecklenburgs für die Zeit unmittelbar nach der deutschen Besiedelung auf etwa 100 000 Seelen und glaubt annehmen zu müssen, daß „von diesen 100 000 kaum der größere Teil, jedenfalls nicht ein irgendwie ins Gewicht fallendes zahlenmäßiges Übergewicht auf deutscher Seite gewesen sein“ könne. Daß von einer Ausrottung der Wenden jedenfalls gar keine Rede sein könne, betont auch Ohnesorge[27]), er vermutet, daß die letzten Reste wendischen Volkstums zwischen Niederelbe und Oder „wohl

---

22) Aug. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen II, 483 nach A. Fr. Riedel, Codex dipl. Brandenburgiensis I, S. 161.

23) Richard Andree, Braunschweiger Volkskunde, Braunschweig 1896, S. 373.

24) Slawenchronik des Priesters Helmold v. Bosau, I. Buch, 87. Kap.

25) Alex. Brückner, Die slawischen Ansiedelungen in der Altmark und im Magdeburgischen, Leipzig 1879.

26) Hans Witte, Wendische Bevölkerungsreste in Mecklenburg, Stuttgart 1905.

27) Wilhelm Ohnesorge, Ausbreitung und Ende der Slawen zwischen Niederelbe und Oder (Zeitschr. f. Lübeckische Gesch. XII. und XIII. Bd., 1910 und 1911).

erst der große Kehrbesen des Dreißigjährigen Krieges beseitigt haben" werde. Anderseits wird man die These des Russen Professor Jegorow, Mecklenburg sei bis zum Dreißigjährigen Krieg überhaupt ein Land slawischen Volkstums gewesen, schwerlich glaubhaft finden[28]. Das späteste Zeugnis wirklich noch lebendigen slawischen Volkstums bringt Nicolaus Marschalk Thurius, der um das Jahr 1521 von den Bewohnern der Jabelheide in der mecklenburgischen Südwestecke berichtet: „Qui Gabellarum saltus incolunt, tam re quam sermone adhuc Sarmathae, nihil de moribus mutavere." Das ist aber auch die letzte Spur. Dennoch besteht Hans Wittes These zweifellos zu Recht: „Physisch lebt hier somit das Wendentum bis auf den heutigen Tag weiter als Grundstock der hier jetzt wohnenden deutschen Bevölkerung." Für die physische Fortdauer wendischen Blutes in der deutschen Bevölkerung ist auch Hellwig in bezug auf das Herzogtum Lauenburg eingetreten[29], und für die Mark Brandenburg faßt Bernhard Guttmann das Ergebnis seiner Untersuchungen[30] folgendermaßen zusammen: „Vielleicht ist die Annahme nicht ganz unhaltbar, daß mindestens 25—30 000 Slawen in den Landschaften der Mittelmark — Priegnitz, Havelland, Zauche, Barnim, Teltow, Uckermark — vorhanden waren, als die Askanier davon Besitz ergriffen. Nun können in der Mittelmark bis um 1250 unmöglich mehr als 75 000 Menschen aus den alten Reichsländern eingewandert sein; wahrscheinlich ist diese Zahl viel zu hoch gegriffen, denn man bedenke, welch ungeheure Gebiete bis zur Weichsel hin gleichzeitig kolonisiert wurden. Nach dieser Berechnung würden um die Mitte des 13. Jahrh. etwa 20—30% der märkischen Bevölkerung slawischer Abkunft gewesen sein. Seit dieser Zeit aber haben die Verhältnisse sich im allgemeinen ruhig entwickelt und ist eine gewaltsame Verminderung der Zahl der Wenden nicht mehr anzunehmen"[31]. Grundsätzlich ganz im gleichen Sinne, nur etwas vorsichtiger formuliert v. Sommerfeld (Geschichte der Germanisierung des Herzogtums Pommern, 1896) seine Ergebnisse. In den pommerschen Städten seien die Slawen zwar nicht als Vollbürger aufgenommen, aber auch nicht ausgeschlossen worden. Sie bewohnten die als vicus Slavicalis „Wendische Wiek" z. B. bei Stettin, Gartz, Greifswald, Barth noch vor 1300 urkundlich belegten besonderen Quartiere. „Die Bewohner der Wieken aber nahmen keine andere Stellung ein, als diejenigen der anderen slawischen Ortschaften und teilten daher durchaus die späteren Geschicke der letzteren. Was nun diese, die Anwohner des eigentlichen flachen Landes anlangt, so müssen wir

---

[28] Bis die, wie ich erfahre, vom Verfasser selber in Angriff genommene deutsche Ausgabe des 1915 zu Moskau russisch erschienenen Werkes von Jegorow über die deutsche Kolonisation Mecklenburgs (2 Bände) erschienen sein wird, sind wir angewiesen auf die ausführliche Besprechung von Prof. H. F. Schmid-Graz in der Zeitschrift für slawische Philologie Bd. II, S. 134 ff.: „Die slawische Altertumskunde und die Germanisation des deutschen Nordostens."

[29] Prof. Hellwig im Archiv des Vereins für die Geschichte des Herzogtums Lauenburg VII, 1, Mölln 1902, S. 130—135.

[30] Bernhard Guttmann, Die Germanisierung der Slawen in der Mark (Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, 9. Bd., 2. Hälfte, Leipzig 1897, S. 395—514.

[31] Dazu stimmt die neueste Berechnung von Werner Gley: „Die Gesamtzahl der Slawen, die im Jahre 1150 die Mittelmark bewohnten, ist mit 25 000—26 000 sicherlich nicht zu niedrig angenommen." (Die Besiedelung der Mittelmark von der slawischen Einwanderung bis 1624, Forschungen zum Deutschtum der Ostmarken. Im Auftrage der Preuß. Akademie der Wissenschaften hrsg. von Dr. Hans Witte, II. Folge, I. Band, Stuttgart 1926, S. 67.)

nochmals gegenüber manchen früheren Ansichten betonen, daß eine erhebliche Verdrängung slawischer Bauern durch Deutsche nicht nachzuweisen ist und höchst wahrscheinlich überhaupt nicht stattgefunden hat, allenfalls mit Ausnahme einiger Grenzdistrikte im Westen und Südwesten." (S. 229.) Insbesondere in Vorpommern trifft man „Slawen und Deutsche vielfach in denselben Dörfern, mit gleichem Landbesitz und gleichen, selbst grundherrlichen, Lasten an, ein Unterschied zwischen beiden Volksangehörigen tritt nicht mehr hervor" (S. 231, auf das 14. Jahrh. bezüglich). Es ist hier nicht der Ort, die sog. Urgermanentheorie aufzurollen, d. h. die Ansicht, daß es sich in Ostelbien gar nicht um eigentlich slawische Völker gehandelt habe, daß vielmehr sich nur eine slawische Herrenschicht über die sitzengebliebenen germanischen Volksteile geschoben habe. Diese Ansicht läßt sich nicht beweisen, und gegen das Überdauern größerer germanischer Volksreste spricht immerhin die recht gründliche Slawisierung der Ortsnamen, abgesehen von den Bezeichnungen der größeren Flüsse, deren germanische Namen den Slawen durch den Handelsverkehr bekannt sein konnten[32]). Der vorslawische Dorfname Geliti bei Potsdam (so 993 genannt), erst später zu Geltow slawisiert[33]), steht als ganz vereinzeltes Überbleibsel aus der Zahl der altgermanischen Dorfnamen da. Man wird also gut tun, für die Gebiete zwischen Elbe und Oder mit einem erheblichen Einschuß slawischen Blutes zu rechnen. Die sog. Ausrottungstheorie[32]) beruht letzten Grundes auf dem Mißverständnis, daß man den Unterschied Sclavi-Teutonici im Sinne eines modernen Nationalitätenkatasters auffaßte, anstatt ihn juristisch zu verstehen. Für Aussteller und Empfänger der Urkunden handelte es sich nicht um nationale, sondern um wirtschaftliche und rechtliche Belange. Ob der Inhaber des „jus Teutonicum" geborener Deutscher oder Slawe war, spielte keine Rolle. Nur daher können die von Witte a.a.O. nachgewiesenen wendischen Familiennamen in deutschen Dörfern Mecklenburgs stammen. Wenn das Ratzeburger Zehntregister 1230 gar deutschbenannte Dörfer (Villa Elisabeth, Villa Walteri, heute Woltersdorff, Villa Hermanni, heute Harmshagen) aufführt, deren Bewohner sogar slawischem Rechte unterstehen, so kann es sich doch nur um Neugründung slawischer Dörfer handeln. Daß ganz neue Siedelungen der Kolonisationszeit auf gerodetem Boden, also „Hagendörfer", unter Umständen slawisch sein können, wirkt auf den ersten Blick überraschend, wird aber ausdrücklich ausgesprochen in einer mecklenburgischen Urkunde vom Jahre 1224. Der Schweriner Bischof Brunward ordnet die Verhältnisse des Kirchspiels Satow im Urwaldgebiet südwestlich Rostock, „ubi quondam locus erat horroris et vastae solitudinis". An diesem „Orte des Grauens und der wilden Einöde" sind vier Rodungsdörfer entstanden, die der Bischof dem Pfarrsprengel Satow zuweist, und da erscheint neben Gerardi Indago (Gerdshagen) Indago Marquardi und Indago Iken, die als deutsche Siedelungen anzusprechen sind, auch ein Sclavicalis Indago, ein „wendisches Hagendorf". Ein anderes „Wendischhagen" bei Malchin scheint allerdings erst spät belegt. In den landesherrlichen Privilegien für die Klöster Dargun im östlichen Mecklenburg und Eldena bei Greifswald wird diesen Klöstern ausdrücklich das Recht verbrieft, auf ihren Gütern „Theutonicos, Danos, Slavos vel cujuscunque gentis homines" anzusiedeln. Dem Kloster Neuenkamp beim heutigen Franzburg in Vorpommern, auch einer Zisterziensergründung, verbrieft Fürst

[32]) Vgl. über Urgermanen- und Ausrottungstheorie: Witte, Wendische Bevölkerungsreste, 1905, I. Kap.

[33]) Curschmann, Die deutschen Ortsnamen im nordostdeutschen Kolonialgebiet, Stuttgart 1902, S. 31, und Werner Gley, Die Besiedelung der Mittelmark, S. 17/18.

Wizlaw von Rügen 1231 in fast den gleichen Ausdrücken das Recht, „cujuscunque gentis homines“ auf seinen Gütern anzusiedeln. Ebenso lautet das Privileg des Fürsten Heinrich Borwin 1218 für das Gebiet des Klosters Doberan bei Rostock. Damit müssen, obwohl nicht ausdrücklich erwähnt, offenbar Deutsche und Slawen, wohl auch Dänen wie zu Dargun und Eldena, gemeint sein. Mit der Anlage neuer Dörfer durch Slawen wie durch Deutsche rechnet auch Graf Johannes von Holstein, als er 1249 dem lübischen Bischof die Zehnten von mehr als 30 Dörfern im Gebiet der oberen Trave bei Segeberg und Oldesloe verpfändet (quicquid in terminis predictarum villarum sive per exstirpationem deutonicorum vel slavorum vel quocunque modo aliquod novale vel nova villa accesserit, Urk.-Buch des Bistums Lübeck, I, Oldenburg 1856 Nr. 104 S. 97). Und nicht so ganz selten ist uns auch die Verleihung deutschen Rechtes an ganze slawische Dorfschaften überliefert. (Witte, Wend. Bevölkerungsreste S. 12, v. Sommerfeld, Geschichte der Germanisierung des Herzogt. Pommern, S. 230/31.) Auch für Schlesien ist übrigens Karl Weinhold zu dem Ergebnis gelangt: „Auch polnische Dörfer erhielten die den deutschen Gästen (hospites) gewährte Befreiung von persönlichen Lasten, eine Art Selbstverwaltung unter dem Schulzen und die Ackerverteilung nach fränkischer oder flämischer Art, um sie für den Grundherrn einträglicher zu machen. Man darf daher deutsches Recht und deutsche Einwohnerschaft nicht als sich deckend annehmen.“ (Die Verbreitung und die Herkunft der Deutschen in Schlesien, Forschgn. zur deutschen Landes- und Volkskunde, II, Stuttgart 1887 S. 166—167.) Woher hätten auch so plötzlich die Massen deutscher Einwanderer kommen sollen, deren der Osten bedurfte? Sicherlich ist nun aber die Mischung von Deutschen und Slawen nicht über das ganze Land hin gleichmäßig gewesen. Es ist bekannt, daß die Slawen wegen ihrer primitiven Ackerbautechnik die leichteren Sandböden bevorzugten, so daß die Deutschen auf dem für sie leicht bearbeitbaren und ertragreicheren Lehmboden vielfach noch den Urwald vorfanden. Hier entstanden die Waldhufen- oder Hagendörfer, die zwar nicht, wie man früher glaubte, rein deutsch, aber doch vorwiegend deutsch besiedelt wurden. Wie beim Rundling wird auch hier eine an sich rein wirtschaftliche Einrichtung zum Merkmal des Volkstums. Damit soll nicht behauptet werden, daß die deutschen Einwanderer ihrer Mehrzahl nach oder gar ausschließlich sich in solchen Waldhufendörfern angesiedelt hätten. Daß sie sich nicht so ganz selten der uralten, von Schuchhardt im Jahre 1923 durch die Ausgrabung auf dem Baalshebel bei Guben für prähistorische Zeiten nachgewiesenen Siedelungsform des Rundlings bedienten, wurde oben schon dargetan. Aber auch das Straßen- und Angerdorf haben namentlich in der Mark Brandenburg deutsche Kolonisten gerne angewandt und dann wie beim Rundling die Feldmark als Gewannflur aufgeteilt. Aber diesen runden oder länglichen Gewanndörfern fehlt das Merkmal einheitlicher Herkunft. Es ist sehr schwer zu bestimmen, ob sie erst deutsche Gründungen oder schon älteren Ursprungs sind, während wir bei den Waldhufendörfern sicher sind, mittelalterliche Gründungen der Zeit der großen Ostlandwanderung vor uns zu haben. Dieser Umstand ist es, der gerade für unsere Untersuchung den Waldhufendörfern wie den weiter unten heranzuziehenden Marschhufendörfern einen ganz besonderen Wert verleiht und ihre Bevorzugung vor anderen Siedelungsformen rechtfertigt. Die sehr subtilen Untersuchungen von Werner Gley (siehe oben Anm. 31) gelangen nicht zu genügend sicheren Unterscheidungsmerkmalen zwischen deutschen und slawischen Dorfanlagen, weil sie August Meitzens Anschauungen über

deutsches und slawisches Agrarwesen allzu unbedenklich zugrunde legen, ohne sich mit den dagegen erhobenen Einwendungen auseinanderzusetzen[34]. Wir werden also einstweilen gut daran tun, dem Hagendorf die Vorzugsstellung des einzig wirklich sicheren mittelalterlichen Siedelungstypus auch weiterhin einzuräumen. Noch steht freilich die eingehende wissenschaftliche Untersuchung des Ursprungs und der Eigenart der sog. Hagendörfer aus, doch ist ihr Zusammenhang mit Waldrodungen der Kolonisationszeit außer Zweifel[35], und ihr Vorkommen durch Meitzens großes Atlaswerk[36] wenigstens in großen Zügen festgelegt. Bemerkenswert ist namentlich der heute von Waldhufendörfern, in wendischer Zeit noch vom Urwald eingenommene breite Streifen Lehmbodens längs der Ostseeküste von Lübeck bis Greifswald und Wolgast. Auf ihm haben wir mit einem reineren deutschen Volkstum, mit geringerer wendischer Beimischung zu rechnen als in den Sandgebieten südlich der Bahn Lübeck—Stettin, und insbesondere in der „griesen Gegend“ um Dömitz und Lübtheen, den alten Landen Jabel und Wehningen, deren Bewohner, wie oben erwähnt, noch 1521 als „Slawen nach Art und Sprache“ bezeichnet werden. Den völkischen Verhältnissen der mecklenburgischen Jabelheide entsprechen die in den linkselbisch gegenüberliegenden Bezirken des hannöverschen Wendlandes und des nördlichen Grenzstreifens der Altmark. Auch hier muß sich das Wendentum ziemlich rein erhalten haben[37], bis es im 18. Jahrhundert unterging — nicht physisch, aber als Volkstum und Sprachgemeinschaft. Schon 1705 waren nach dem Zeugnis des Pastors Christian Hennig zu Wustrow (Kr. Lüchow) im ganzen östlich der Jeetzel gelegenen Teile des Kreises Lüchow „schwerlich noch zehn Personen übrig, die noch wendisch reden oder verstehen“ konnten. Bis etwa 1750 ist dann auch im sog. Drawehn westlich der Jeetzel die wendische Sprache verklungen, und 1798 soll mit dem Hauswirt Warratz zu Cremlin der Letzte gestorben sein, der noch das Vaterunser wendisch beten konnte.

Nur erwähnt werden kann als dritter Bezirk reineren Wendentums das gerade noch die Südgrenze des hier behandelten Gebietes berührende Spreewendentum, das ja seine eigene Literatur hat.

Somit war überall in ostelbischen Landen eine freilich mehr oder weniger dünne slawische Volksschicht vorhanden, in die seit dem 12. Jahrh. deutsche Siedler einströmten. Dabei wird man sich aber bewußt bleiben müssen, daß dieser Vorgang mehr einem allmählichen, dünn fließenden, aber ununterbrochenen Einsickern gleicht, als einem tiefen, brausend daherschießenden Strom. Das stärkste Kontingent zu den ostelbischen Siedlern innerhalb unseres Bezirkes haben unzweifelhaft die Niedersachsen gestellt. Das ist schon aus geographischen Gründen anzunehmen, ebenso kann man von vornherein vermuten, daß der Hundertsatz

---

[34]) Ist die kommunistische Großfamilienwirtschaft eine alte slawische Institution oder nur eine Folge der byzantinisch-türkischen Rauchsteuer? Vgl. G. v. Below, Probleme der Wirtschaftsgeschichte, 1920, S. 18. Und sind die deutschen Gewanne rational oder historisch entstanden? Vgl. Dopsch, Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung I. Bd., 1923, S. 357.

[35]) W. Peßler, Niedersächsische Volkskunde, Hann. 1922, S. 73—76.

[36]) A. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen usw., Berlin 1895, 4 Bde.

[37]) Zu vgl. Lüneburger Heimatbuch, hrsg. von O. und Th. Benecke, II. Bd., Bremen 1914, und Hans Witte, Slawische Reste in Mecklenburg und an der Niederelbe in dem Sammelwerk „Der ostdeutsche Volksboden“, hrsg. von W. Volz, 2. erweiterte Auflage, Breslau 1926, S. 201—204.

der Niedersachsen unter den deutschen Ansiedlern in der Richtung von der Ostseeküste nach dem Spreewald zu fällt. Das läßt sich mit gewichtigen Gründen stützen. Leider ist die Dialektgeographie, so tatkräftiger Förderung sie sich z. Zt. erfreut, noch nicht zu so weit abschließenden Ergebnissen gelangt, daß sie hier jetzt schon ein entscheidendes Wort zu sprechen vermöchte. Unter den zeitgenössischen Chronisten hat eigentlich nur Helmold, der treffliche Pfarrer von Bosau am Plöner See, ein Auge für die Vorgänge bei der deutschen Kolonisation gehabt. An einer berühmten Stelle seiner „Slawenchronik" (II, 14) bezeichnet er „das ganze Gebiet der Slawen, welches an der Egdora (Eider), wo die Grenze des Dänenreiches ist, beginnt und sich zwischen dem Baltischen Meer und der Elbe hin nach Schwerin ausdehnt" als nunmehr „gleichsam eine einzige große Kolonie der Sachsen". Besonders wertvoll sind nun hier die Ergebnisse der Bauernhausforschung. Ein so eigenartig ausgeprägter Haustypus wie das niedersächsische Haus kann nur durch eine überwiegend niedersächsische Kolonistenbevölkerung bis nach Vorpommern verbreitet worden sein. Daher ist die durch Peßler[38]) in vorbildlicher Weise bestimmte Südgrenze des niedersächsischen Bauernhauses von grundlegender Bedeutung für die Beurteilung der Herkunft des ostelbischen Kolonistenvolkes. (Siehe Karte.) Auch die anscheinend — diese Dinge sind noch nicht ganz spruchreif[39]) — nach dem Dreißigjährigen Kriege im Strelitzischen erfolgte Zurückverlegung der niedersächsischen Hausgrenze ist beachtenswert, da sie mit der Wiederbevölkerung der gänzlich verödeten Ämter des Landes Stargard durch Siedler aus der Mark Brandenburg zusammenzuhängen scheint. Wenn Peßler erwiesen hat, daß im niedersächsischen Bauernhausgebiet östlich der alten Slawengrenze im allgemeinen die in Altniedersachsen nicht vorkommende Durchgangsdiele (mit Einfahrtstoren in beiden Hausgiebeln) herrscht, so ist das nicht unsächsisch, sondern eine koloniale Sonderentwicklung auf der Basis des alten Einraumes, den die Kolonisten aus der westelbischen Heimat mitbrachten und unter den primitiveren Verhältnissen des Koloniallandes lange bewahrten[40]). Südlich der rein niedersächsischen Hausformen — also etwa jenseits der Linie Wittenberge—Plau—Neubrandenburg—Ückermünde — herrschen nun Haustypen, die bei mitteldeutsch-fränkischer Anlage starke niedersächsische Baueinflüsse aufweisen, bis in den Süden der Mark Brandenburg hinein[41]). Auch hier müssen niedersächsische Kolonisten also noch recht zahlreich aufgetreten sein. Dafür spricht namentlich auch, daß in den Küstenländern der Ostsee und der Mark Brandenburg alte Ortsnamen, die mit „Sachsen" zusammengesetzt sind, so gut wie gar nicht vorkommen, während andere Stammesnamen in solcher Zusammensetzung gebräuchlich sind. Mit Recht betont Curschmann[42]), daß die Angehörigen eines Stammes, nach dem ein oder mehrere

[38]) W. Peßler, Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung, Braunschweig 1906; W. Peßler, Die geographische Verbreitung des altsächsischen Bauernhauses in Pommern, Globus Bd. 90 (1906) S. 357 ff.; W. Peßler, Die Abarten des altsächsischen Bauernhauses, Archiv f. Anthropol. N. F. Bd. 8 (1909) S. 157 ff.

[39]) Nach freundlicher Mitteilung der Herren Archivdirektor Dr. Witte und Dr. Endler vom Geh. und Hauptarchiv in Neustrelitz.

[40]) W. Peßler, Hausgeographie von Mecklenburg. Deutsche Erde Bd. XI (1912) S. 13 ff. (mit Karte). Dazu vgl. J. U. Folkers, Beiträge zur Bauernhausforschung in Mecklenburg, Zeitschr. d. Heimatbundes „Mecklenburg" 20. Jg. 1923.

[41]) Robert Mielke, Die Ausbreitung des sächs. Bauernhauses in der Mark Brandenburg. Globus Bd. 84 (1903) S. 3 ff.

[42]) F. Curschmann, Die deutschen Ortsnamen im nordostdeutschen Kolonialgebiet, Stuttgart 1902, S. 160.

Dörfer in einer Gegend genannt sind, in diesem Landstriche **nicht** die Mehrheit der deutschen Bevölkerung ausgemacht haben können. Die Mark Brandenburg hat auch zum Gebiete des sächsischen Rechtes gehört und hat sogar in Johann von Buch den ältesten und ausführlichsten Glossator des Sachsenspiegels hervorgebracht. Nun enthält der Sachsenspiegel in der Hauptsache ostfälisches Recht, und ostfälischer Herkunft wird auch die Mehrzahl der brandenburgischen Kolonisten deutscher Herkunft gewesen sein, wenn sie auch wohl selber meist schon auf altem Wendenboden, in der Altmark oder im Magdeburgischen geboren waren. Haben wir doch in der deutschen Ostlandkolonisation dieselbe Erscheinung wie im Nordamerika des 19. Jahrhunderts: Die Wanderung vollzieht sich etappenweise, die Ansiedler der zuerst erschlossenen Gebiete stellen auch später die Pioniere für die entfernteren Bezirke. Generationen, die einmal in Bewegung geraten sind, verwachsen so rasch nicht wieder mit dem Boden. Das beweisen z. B. die Namen der beiden Dörfer Neuenlübke (Nien Lubeck) und Neuenrost (Nien Rostok) östlich Damgarten in Neuvorpommern. Ebenso bietet uns die Namensgleichung zwischen dem Dorfe Godenswege d. h. Wodansweg, den unmöglich christliche Kolonisten erfunden haben können, bei Stargard (Mecklenburg-Strelitz) mit dem gleichnamigen Dorfe nordwestlich Magdeburg[43]) einen Anhalt für die Herkunft der Siedler des Strelitzer Landes (**Curschmann** S. 178) und ähnlich weisen eine ganze Anzahl uckermärkischer Dorfnamen in die Altmark und das Magdeburgische, daneben andere, wie Haßleben und Kaakstedt südlich Prenzlau in die Gegend nördlich des Harzes schon im altdeutschen Lande zurück, wo sie als Harsleben und Kochstedt ziemlich nahe beieinander unweit Halberstadt erscheinen[44]). Dementsprechend findet man den Namen Walsleben, südöstlich Osterburg in der Altmark, dann wieder westlich Neuruppin und schließlich zwischen Stargard und Naugard in Pommern (**Curschmann** S. 178). Diese Art der Ortsnamenverknüpfung verlangt jedoch ein hohes Maß von Vorsicht und Kritik, vor allem aber Zurückgehen von den modernen Ortsnamen auf ihre älteste urkundliche Form. Selbst da, wo Orte offenkundig nach der Heimat ihrer Begründer benannt zu sein scheinen, wie etwa Hessendorf oder Beyershagen, ist nicht immer sicher zu sagen, ob hier nicht etwa einer der im frühen Mittelalter verbreiteten Rufnamen Hasso, Franco, Saxo oder der im späteren Mittelalter auftauchenden Beinamen, später Familiennamen Baier, Flemming, Friese usw. dahintersteckt. So ist Freesendorf an der pommerschen Küste nordöstlich von Greifswald eine Ansiedlung der schon im 13. Jahrhundert der Stadt Greifswald ansässigen Familie Frese (**Curschmann** S. 162). Glücklicherweise hat es sich nun so gefügt, daß das Entstehen der Familiennamen in Ostdeutschland in eine Zeit fällt, die kurz auf den Abschluß der großen Ostlandwanderung folgte, daß „die große Masse unserer Familiennamen nicht etwa von außen in unser Land hineingetragen wurde, sondern sich erst hier in Städten und Dörfern gebildet hat" (**Witte** a. a. O. S. 30).

---

[43]) Im Jahre 973 als Wodenesweg urkundlich nachweisbar. Vgl. Ferd. **Mentz**, Ortsnamenkunde, Leipzig 1927, S. 58 und 64.

[44]) **Bruns-Wüstefeld**, Die Uckermark in slawischer Zeit, ihre Kolonisation und Germanisierung, Prenzlau 1919, S. 197.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherschau.

Ausgewählte Ahnentafeln der Edda (Eisernes Buch Deutschen Adels, Deutscher Art). Gotha 1925, Justus Perthes.

Das in den Tafeln der Edda aufgespeicherte, mit größter Sorgfalt bearbeitete Material wird man unbedingt heranziehen müssen, wenn es sich darum handelt, festzustellen, aus welchen Blutmischungen führende Volksschichten und Persönlichkeiten hervorgegangen sind. Es handelt sich bei der Edda keineswegs etwa um eine nur den Adel berührende Angelegenheit. Im Gegenteil! Von den weit über dreihundert Ahnentafeln (die obersten Reihen zählen jedesmal zweiunddreißig Ahnen) setzen sich nur etwa 10 Prozent ausschließlich aus adeligen Namen zusammen, darunter die des Dichters Börries von Münchhausen, während eine nicht geringe Zahl von Ahnentafeln in den oberen Ahnenreihen ausschließlich oder fast ausschließlich bürgerliche Namen enthält (z. B. Siemens-Helmholtz). Weitaus die Mehrzahl weist eine starke Mischung adeligen und bürgerlichen Blutes auf. Es sei auf die Ahnen des Fürsten Bismarck und des Reichspräsidenten von Hindenburg hingewiesen, die man in der „Edda" findet. Selbst von den in der ersten Abteilung wiedergegebenen Ahnentafeln fürstlicher Personen (Kaiser und Kronprinz, Fürst von Hohenzollern und deren Gemahlinnen) zeigt nur eine einzige rein fürstliche Abstammung, während in den anderen Ahnentafeln auch Träger adeliger und bürgerlicher Namen vorkommen.

Ausländisches Blut ist nicht nur bei Fürsten und hohem Adel, sondern auch beim niederen Adel nichts seltenes. Wir stellen unter den Vorfahren deutscher Fürsten und Edelleute fest: Engländer, Schotten, Franzosen (diese in nicht geringer Zahl), Schweden, Dänen, Holländer, Schweizer, Polen, Amerikaner, Italiener. Nordisches Blut überwiegt entschieden. Eine Gruppe für sich bilden die Deutschbalten.

Vorfahren unseres deutschen Adels waren, soweit sie selbst dem Adel angehören, meist Gutsbesitzer, Offiziere oder Beamte. Unter den bürgerlichen Vorfahren findet man sehr verschiedenartige Stände und Berufsarten vertreten, u. a.: Geistliche, Kaufleute, Offiziere, Beamte, Juristen, Pächter und Landwirte (Bauern), Handwerker und Gelehrte.

Dem Verlag Justus Perthes in Gotha gebührt unser Dank für seine opferfreudige Tat, die er in der Edda verwirklicht hat. Diese erstaunliche Arbeit, peinlich gewissenhaft ausgeführt, verdient uneingeschränkte Anerkennung und Verbreitung in weitesten Kreisen. Wir begrüßen es aufs lebhafteste, daß eine Fortsetzung des großangelegten Werkes in Aussicht steht.

Dr. Hans v. d. Gabelentz.

Benkard, E., 1927, Das ewige Antlitz. Eine Sammlung von Totenmasken. Mit einem Geleitwort von G. Kolbe. Berlin, Frankfurter Verlagsanstalt. Geh. Mk. 12.—.

Das Werk gibt auf 112 großen ganzseitigen Tafeln sehr gute photographische Abbildungen von Totenmasken aus der Zeit von etwa 1400 bis zur Gegenwart. 63 S. Anmerkungen enthalten das Wissenswerte über Entstehung und Verbleib der Abgüsse, wobei vor allem die Angaben über die Echtheit der einzelnen Stücke wertvoll sind. Ein Verzeichnis gewährt die wünschenswerte Übersicht. — Das Betrachten dieses schönen und verdienstvollen Buches ist vor allem natürlich eine — man möchte sagen besinnliche und ehrfürchtige Angelegenheit. Der Titel des Werkes trifft das Rechte. Hier soll aber von der anderen, rassenkundlichen Seite des Wertes die Rede sein. Die Anmerkungen des Herausgebers berühren das, zwischen geschichtlichen und lebensbeschreibenden Notizen, gelegentlich auch, allerdings von jener mehr gefühlsmäßigen Physiognomik und Charakterologie aus, von der wir glauben möchten, daß sie vielleicht ebensooft (oder öfter?) etwas in ein Bild hineinsieht, als daraus herausliest. Das tritt für den Leser und Betrachter jedesmal dann deutlich hervor, wenn er in seiner eigenen Stellung zu der geschichtlichen Persönlichkeit des dargestellten Toten von der angedeuteten Einstellung des Herausgebers abweicht: in solchen Fällen findet er dann wohl auch die physognomische Deutung der Anmerkungen auf das Bild nicht zutreffend. Die naheliegenden Gründe dafür berühren sich mit den Vorbehalten, die man bei einer rassenkundlichen Betrachtung der Bildnisse machen muß. Nicht so sehr die Rücksicht darauf, daß Totenmasken naturgemäß ein verändertes Bild vom Aussehen der Dargestellten, meist auch eben die altersgeprägten Züge vermitteln, als vor allem eine theoretisch richtige Erwartung wird notwendig sein, wenn man sich vor einer Überschätzung des rassenkundlich-physiognomischen Wertes bewahren will. In der Regel wird — gerade in neuerer Zeit — angenommen, die größere oder geringere Ähnlichkeit eines Bildes mit irgendwelchen bekannten oder angenommenen rassischen Er-

scheinungsbildern (sogen. Typen) lasse einen irgendwie bindenden Schluß zu auf die größere oder geringere wesensartliche Ähnlichkeit des Dargestellten mit der bekannten oder angenommenen Wesensart der betreffenden Rasse. Dabei wird aber gewöhnlich übersehen, daß jeder solche Schluß eine Wahrscheinlichkeitsaussage ist, die für den einzelnen betrachteten Fall überhaupt keinerlei Bindung möglich macht, sondern eine gewisse Zuverlässigkeit nur in „Fällen“, also in einer Mehrzahl erhält; wenn hundert Menschen das körperliche Erscheinungsbild einer bestimmten Rasse zeigen, würde man etwa sagen können, daß wahrscheinlich eine Mehrzahl davon, z. B. 4/5, auch der Wesensart dieser selben Rasse entsprechen, wobei aber natürlich nicht anzugeben wäre, welche es seien; für jeden Einzelfall aus diesem Hundert bliebe also nur die Aussage, es sei bei ihm mit einer Wahrscheinlichkeit von etwa 4/5 die betreffende Wesensart zu erwarten, was natürlich ohne andere Anhaltspunkte überhaupt keinen bestimmten Schluß zuläßt. Wer sich ferner zwar **mit** dieser Voraussetzung an die Betrachtung der Bilder machte, aber erwarten wollte, die Übereinstimmung müsse nun mindestens bei einer Anzahl **dieser** Bilder zu Recht angenommen werden können, der würde immer noch übersehen, daß dann die Bilder entweder **alle** die großen Persönlichkeiten der in Betracht kommenden Völker oder mindestens eine richtigvertretende Auswahl daraus darstellen müßten. Es ist klar, daß das bei Totenmasken nicht angenommen werden kann. Endlich sei darauf hingewiesen, daß auch die (theoretisch zu erwartende) Stellung (Häufigkeit und Ähnlichkeit) genialer und hervorragender Persönlichkeiten zum Rassentypus berücksichtigt werden müßte. — Solche Überlegungen werden durch das vorliegende Werk angeregt. Darum kann es m. E. auch zu rassenkundlichen Betrachtungen der rechten Art empfohlen werden, freilich nicht als Übungsbuch für oberflächliche sog. Rassendiagnosen, erst recht nicht dazu das kulturgeschichtliche Vorstellungsbild der dargestellten großen Toten solchen Abstempelungen zu unterstellen: dann das sollte nicht nur durch ein kritisches rassenkundliches Denken, es sollte auch durch das ewige Antlitz der **Taten** jener Männer verhindert werden. **Scheidt.**

Johannis Rode Archiepiscopi Registrum Bonorum et Iurium Ecclesiae Bremensis. Hersg. von R. **Cappelle.** Verlag der Männer vom Morgenstern, Bremerhaven. 1926. 243 S. Mk. 7.—.

Eine unter Erzbischof Johann **Rode** entstandene Aufzeichnung der Güter und Rechte der Bremer Kirche, in der Hauptsache nach einer Handschrift aus der 2. Hälfte des 16. Jahrh. Die Drucklegung dieses für die Heimatgeschichte (auch für die Personen- und Familiengeschichte) hochbedeutsamen Quellenwerkes ist ein besonderes Verdienst der Männer vom Morgenstern. **Scheidt.**

B. Eberl: Die bayer. Ortsnamen als Grundlage der Siedlungsgeschichte. 273 S. 1925/26. München, Knorr u. Hirth. Kart. 1. Teil Mk. 3.50, 2. Teil Mk. 4.50.

Der erste Teil des Buches bringt Allgemeines über Ortsnamen und eine Gliederung der Ortsnamen in zeitlich aufeinanderfolgende Gruppen, welche der Verfasser im wesentlichen bereits im Bayer. Vorgeschichtsfreund 3, 22 ff. und 4, 49 ff. veröffentlicht hat. Im ganzen sind dabei die sicheren Ergebnisse früherer Forschungen sorgfältig verwertet; Einzelheiten zu berichtigen ist hier nicht der Ort.

Der zweite Teil enthält ein ausführliches Verzeichnis der zur Bildung von Ortsnamen verwendeten Grund- und Bestimmungswörter (ausschließlich der Personennamen). Es gibt einen guten Überblick über die Mannigfaltigkeit der Wortstämme, die in Ortsnamen erscheinen. Leider hat der Verf. auch hier auf die sprachliche Erklärung und Ableitung der heutigen Formen verzichtet. Er begründet dies damit, daß er in erster Linie ein Hilfsmittel für die siedlungsgeschichtlichen Arbeiten von Nichtfachleuten geben wolle. Gerade diese werden aber schwerlich mit den unerklärten Sachausdrücken (wie z. B. prothetisch) zurecht kommen, und einfaches Nachschlagen im zweiten Teil wird sie nicht in Stand setzen, zuverlässige Deutungen dunkler Ortsnamen zu geben. **H. Zeiß.**

Gaupp, R.: 1925, **Die Unfruchtbarmachung geistig und sittlich Kranker und Minderwertiger.** 43 S. Berlin, J. Springer. Mk. 2.70.

Übersichtliche Besprechung der zugrunde liegenden erbbiologischen Tatsachen und der gegenwärtigen Rechtslage, mit einer Erörterung der anzustrebenden Gesetzesverbesserung und des bis dahin einzuschlagenden Vorgehens. Das Büchlein sollte in der Hand jedes Arztes und jedes Juristen sein. **Scheidt.**

Gley, W., 1926, **Die Besiedelung der Mittelmark von der slawischen Einwanderung bis 1624.** 162 S., 17 Abb., 2 Taf. u. 1 Karte. (Forschungen zum Deutschtum der

Ostmarken, 2. Folge, H. 1.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Diese Arbeit, mit der die Veröffentlichungen einer größeren Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung des Deutschtums der Ostmarken[1]) eröffnet worden sind, ist auch vom Standpunkt der Rassenkunde aus auf das lebhafteste zu begrüßen. Sie enthält eine große Menge Material: Urkunden, Schoßregister, Erbregister, Flurkarten sind herangezogen und kritisch verwertet, die Ortsnamen sind eingehend untersucht, die alten Ortsformen aus den heutigen rekonstruiert, die Agrarverhältnisse berücksichtigt usw. Alte Flurpläne sind in guten Abbildungen beigegeben. Eine „vergleichende Agrarstatistik des Mittelalters", ein Verzeichnis der „Ortsnamen und Ortsformen der Mittelmark" für 1624 und der „im Jahre 1624 wüsten Ortschaften" sowie eine große Übersichtskarte faßt die Ermittlungen zusammen. Scheidt.

Gummel, Dr. H., 1926, Hannoversche Urgeschichte im Schrifttum der Jahre 1893 bis 1925. Jahrb. d. Prov.-Mus. Hannover. Heft 1. Hannover, Culemannsche Buchhandl. geb. 6 Mk.

Eine Zusammenstellung des oft weit verstreuten Schrifttums zur Vorgeschichte der Provinz Hannover. Die Arbeit bedeutet in methodischer Hinsicht dadurch etwas Neues, daß nicht einfach die Schriften ihrem Inhalt nach besprochen sind, sondern daß für jeden einzelnen Ort nach den vorgeschichtlichen Perioden getrennt, genau angegeben ist, was darüber im Schrifttum der 30 Jahre erschienen ist. Eine Tabelle „Zeitlich-örtliche Übersicht", ein alphabetisches Fundortverzeichnis sowie ein Verzeichnis der Verfasser mit Stichwortangabe ihrer Schriften erleichtert die Benützung. Eine solche Arbeit fehlte bisher für die Provinz Hannover vollständig, während sonst für alle anderen Provinzen und Länder Deutschlands Schriftenverzeichnisse im „Mannus" zumeist für den Zeitraum von 1900—1922 von den Fachprähistorikern der zuständigen Museen zusammengestellt worden sind. Die Fortsetzung dieser so wichtigen Quellensammlungen erfolgt nunmehr im Vorgeschichtlichen Jahrbuch für die Gesellschaft für vorgeschichtliche Forschung, herausgegeben von M. Ebert, Berlin, Band I (1924), 1926 erschienen. Auch das „Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit" als ein Beiblatt zum Mannus von M. Jahn, Breslau herausgegeben, bringt Übersichten über die neu erschienenen Schriften der einzelnen Länder.

[1]) Vgl. diese Zschr. Bd. I S. 239.

Eine kurze Übersicht der Schriftennachweise für den Zeitraum von 1900—1924 für die einzelnen Länder möge hier folgen: Mecklenburg: Beltz, Literatur zur mecklenburgischen Vorgeschichte 1900—1920, Mannus XIII 1921 S. 206. — Pommern: Walter, Neuere Literatur zur Vorgeschichte Pommerns, Mannus XIII 1921 S. 215. — Westpreußen: La Baume, Literatur zur Vorgeschichte von Westpreußen 1900—1923, Mannus XVI 1924 S. 325. — Uckermark: Hagen, Die Veröffentlichung vorgesch. Funde der Uckermark seit 1900, Mannus XV 1923 S. 143. — Posen: Jahn, Literatur zur Vorgeschichte der Provinz Posen 1900—1920, Mannus XIV 1922 S. 300. — Schlesien: Jahn, Literatur zur Vorgeschichte Schlesiens 1900 bis 1921, Mannus XIV 1922 S. 275. — Prov. Sachsen, Anhalt und Großthüringen: Niklasson, Die vorgeschichtl. Forschung in der Provinz Sachsen, in Anhalt und Großthüringen seit 1900, Mannus XV 1923 S. 231. — Sachsen: Dutschmann, Literatur zur Vor- und Frühgeschichte Sachsens, Mannus Bibl.-Nr. 27, Leipzig 1921. — Braunschweig: Knoop, Die veröffentl. Schriften zur Vorgeschichte des braunschweig. Landes aus den Jahren 1901 bis 1920, Mannus XV 1923 S. 167. — Hessen: Kunkel, Die vor- und frühgeschichtl. Forschung in der Hessen-Darmstädtischen Provinz Oberhessen seit 1900, Mannus XVII 1924 S. 335. Heck, Literatur zur Vor- und Frühgeschichte Hessen-Nassaus 1900—1922, I: Nassau, Mannus X; II: Kurhessen (Reg.-Bez. Kassel), Mannus XVI 1924 S. 138. — Westfalen: Schulz, Neuere Literatur zur Vorgeschichte Westfalens, Mannus XIV 1922 S. 158. — Rheinprovinz: Rademacher, Literaturübersicht und Stand der vorgeschichtl. Forschung in der Rheinprovinz von 1900 bis 1922, Mannus XV 1923 S. 147. — Bayern: Wagner, Literatur zur bayrischen Vorgeschichte 1900—1922, Mannus XV 1923 S. 207. — Württemberg: Wagner, Neuere Literatur zur Vorgeschichte Württembergs, Mannus XIII 1921 S. 387.

W. Hansen.

M. W. Hauschild †: Grundriß der Anthropologie. Mit 48 Abbildungen. Gebr. Bornträger, Berlin. 1926.

Dieser Grundriß des leider allzufrüh, als Opfer seiner Wissenschaft auf einer Forschungsreise gestorbenen Verfassers, von Professor Fischer nach seinem Tode herausgegeben, ist eine äußerst bemerkenswerte Erscheinung der anthropologischen Literatur. Das Buch zeugt von einer erstaunlichen

Vielseitigkeit des Verfassers. Seine umfassenden Kenntnisse befähigten ihn, die vielen, meist noch in den ersten Anfängen steckenden Fragen der Anthropologie in ihrer ganzen Problematik zu erfassen und dadurch dem gereifteren Studenten und jungen Forscher eine Fülle von Anregung zu geben. Aus diesem Grunde kann jedoch das Buch dem Laien weniger empfohlen werden, weil er aus der Menge offener Fragen das tatsächlich Gesicherte nicht erkennen wird. Doch bleibt es ein wesentliches Verdienst des Verfassers, durch seine mannigfaltige Erfassung der Fragestellungen in der Anthropologie die noch junge Wissenschaft vor Einseitigkeiten zu bewahren.

In einem kurzen einleitenden Teil wird die Anthropologie nach Martin als „die Naturgeschichte des Menschen mit Rücksicht auf seine Stellung im Tierreiche" definiert, und ein geschichtlicher Abriß gegeben. Der zweite Teil enthält die Grundlagen der Vererbung, Umweltwirkung, Auslese und der Veränderlichkeit der Körpereigenschaften. Am umfangreichsten ist der dritte Teil, der eine systematische, anthropologische Darstellung der Organe und der Merkmale des Menschen gibt, vor allem auch vom vergleichend-anatomischen und entwicklungsgeschichtlichen Standpunkt aus betrachtet. Der vierte Teil gibt dieselbe Darstellung für das Skelett. Ein Kapitel über die Systematik der Primaten, Rassenentstehung und Rasseneinteilung des Menschen beschließen das Buch.

In einigen Einzelfragen kann Ref. mit dem Verfasser nicht ganz übereinstimmen. Bei der begrifflichen Auseinandersetzung über das Wesen der Anthropologie hätten vielleicht die neueren genetischen Anschauungen von Lenz und Scheidt mehr Berücksichtigung finden können. — Der prinzipielle Unterschied zwischen idio- und paratypischer Variabilität wird wohl betont, aber nicht immer streng durchgeführt („.... zwischen Nebenänderung und Erbänderung sind alle Übergänge zu finden" [S. 45]). Unter dem Einfluß gewisser, noch schwer zu erklärender Beobachtungen glaubt der Verfasser die Vererbung erworbene Eigenschaften „nicht ganz von der Hand weisen zu können" (S. 56). Vielleicht hätte die Kenntnis der Kleinmutationen (E. Baur, Tammes), die zur Zeit der Abfassung des Buches noch nicht veröffentlicht waren, den Verfasser zu einer Revision seiner Stellung in dieser Frage geführt. — Die auf Seite 32 vertretene Ansicht der Entstehung eineiiger Zwillinge durch das Eindringen von zwei Spermien in das Ei widerspricht den maßgebenden Untersuchungen von Sobotta (1914). — Eine Vererbung durch das Zellplasma, die Verfasser auf Seite 33 annimmt, muß vorläufig noch als nicht genügend bewiesen, wenn nicht sogar unwahrscheinlich, angesehen werden. — Die Bezeichnung des Vorganges der Erbänderung mit Idiokinese stammt nicht von Siemens (S. 34), sondern von Lenz (1912). — Der Begriff der Epistase ist auf Seite 16, 18, 19 und 94 falsch verstanden (der Dominanz gleichgesetzt).

Diese kleinen Unzulänglichkeiten können den außerordentlichen Wert des Buches nicht vermindern. Man kann annehmen, daß sie der Verfasser wohl selbst noch ausgemerzt hätte, wäre er nicht allzufrüh aus seiner fruchtbaren Arbeit abgerufen worden.

O. v. Verschuer, Tübingen.

Jahrbuch der Männer vom Morgenstern: (Heimatbund an Elb- und Wesermündung) 1924/26. Jahrg. 22. Selbstverlag der Männer vom Morgenstern, Bremerhaven. 188 S.

Die überaus fruchtbare Arbeit dieses Heimatbundes spricht sich auch in dem Jahrbuch aus, das eine Reihe von wertvollen Beiträgen heimatgeschichtlichen Inhalts bringt. Von rassenkundlicher Bedeutung sind Berichte über die Seuchen, welche im Anschluß an die große Sturmflut des Jahres 1825 wüteten, die Zusammenstellung der Sturmflutberichte des Landes Wursten, die Geschichte der Familie von Elme, ein Aufsatz über das Bauerntum der Marschen. Die übrigen Beiträge sind für die Kenntnis des Volkstums im Elb-Weser-Mündungsgebiet von Wichtigkeit.

Scheidt.

Osten, F., 1925, Germanische Malereien und Zierate. Zehn farbige Tafeln mit einem Geleitwort von Ludwig Reisberger, München, Georg D. W. Callwey. Mk. 15.—.

Eine Mappe mit zehn Tafeln, die als Vorlagen oder doch als Anregung für Decken- und Wandbemalung in stattlichen Räumen gedacht sind. Der Zieratenschatz vereinigt Formen der nordischen Bronzezeit mit solchen der irisch-keltischen Geflechtkunst, mit dem „Geriemsel", das von den Langobarden besonders geschätzt und durchgebildet wurde, ferner mit Großformen der Wikingerzeit und mit allerlei teils strichförmigen, teils körperhaften Sinnbildern — Dreirollern (triquetrum), Pferdeköpfen u. dgl. Soweit lediglich schmückende, nicht etwa wissenschaftliche oder volkserziehliche Zwecke dabei verfolgt werden, kann man sich gern dabei beruhigen, daß dies Schmuckwerk „germanisch" genannt wird — es sind ja wirklich deut-

liche und schöne Erinnerungen an gemeingermanische, vordeutsche Zeit und Welt. Die Farbengebung ist reich, eigenartig und für unser heutiges Auge sehr schön — auch die Goldverwendung ist sehr geschmackvoll. Die sachlichen Anspielungen sind z. T. etwas grob und plump. Ob ein Kaufmann gerade gern an Wikingerdrachen denken wird? Von den Kaufleuten sämtlicher Nord- und Ostseeküsten kann ich bestimmt versichern, daß das nicht der Fall ist. Das „Zimmer eines Kriegsteilnehmers" erinnert doch bedenklich an die „beziehungsreiche" Ausschmückung einer Kriegervereins-Stammecke. Die Wand mit den Pferden aber ist uneingeschränkt schön. Daß unsere gutgeschulten, tüchtigen Stubenmaler derartige Malereien ausführen können, unterliegt keinem Zweifel; nur: — mit welchen Kosten, das ist kaum auszurechnen! Trotzdem: für alle Fachschulen und fachgewerblichen Bildungsanstalten ein sehr empfehlenswerter Anschauungsstoff.

Dann muß man freilich wünschen (und es steht wohl auch zu hoffen), daß die der Malerei beflissenen Jünglinge die „Geleitworte" nicht allzu ernst nehmen möchten! Auf den, der auf diesem Gebiet nicht Sachkenner ist, muß die gewiß gutgemeinte, aber von geschichtlichen Schiefheiten strotzende Schrift um so irreführender wirken, als sie, im Brustton der Unfehlbarkeit hingeschmettert, alle Welterscheinungen, die der Verfasser nicht „germanisch" findet, verunglimpft. Wenn Ludwig Reisberger nur wenigstens Deutsch könnte! „Verständlich für ihre Gefühle spricht, trotzdem zwischen..." Im Deutschen werden nur Hauptsätze mit „trotzdem" eingeleitet; Nebensätze werden mit „obgleich, wenngleich, obschon, wennschon" oder mit „trotzdem, daß" angeschlossen. Und so noch einiges. „Die markigen Formen und Farben, sowie die eigenartige Technik, die Ferdinand Osten in so großartiger Weise meistert, enthüllt die Seele des deutschen Volkes und nimmt jeden für sich ein, der nur einen Tropfen deutschen Blutes in seinen Adern hat" — nur gut, daß das nur von Ostens Tafeln, wo ich es gelten lasse, behauptet wird, nicht auch von Reisbergers Schrift — sonst würde Herr Reisberger mir am Ende keinen einzigen Tropfen deutschen Blutes zugestehen. Die deutsche Sprache verlangt in dem angeführten Satze übrigens statt „enthüllt" und „nimmt" — „enthüllen" und „nehmen".

Aber genug von dieser Schrift! Sie gehört zu denen, die in ihrer recht undeutschen Gewalttätigkeit immer wieder und wieder dem deutschen Gedanken schwersten Schaden tun.

Walter H. Dammann, Flensburg.

Schuchhardt, Karl, Alteuropa. Eine Vorgeschichte unseres Erdteils. 2. Aufl. Berlin u. Leipzig (W. de Gruyter) 1926. XIV. und 307 Seiten, 42 Tafeln, 164 Textabbildungen. (Geheftet 20.— RMk., gebunden 22,50 RMk.).

Das Buch ist ein Vertreter der sogen. „typologischen Geschichtsschreibung" in der Vorgeschichte, wie sie ebenso von den Darstellungen Sophus Müllers (1905) und Hubert Schmidts (I, 1924) verkörpert wird. Schon im Vorwort der 1. Auflage betonte Verf. diese Einstellung (S. X): das Buch „geht nicht darauf aus, jede Kultur in der ganzen Breite ihrer Erscheinung darzustellen, sondern hält sich an die keimtragenden und stammbildenden Elemente"; und in der neuen Auflage will Verf. (S. X) „gerade den Stil in den Kulturen und Typen aufzeigen; denn nach ihm sind am ehesten die großen Entwicklungslinien zu erkennen".

Die Heimat der europäischen Kultur wird vom Verf. im südwesteuropäischen Paläolithikum gesucht. „Das Zweistromland erschien als die Wiege der Menschheit und im Niltal hatten Kunst und Götterkult ihren Ursprung, solange Ägypten und Babylonien als die ältesten Kulturländer der Welt galten. Jetzt sind Babel und Memphis an Alter weit überholt durch Laussel und Altamira, und erstaunlich ist es, wieviel von den landläufigen Eigentümlichkeiten des Mittelmeeres sich im Paläolithikum des Westens schon vorgebildet findet" (S. 273). Die Verfolgung typologischer Erscheinungen führt zu der Feststellung des Vordringens westeuropäischer Einflüsse in den Ländern des Mittelmeeres gegen Osten und ihrer Mischung mit den daselbst bodenständigen Elementen vom Neolithikum an. Durch Abzweigung vom spätpaläolithischen Kreise Westeuropas entsteht der nordische neolithische Kreis, und bei der Bildung der mitteldeutschen Schnurkeramik ist die altsteinzeitliche Bevölkerung Thüringens mindestens teilweise mit beteiligt. Die Ausstrahlung der neolithischen Bevölkerung Mitteleuropas und des Ostseekreises in südlicher und südöstlicher Richtung veranschaulicht die Ausbreitung der Indogermanen. Überall in den Ländern der mittleren und unteren Donau, in Südeuropa und Vorderasien finden sie andere Völker bereits vor; die Typologie der stilistischen Erscheinungen gibt stets das geschichtliche Ergebnis der stattfindenden Mischung zu erkennen. Denn die ein-

zelnen Völker sind in ganz bestimmter Weise für diesen Wettstreit gerüstet. „Es gibt kein Volk, das von Hause aus so am rein technischen Ornament hängt, aller Verwendung von Pflanzen-, Tier- und Menschenformen abhold ist, wie das germanische“ (S. 266).

Dadurch, daß Verf. gemäß seiner Ankündigung im Vorwort zumeist nur einzelne Motive und Erscheinungen in Raum und Zeit verfolgt, ist das Bild der verschiedenen Kulturkreise und ihrer Wandlungen nur selten geschlossen. Lediglich bei der Behandlung des kretisch-mykenischen Kreises und des geometrischen Stiles in Griechenland treten dem Leser Völker mit ihren Schicksalen entgegen, ist der Kampf des Einheimischen, gegen das Fremde, Hinzugekommene, lebenswarm geschildert, vielseitiger betrachtet.

Wirtschaftliche Kultur, gesellschaftliche Verhältnisse und geistige Entwickelung finden, der Anlage und Einstellung des Buches entsprechend, keine Berücksichtigung. Damit also wird der Inhalt der Schrift ihrem Titel nicht gerecht, welcher „eine Vorgeschichte unseres Erdteiles“ zu geben verspricht. E. Wahle.

Springer, M., 1926, Volk, Stand, Rasse. 118 S. Dresden. Verl. d. Gesellsch. zur Pflege mittelständischer Kultur.

Eine im ganzen wohlgelungene Darstellung der Grundlagen der Rassenhygiene, die sich besonders an den Mittelstand wendet. Das Büchlein enthält auch neuere, weniger bekannte, z. T. noch unveröffentlichte Ergebnisse. Es ist lebendig und anregend geschrieben und verdient weite Verbreitung. Scheidt.

Walter, M., 1926, Familien- und Heimatbüchlein. 4. Aufl. J. Boltze, Karlsruhe. Mk. 1.—.

Vordrucke für familienkundliche und heimatkundliche Eintragungen, die von den Schulkindern unter Leitung des Lehrers besorgt werden sollen. Der hübsche Gedanke ist zweckmäßig ausgeführt worden. Das Büchlein kann sicher viel Gutes stiften. Scheidt.

Zur Besprechung eingegangene Druckschriften:

The Eugenics Review, 1926, Bd. 18, Nr. 2. London, Macmillan.

Kossinna, G., 1926, Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Bd. 1, 128 S. Berlin-Lichterfelde, Germanen-Verlag.

Schuchhardt, C., 1926, Alteuropa, (2) 42 Tafeln, 164 Textabb., 307 S. Geb. Mk. 22.50. Berlin, Walter de Gruyter u. Co.

Ruedolf, R., 1926, Der Fluch unserer Geschlechtsmoral. 143 S. Rudolstadt.

Mitteilungen der Männer vom Morgenstern, 1926, Jahrg. 7, Nr. 1. Bremerhaven.

Springer, M. u. Müller, K. V., Volk — Stand — Rasse. 119 S. Dresden, Ges. z. Pflege mittelständ. Kultur.

Unsere Heimat, Blg. 3. Kösliner Ztg., 1926, Nr. 18—22.

Heimatleiw un Muddersprak, Wblg. 3. Greifswalder Ztg. 1926, Jahrgang 5, Nr. 41—49.

Bergheimat, Blg. 3. Berchtesgadner Anzeiger, 1926, Jahrg. 6, Nr. 10—14.

Kultur u. Leben, 1926, Jahrg. 3, Nr. 10 bis 11, Schorndorf, Karl Hofer.

Niedersachsenbuch, 1927, 120 S. Mk. 3.50. Hamburg, Richard Hermes.

Lebensborn, Ein Jahrweiser f. innere Erneuerung. 1927, 159 S. Mk. 1.—. Dresden, Limpert Verlag.

Gley, W., 1926, Die Besiedelung der Mittelmark von der slawischen Einwanderung bis 1624. 168 S. Stuttgart, Engelhorns Nfl.

Tögel, H., 1926. Germanenglaube. S. 258. Mk. 8.40. Leipzig, Klinkhardt.

Deutsches Wandern (Kalender), 1927, 64 Bl., Mk. 2.—. Dresden, Limpert.

Guckkästlein, 1927, 32 S. Mk. —.10. Dresden, Limpert.

Freudenborn, 1927, 64 S. Mk. —.25. Dresden, Limpert.

Becker, P. H., 1926, Rheinische Erde. 60 S. Schwäb. Hall, Schwend.

The Journal of Heredity, Bd. 17, H. 8 u. 9. Washington. The American Genetic Association.

Der Schimmelreiter, 1926, Jahrg. 5, Nr. 6. Hamburg, Richard Hermes.

Philipp, H., 1926, Tacitus Germania. 159 S. Leipzig, Brockhaus.

Glöckler, St., 1926, Deutschenbüchlein. 72 S. Mk. 1.20. Karlsruhe, Boltze.

Klett, A., 1926, Über Anlagen und Leistungen. 54 S. Leipzig, Hammer-Verlag.

Benkard, E., 1927, Das ewige Antlitz. Berlin, Frankfurter Verlagsanstalt. Mk. 12.—.

Walter, M., 1926, Kleiner Führer für Heimatforscher. 2. verb. Auflage. 112 S. Karlsruhe, Boltze. Mk. 1.—.

Volk im Wort

Beilage zu „Volk und Rasse"

Schriftleitung:

Börries, Freiherr von Münchhausen, Windischleuba bei Altenburg, Thüringen.

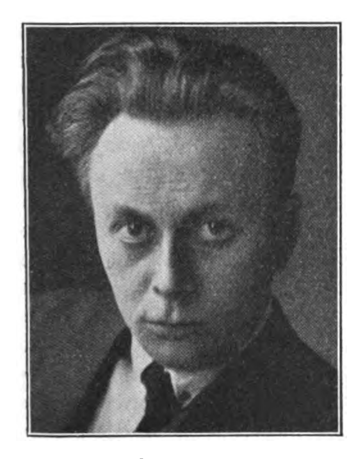
Nr. 2 Mai 1927

Ich habe damit angefangen, mich als Norweger zu fühlen, habe mich dann zum Skandinaven entwickelt und bin jetzt beim Allgemein-Germanischen gelandet.

Henrik Ibsen (an Brandes).

Ein Besuch bei Gustav Frenssen

Von Hanns Arens, Bremen



Hanns Arens

Wenn der Sommer ins Land fährt, wenn alles wieder lebt und singt da draußen in der Unendlichkeit der Natur, dann muß ich in mein altes Schleswigholsteiner Land fahren! Ja, ich muß es; denn da lebe ich ganz und tief, eng mit Menschen und Land verbunden. Der Staub der Heimat hängt an meinen Füßen und mahnt an die Jugend im Land unserer Väter. Unwiderstehlich sind wir alle mit dem Mutterboden verbunden, hinein bis ins hohe Alter! Nie wird man seine Heimat verleugnen können; immer zieht ein leises, oft ein gewaltiges Sehnen uns dorthin, wo Ursprung und Wesen tief verwurzelt liegen! Und das ist schön und wird immer so bleiben.

Es ist ein altes Geschlecht, die Dithmarscher. Sage und Geschichte wissen viel zu erzählen von Kämpfen und Schlachten, von Sitte und Art. Ein freies und starkes Geschlecht sind die Dithmarscher; frei durch sich selbst! Knorrig und hart, eigenwillig und „dickköpfig", aber gut und gütig im Grunde ihres schweren Wesens. Recht geht vor Macht. Reich und fruchtbar ist das Land, heiliges Land, schwer errungen in Tagen härtester Not. Ein stolzes und tüchtiges Volk.

Mächtig und schicksalhaft hängt über Mensch und Landschaft der dunkle norddeutsche Himmel. Weit ist das Land, reich an Mythen und Geschichten. Eine schwere, drückende Landschaft, voll des Unaussprechlichen und Geheimnisvollen. Das ist das Land Gustav Frenssens. Zu ihm fahre ich Jahr über Jahr, sobald die Sonne Menschen und Land in goldene Fluten taucht. Von ihm, dem diese Zeilen gewidmet sind, von dem Menschen und Dichter Frenssen will ich erzählen.

Dichter, sage ich? Ja, man wird ihn allgemein so nennen! Leute, die Romane schreiben, das heißt gute, tiefe, gehaltvolle Romane, werden sofort von der Literatur mit dem Wort „Dichter“ beehrt. So wahr und richtig dies wohl ist, so ganz anders aber ist Frenssen zu nehmen. Er sagte einmal selbst: „Ich war nie Dichter — ich war immer der mitleidende Mensch, der auf das Menschliche ausging.“ — Dies ist ein feines und wahres Wort des Menschenfreundes Frenssen, weil es so trefflich sein Wesen umreißt. Als ich einmal wieder bei ihm war, und wir über alles plauderten, da mußte ich unwillkürlich an „Die drei Getreuen“ denken. „Wenn einer es kann, und er hat von Gott die Gabe, so muß er dem Volk erzählen von dem starken, frischen Wind, der nah ist, dessen Sausen wir schon hören, von Gottes großer, stiller Arbeit, die ringsum anhebt. Er muß seine Seele mit Glauben füllen und seine Feder in Hoffnung tauchen und muß ihnen von der neuen Liebe Gottes erzählen, die durchs Land geht. Er muß aus dem Volk fürs Volk reden, von ihrer Not und Last, von ihrem Streben und Irren, ihrem Mut und ihrem Weinen. Davon muß er erzählen, und seine Augen müssen glänzen von Liebe und Freude. Wie aufgerichtete Feuerzeichen muß dastehen, was er schreibt, daß die Leute es weit sehen und sich vielleicht danach richten und eher den Weg finden, der hineinführt in eine neue Zeit.“

Sicherer wird niemand Frenssens Arbeit zeichnen, wie er selbst in diesem feinen Wort. Frenssen ist ganz der Sohn seiner Erde. Da nur fühlt er sich sicher und geborgen, nur da kann seine Seele sich erheben zu fernen Weiten, um grübelnd und träumend dem Geschick der Menschen nachzusinnen. In „Hilligenlei“ sagt er: „Ich sehe wohl auch gern allerlei Kunst, aber viel mehr bedeutet mir Menschenschicksal.“ Und in seinen „Grübeleien“ heißt es: „Wer weiß mehr von Menschenleben und Menschenseele als ich.“ So meine ich, müssen wir den Menschen und Dichter Frenssen sehen. Am deutlichsten zeigt es sein Werk selbst, das wuchtig und breit, stolz und voll in sich selbst ruht und von keiner Literaturmode angekränkelt ist. Frei wächst das Werk empor, genährt aus der unendlichen Liebe zu seiner Heimat, die der Urquell seiner gesamten Arbeit ist. Bezeichnend ist ein Wort Frenssens: „Ich habe eine schreckliche Liebe zu diesen starken, ruhigen Menschen.“ Kann das Wesen eines Menschen klarer und eindrucksvoller aufgedeckt werden? In diesem einen Wort schon sehen wir den ganzen Frenssen vor uns, und man begreift, warum der Dichter gerade hier seine Vollnatur zur Auswirkung bringen konnte; hier und nirgendwo anders! Charakteristisch in derselben Linie ist ein anderes Wort in Verbindung mit Hebbel: „Solche Kirchspielschreibereien sind die interessantesten Orte im ganzen Lande, sowohl, um das Leben kennen zu lernen, wie auch, vom Leben zu träumen. Man kann da so hoch fliegen, als einem Flügel gegeben sind.“ (Hebbel arbeitete bekanntlich in seiner Heimat [Wesselburen] längere Zeit in einer Kirchspielschreiberei.) Immer bleibt Frenssen im Reich seiner Heimat; immer und überall verspüren wir die engste Verbindung mit seiner Herkunft. O, daß viele Menschen sich hinfänden zu seinen Werken; sie sind weit mehr als zu Papier gebrachte „Geschichten“, es ist wahrhaftes, ernstes und großes Leben, schön und stolz in seiner Echtheit und starken Lebensbejahung. Noch ein Wort aus den „Grübeleien“ möge hier folgen: „Am liebsten von allem spüre ich dem Leben nach. So wie die Pastoren in der Bibel suchen, und die Bauern in ihre Felder und ihr Vieh gehn, und die Frauen in ihrem Hausrat kramen, so suche ich in Seelen und Leben.“

Barlt, ein kleines Dorf im Dithmarschen ist der Geburtsort und der Wohnsitz des Dichters. Als Sohn eines Tischlers wurde er am 19. Oktober 1863 geboren.

Lange blieb er in der alten Heimat, dann studierte er Theologie, bis er 1890 in seiner Heimat das Amt eines Pastors antrat. Von seiner Pfarrerzeit kündet ein Buch „Predigten". Man lese sie, falls das Lebenswerk nicht schon alles klar erkennen läßt in seiner seltenen Einfachheit, darum aber auch so packend und gewaltig, um zu wissen, welch ein tiefbohrender „Seelsorger" Frenssen seiner Gemeinde war. In seinen „Grübeleien" schreibt er über die Predigt: „Das Predigtmachen, noch vor drei Jahren nichts als ein künstliches, mühsames, klügelndes Gedankenreihen, ist jetzt eine schöne, feurige Arbeit geworden. Ich brenne dabei wie ein eilig Laufender und rede dabei auf ganz gewisse Menschen ein, die von besonders bedenklichem oder schwerem oder nüchternem Geist sind. Vor allem habe ich das Gefühl, mit diesen Predigten im Leben zu stehen, und allen etwas Starkes und Erhebendes zu bieten." Aber der freie Mensch in ihm war stärker als alle Kirchlichkeit. So geriet er denn bald in einen inneren Widerstreit mit seinem Beruf, der die Möglichkeiten und Leidenschaften zu hart und eng abgrenzte, zumal seine feurige, bunte und drängende Natur gewaltig sich zu regen begann. Die Welt war zu groß und weit für Frenssen; die Not, das Leid, die Freude und die Arbeit seines Volkes zu voll und weit ausgreifend, als daß er ruhig und untätig hätte dreinschauen können. Wer den religiösen Denker Frenssen näher kennt, wird bald spüren, warum er mit der Kirche in den brennenden, inneren Konflikt geraten mußte. Als Illustration möge hier ein Wort von ihm selber folgen:

„Das Herz ist viel zu hitzig und die Welt dagegen zu kalt. Nur selten einmal schlägt einem eine Welle der Liebe entgegen, so wie ich sie selber von mir auswerfe, immerzu, in meinen ruhlosen Gedanken und Wünschen, so als müßte ich jeden Tag Gott helfen bei den glühenden Werken seiner Schöpfung." Als Frenssen dann seine Abhandlung über den Heiland veröffentlichen wollte, kommen ihm dunkle, drückende Gedanken. Er schreibt in seinen „Grübeleien" darüber: „Wenn ich diese Broschüre über den Heiland veröffentliche, bin ich von den Kanzeln im Land verbannt. Das ist ein trauriger Gedanke, denn niemand gehört mehr dahin, als ich." Sein Innerstes verlangte Rechenschaft und Klarheit. Und so legte er denn seinen Beruf ab und widmete sich einer anderen Aufgabe, wo tausendfach die Not ihn anschaute. Erst hier konnte er schaffen und wirken, helfen und geben, soweit es in seiner Hand lag. So wurde er der „Dichter", der Bildner großen, schönen Menschentums. Es wuchsen und reiften mit der Zeit Werk an Werk, angefangen, noch zaghaft und seiner Art etwas scheu gegenüberstehend, mit der „Sandgräfin" bis hin zu seinem jüngsten Werk. Breitlagernd und stark im inneren Bau bewegt sich sein gesamtes Werk. Voll von Bildern und Farben, plastisch in seiner Sprache. Darum auch die ungewöhnliche Wirkung, die seine Bücher auf Hunderttausende ausübt. Sein Werk ist identisch mit seiner tieftönenden schleswig-holsteinischen Landschaft, aus derem Boden immer neue Kräfte aufströmen. Einem schönen, wuchtigen Baume gleich, der sich naturhaft-wild aus der Erde herausentwickelt, von der Wurzel bis zur rauschenden Krone herrlich schön in seiner urwüchsigen Kraft, weit ab von allen Krankheitserscheinungen; frei, teils breit und behäbig, aber immer ungebunden und mächtig sich dehnend.

Oft und gern war ich bei dem Menschen und Freund, der ein so großes Verstehen allen Kreaturen gegenüber im Herzen trägt. Was soll ich erzählen von ihm, den ich lieb gewonnen habe in seiner Menschlichkeit? Schön ist's, bei ihm zu sein, schön auch in seinem Heim, früher die Werkstatt seines Vaters. Bunt und vielgestaltig, klug und von einer unendlichen Güte ist dieser Mensch in seiner

inneren Schau; immer der Menschenfreund und -helfer, dem Gott ein mitfühlendes-mitleidendes Herz gab. Von der großen Welt da draußen und ihrem Gewühl, von Menschen und Natur erzählen wir uns. Und in des Dichters Augen leuchtets hell und klug. Von Amerika erzählt er mir und viele andere Dinge mehr. Wir gehen in dem Garten spazieren, und der Dichter plaudert auch wohl hier und da von seinen Plänen, von Literatur wird nicht gesprochen, nur hin und wieder tauschen wir Ansichten und Meinungen aus. Und wieder empfinde ich dasselbe Moment, das so stark aus seinen Werken hervorleuchtet. Immer ist er der Helfer und Förderer, frei von Neid und Abgunst. So geht der Sommertag dahin, reich an Einfällen und Erinnerungen, und wer jung ist, wie ich, dem läuft wohl mal das Herz über von diesem reichen, tiefen Leben, das man in seiner Ganzheit schauen durfte.

Spähne

von Albert Mähl



Albert Mähl

Ein beglückender Irrtum ist manchmal wertvoller als eine Wahrheit, die zu nichts führt.

Der ärmste Arme ist der reiche Armselige.

Saul zog aus, eine Eselin zu suchen und fand ein Königreich. Die meisten ziehen aus, ein Königreich zu suchen, um es aufzugeben, nachdem sie die erste beste Eselin gefunden haben.

Alle Zugvögel nach Thule erreichen wund und flügelmatt ihr Ziel. Aber sie erreichen es und hören die Krähen nicht, die an den Toren der ewigen Heimat vorbeischwirren.

Nur die Grillen, die man nicht fängt, singen.

Jeder Adam erhält seine Eva, niemals aber das Paradies.

Ideale sind verschieden; der eine bereist die Welt, der andre begnügt sich damit, Ansichtskarten zu sammeln.

So herrlich auch die Jugend dem Menschen blüht und Blutesfang, das Echo aller Stimmen des Frühlings, ihn aus Dumpfheit hebt, so muß er dennoch vergeblich wünschen, alle Lust sei ewig, wenn nicht die Seele, wenn nicht zutiefst der Glaube an das Göttliche und Wunderbare der Welt die mächtigste Regung seines Herzens ist.

Wohl dem, der begraben kann, — seine Mißverständnisse zuerst!

Wer im Alter noch fähig ist Dummheiten zu machen, kann sich damit trösten, daß er noch zu den Jungen gehört.

Ist auch das Leben eine Komödie, so ist ein Hanswurst doch noch lange kein tragischer Held.

Die Gesellschaftsmoral, nicht aufzufallen, beobachtet man peinlicher, als man Gelegenheit nimmt, öffentlich ein Beispiel von Mannhaftigkeit zu geben. Man pflegt sich häufiger mit seinem Geschäft selbständig zu machen, als mit seinem Charakter.

Erst dann, wenn die Tragik sich selbst überschlägt, einen Purzelbaum macht, erst dann lacht der wahre Humor! Aus dem Meere der Trübsal reicht das Leid dir als rettende Freundin den Schleier, wie einst Leukothea dem Odysseus half.

Es gibt Freunde, die einem so nahe und doch so kühl sind wie der eigne Schatten.

Es gibt nur eine Bildung: die künstlerische, und die Wissenschaft von der künstlerischen Bildung ist die höchste Wissenschaft.

Der Wert eines Charakters resultiert aus der Summe seiner Überwindungen.

Es ist das Geheimnis unvergänglicher Jugend, nie das Kinderland, das Traumland aus den Augen zu verlieren.

Mag jeder auch noch so sehr einer Klasse sich zugehörig fühlen: in erster Linie gehört er einer Gattung an, einem bestimmten Stamme seines Volkstums! Der internationale Künstler oder Gelehrte verdankt seinen Weltruf wesentlich der angestammten Nationalität.

Vor Menschen glänzen heißt vor Gott sich schämen.

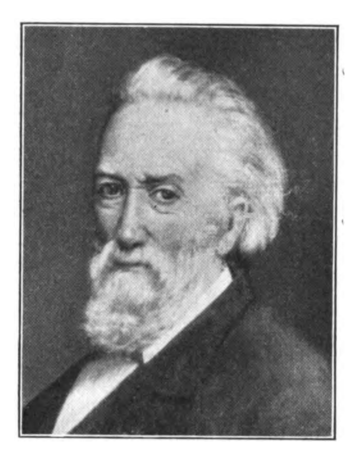
Verschäume dich nicht uferlos,
Und wirf dein Herz nicht in den Wind!
Du wirst nicht in der Sehnsucht groß,
Was du im Wahn schaust, macht dich blind!
Verbilde, was dich treibt und drängt,
Zu eigenweltlichem Bestand!
Bevor das Feuer dich versengt
Beschwör es mit der Meisterhand!

Albert Mähl



Die Tragik des Schimmelreiters

Von Eilhard Erich Pauls



Theodor Storm (1817—88)

Die Kenntnis von den körperlichen Merkmalen einer Rasse sind freilich die Grundlage für jede Rassenforschung, aber darüber hinaus gilt es, die seelischen Eigenschaften zu erforschen, die einer Rasse eigentümlich sind. Ihre reinste Darstellung nun findet die Seele des Menschen in seinem Kunstwerk, und der Künstler wieder ist der Mensch, der aus seiner Gottesgnadenschaft heraus tiefer in die Abgründe der menschlichen Seele taucht und klarer das Edelgestein wie die Schlacke aus den Schächten zutage fördert, als es uns gewöhnlichen, an den Alltag gebundenen Menschenkindern möglich ist. Darum ist dort, wo unsere eigene Kraft nicht ausreicht, der Künstler der Meister und Gestalter auch unseres Wissens von diesen letzten Dingen. Eine solche Erfahrung berechtigt den Versuch, in Theodor Storms „Schimmelreiter“ den nordischen Menschen zu erkennen.

Denn um einen nordischen Menschen handelt es sich offensichtlich bei Hauke Haien. „Dort steht er“, sagte der Pastor, auf Hauke weisend, „die lange Friesengestalt mit den klugen grauen Augen neben der hageren Nase und den zwei Schädelwölbungen darüber!“ Eine Eigenschaft stellt Theodor Storm in den Mittelpunkt der Seele seines Helden; die erste Anschauung von ihr, den stimmenden Akkord seiner Tragödie, gibt er schon in den ersten Worten seiner Erzählung. Die beginnt fast so, wie die Islandsagas mit langen Geschlechtertafeln beginnen, womit sie geschichtliche Glaubwürdigkeit erwecken. Durchaus kühl und nüchtern, durchaus und rein sachlich wird die erste Erscheinung des Schimmelreiters berichtet, ohne daß auch nur mit einem Worte der Versuch gemacht würde, romantische Schauder zu erzeugen. Die Rahmenerzählung überhaupt ist nur um dieser Glaubwürdigkeit und Sachlichkeit willen da. Der erzählende Schulmeister, selber ein Rationalist, tadelt entschieden den Aberglauben, den das Volk um die Geschichte des Schimmelreiters gehängt hat. Seine Erzählung soll als eine durchaus wirkliche gegeben werden. Wenn dennoch das Unheimliche sich durchsetzt, tut es das scheinbar gegen den Willen vom Erzähler, gegen den Willen auch des Lesers, tut es das also mit einer bezaubernden Gewalt, die das Unheimliche, obwohl es vom Verstande geleugnet wird, zu einer Wirklichkeit macht. Dieselbe Geltung, die das Unirdische und Überirdische nunmehr in Erzähler und Leser einnimmt, hat es auch in der Seele des Helden, die doch allein auf das Irdische eingestellt ist. Die Sachlichkeit, mit der erzählt wird, ist der grundgebende Charakterzug des Helden, eine Sachlichkeit, die konzentriert, gesammelt und verdichtet und auf ein Ziel gerichtet, Energie geworden ist. Das ist schon in dem Knaben Hauke eine harte, beinah freudlose Energie geworden, und die Spielkameraden der Schule wissen nichts mit ihm anzufangen. Schon der Knabe ist ein einsamer geworden. Damit ist die Erzählung, obwohl sie erst an ihrem An-

fang steht, bereits bestimmt, tragisch zu enden. Aber nicht bloß Hauke Haien, sondern mit ihm der nordische Mensch, den er in Zielsachlichkeit und Einsamkeit darstellt, ist bestimmt, ein tragischer Mensch zu werden. Die Hartnäckigkeit im Verfolg seines Zieles, die Rücksichtslosigkeit seiner Kraftentfaltung macht den Menschen notwendig zu einem Einsamen. Das ist aber, weil der Mensch zum Menschen gehört, das Zugehörigkeitsgefühl auch des Einsamsten zur Gesellschaft ihm innewohnt, eine Schuld, nicht natürlich eine moralische, sondern eine tragische Schuld, tragisch, weil sie auf dem besten Besitz der Seele gegründet ist und den Menschen in Verwirrung und Vernichtung notwendig stürzen muß. Diese Tragik, die durch Hauke Haien geht, der Gegensatz zwischen dem Recht des Handelnden, Schaffenden, des Führers und dem Recht der Gesellschaft, der Masse, die zu führen ist, um derentwillen dem Führer Führereigenschaften gegeben sind, für die der Schöpfer seine Schöpfung geschaffen hat, diese Tragik des Schimmelreiters wird sofort — und wir stehen noch am Anfang der Erzählung — zu einer zweiten Tragik. Diese Welt der Wirklichkeit, in die der eigene Wille schon den Knaben gestellt hat, diese Welt der Tatsachen, die zu errechnen sind, diese nüchterne Welt, die ihm durch seine Zielsucht, — und die erscheint bald als Ehrgeiz — unter die Finger gegeben ist, diese sachliche, verstandesklare Welt gilt so sehr allein, daß dieses allein Geltenlassen herausfordernd wird. Schon die Worte des Knaben, mit denen er die Wellen der Nordsee anschreit: „Ihr könnt nichts Rechtes, sowie die Menschen auch nichts können!" sie sind Überhebung und Hybris. Sie sind selbst dämonisch gewordenes Herrenrecht des Einzelmenschen und haben das Dämonische der Naturgewalt, die Dämonie des Unirdischen und Überirdischen geweckt. Das Unheimliche besteht, gerade um der Sachlichkeit willen, mit der es behandelt wird, als eine wirkliche Macht. Und diese Macht hat der eine Mensch, hat Hauke Haien herausgefordert.

Aber noch befinden wir uns in der steigenden Handlung der Tragödie. Die Arbeit auf sein Ziel hin, hart, nüchtern, einsam, sie hat ihn voran gebracht. Nun ersteigt ihm aus seiner Arbeit die Liebe. Seine Rechenarbeit im Deichgrafenamt auch ermöglicht ihm die Teilnahme am Eisbosseln. Aber wenn Sieg im Spiel und Liebesglück ihm auch einen ersten Höhepunkt auf seiner Laufbahn geschenkt haben, so ist doch zugleich der Gegenspieler aufgetreten, Ole Peters, in dem das Gegenrecht seines Rechtes, in dem die zu führende Masse gegen sein einsames Führertum zusammengefaßte Gestalt geworden ist. Auch wenn Hauke Erfolg hat, bleibt das Unheimliche als Wirklichkeit an seiner Seite, und er ist wie Dürers Ritter, der trotz Tod und Teufel auf seinem Wege bleibt. Und auch das andere bleibt ihm tragischer Begleiter: „und so wuchsen in seinem jungen Herzen neben der Ehrenhaftigkeit und der Liebe auch die Ehrsucht und der Haß". Eine zweite Stufe der steigenden Handlung erklimmen wir: Die Handlung steigt in das Glück der Ehe, des großen Besitzes und des Deichgrafenamtes hinein. Aber sie steigt auch in den öffentlich gewordenen Gegensatz zwischen dem Ich und der Masse hinein. Ein häßliches Wort seines Gegners Ole Peters treibt seine Tatkraft in das Außerordentliche hinein. Ein neuer Koog soll durch einen neu profilierten Deich gewonnen werden. Das Außerordentliche aber fordert das Gewöhnliche heraus. Das weiß Elke so gut, wie der andere Außerordentliche, Schillers Wallenstein, in seinem Monologe. Neid und Geiz und die Bequemlichkeit des Menschen der Masse, der die Gewohnheit seine Amme nennt, sind beleidigt worden. Dieses Außerordentliche des schöpferischen Menschen fordert aber zugleich die unheimlichen Mächte der Naturgebundenheit und des Abgründigen heraus, die der



Schaffende in seinen Dienst der Berechnung und der Verständigkeit zwingt: schon spricht — und die ihm nahe Elke ist es, die lächelnd daran erinnert — die Sage von dem Lebigen, das in jeden neuen Deich hineingeworfen und mit verdämmt werden muß. Und zum Dritten zwingt ihn die neue Arbeit, der neue Schritt zur vollen Gestaltung und Entfaltung seiner Persönlichkeit, in stärkere Einsamkeit hinein. Nicht einmal mehr mit Elke zu sprechen, läßt ihm die Arbeit Zeit. Wie sehr aber der Einsame das treue Festhalten am Nächsten und das treue Festhalten des ihm Nächsten braucht, um nicht ganz in Trostlosigkeit und Verlassenheit zu versinken, das weiß nur, wer einsam ist. Und wir weisen auf nicht nur die Tragik des Schimmelreiters, sondern die des nordischen Menschen. Es ist ihm bei aller Sachlichkeit und letzten Endes um dieser Sachlichkeit willen nicht vergönnt, einen einfachen, einlinigen Weg zu wandern. Die Straße hinauf, führt zugleich hinab. Das Unirdische greift darum fester nach dem jungen Deichgrafen, weil er sicher in seiner Irdischkeit steht. Das Gerippe auf der Hallig, das die Knechte narrt, der Pferdehändler, dessen Hand fast wie eine Klaue aussah, und der Pferdekauf, der ihn zum Schimmelreiter macht, zieht den nüchtern irdischen Helden in das Unirdische und Überirdische hinein. Näher noch rückt der Abgrund. Die kranke Elke sieht das Grauen aus dem Wasser steigen, das ihr Mann bezwingen will. Die Not ihrer Krankheit aber jagt den Hauke in ein Gebet hinein, das für die Menschen, die Andern, die Masse, einer Gottesleugnung gleichkommt. Zu der unterirdischen Macht, die beleidigt ist, tritt die überirdische, die der irdisch gehaltene Mann herausfordert. Es ist Bewußtsein seiner Manneskraft gewesen, die ihn das seltsame Pferd besteigen und meistern ließ, aber der Schimmelreiter ist Wotan, ist, seit die Welt auch der friesischen Küste christlich geworden ist, der Teufel. Der so sehr auf dem Irdischen Feststehende ist selbst zum Unheimlichen geworden. Aber es gelingt, den Hund zu retten, der vergraben werden soll, es gelingt, den Hauke-Haien-Koog zu schließen, es gelingt, den Höhepunkt seiner Laufbahn zu erreichen. Aber sein Stolz ist fast ein Hochmut geworden. Der Höhepunkt der Handlung ist zugleich der Umschwung, nur daß wir im Epos Zeit haben, wo das Drama drängt. Zeit haben fast für ein Familienidyll, aber das Kind, das Kind ist schwachsinnig. Warum? Das Grauen packt nach dem Herzen des Mannes. Die achtzig-, neunzigjährige Trine Jans, der Hund Perle und die Möwe Klaus sind des Kindes Spielkameraden — Naturnähe und Schwachsinn. Aber dieser Fall seiner Lebenslinie ist tiefer und in den Anfang der steigenden Linie hinein verankert, dadurch zum Schicksal geworden, zu einem Schicksal, das dem Menschen nicht von einer Macht außer ihm und über ihm gesetzt ist, sondern das aus dem stammt, was als sicherster Grund seines Ich, als letzte Wahrheit seines Lebens in seiner Seele wohnt, das darum aber von Anfang an bestimmt und bis zum Ende unvermeidbar ist. Die kleine Wienke sitzt auf dem Fell des Angorakaters, den einst der Knabe Hauke getötet hat, als die alte Trin Jans den Schwachsinn des Kindes entdeckt. „Du strafst ihn, Gott der Herr! Ja, ja, du strafst ihn!“ murmelt die Alte. Denn damals, im Knabenalter, fing der Weg schon an, der ihn in eine Schuld verstrickte, die er noch selbst nicht kannte. Und nun befällt das Kind jenes gleiche Grauen vor dem Wasser, das die kranke Elke gepackt hat. Dennoch lebt die Familie in einem glücklichen Idyll. Das ist fast, als gönnten die feindlichen Mächte, die doch im Abgrunde lauern, ihrem Opfer noch eine Atempause, ehe sie sich zu seiner Vernichtung aufmachen. Und ist nicht für den Einsamen, der in die Menschengesellschaft hinein wirken will, dieses gegönnte Glück im engsten Kreise, an das er sich gerade um seiner Einsamkeit willen

schier ängstlich klammert, eine neue Gefahr, ein neuer Verderb? Nur noch ferner der Masse wird er sich in seinem stillen Winkel halten, nur eine Herausforderung der Masse, die ihm fremder, und der er fremder wird, ist dieses Glück des Einsamen. Darum eröffnet der Wortführer der anderen, Ole Peters, im Kruge neue Feindseligkeit gegen den Deichgrafen. Um einen Schaden im Deiche handelt es sich. Und ein einzigesmal läßt sich Hauke Haien zu halber Arbeit, zu einer Nachlässigkeit im Amte verführen. Diese einzige Energielosigkeit des Energischen glaubt der Dichter nötig zu haben, um nachher den Bruch im alten Deiche zu erklären. Eine versteckte Krankheit, eine körperliche Schwäche soll diesen einzigen Mangel an Energie herbeigeführt haben. Aber dieser Mangel, mit dem der Deichgraf ein einziges Mal sich selber schuldig wird, zerstört die Tragik des Schimmelreiters. Nun ist eine Schuld, eine Schwäche für seinen Untergang verantwortlich zu machen. Tragisch aber ist der Untergang des Starken durch seine Stärke. Und diese körperliche Schwäche ist ein Zufall, dem die Schicksalsnotwendigkeit fehlt. Das Tragische wird hier in das Gewöhnliche abgetragen. Nein, diese eine, wirklich!, brüchige Stelle der gewaltigen Dichtung wollen wir vergessen und dürfen wir vergessen, weil alles noch übrige Geschehen auch ohne diesen Zufall notwendig erfolgt. Dieses Übrige wird nunmehr rasch ohne jeden romantischen Apparat, ohne Stimmungsmache, dennoch in aller gewohnten Sachlichkeit des Erzählertones Grausen erweckend, eingeleitet. Ein schwerer Abschied von Weib und Kind, dann zertritt der Schimmel, dieses Teufelstier in der Meinung des Volkes, die Möwe Claus, das arme Glück des schwachsinnigen Kindes. Der Deich bricht, und die einstürzende See verschüttet dem Schimmelreiter vor seinen Augen Weib und Kind, die zu ihm und seiner einsamen Not hinausgefahren waren. Sie mußten ja bei ihm sein, weil er so einsam war. Nun machten sie ihn noch einsamer, nun hat er die letzte Verbindung mit allem, was von der Welt der Anderen stammt, verloren. Nicht nur die verachtete Masse, seine enge Einsamkeit selber hat sich gegen den Einsamen gewendet. Darum treibt er sein Pferd den Seinen nach in die Wellen. Sein gewolltes Ende jedoch: „Herr Gott, nimm mich!" — Das ist in dem Kampfe dessen, der die übermenschlichen Naturgewalten unter seine Menschengewalt zwingen wollte, die Anerkennung des Unheimlichen außer und über ihm, denn etwas Lebiges muß hinein in den Deichbau. Das kleine Hündlein hat er vor diesem Schicksal retten können, nun müssen er und die Seinen durch ihn diesem Unheimlichen geopfert werden. Und sein gewollter Tod: „verschon' die Anderen!" — das ist in dem Kampfe, den der einsame Führer gegen die zu führende Masse gekämpft hat, die Anerkennung der Anderen, der unpersönlichen Masse; das ist das Opfer des Einzelnen, des Helden für die Gesamtheit. Aber der Hauke-Haien-Deich steht und wird stehen für alle Zeiten. Der Schöpfer ist zugrunde gegangen, aber sein Werk ist geblieben. Das ist der versöhnende Ausklang, mit dem die Tragödie den erschütterten Hörer entläßt. Die Schöpfung ist mehr als der Schöpfer. Um seines Werkes willen wirkte der Held. Auch im Untergang ist er der Sieger und bleibt in seinem Wesentlichen ewig.

Eine zweifache Linie führt durch das Leben des Schimmelreiters, aber da diese Linie gegründet ist auf Eigenschaften, die der nordischen Rasse typisch zu eigen sind, so ist es das Leben des nordischen Rassenmenschen, das hier erzählt worden ist. Sachlichkeit ist sein Grund, rücksichtslose Kraft, das ist einseitige Sachlichkeit, der Weg, der zum Ziele führt. Aber Einsamkeit des Einen und Gegnerschaft der Andern sind die beiden Leidensstationen auf diesem Wege. Sach-



lichkeit ist auch der Ausgangspunkt der gedoppelten Linie. Aber da die Kraftentfaltung sich für die Anderen und zu ihrem Besten richtet gegen die Naturgewalt, die sie beide trägt, den Führer und die Geführten trägt, so ist auch die Feindschaft dieser Naturgewalten, die außer dem Menschen stehen und über ihm in sachlicher Wirklichkeit bestehen, Leidensstation auf seinem Wege.

Nun messe man und prüfe an dem beigefügten Bilde des Dichters Theodor Storm, ob er aus dem Eigenen heraus die Seele des nordischen Menschen kannte und künden konnte, ob er selber ein nordischer Mensch gewesen ist.

Eine Anmerkung zu Storms „Schimmelreiter"

Wenn wir sagen, daß ein Kunstwerk ein Lebendiges sei wie Tier und Pflanze und Kristall, so meinen wir damit im Gegensatz zu etwas Totem (einem Stuhl, einer Maschine, einem Zeitungsaufsatze) dies:

Im Toten liegt bestenfalls das, was sein Verfertiger hineingelegt hat, nichts mehr und nichts anderes. Eine Drehbank ist eine Drehbank, und gibt und lehrt nichts darüber hinaus. Ein Jammerverschen des Herrn Kannitverstahn enthält das, was er hineintat, und wenn er die ganze Kantische Weltweisheit hineinpackte, es enthält selbst dann noch wenig genug für ein Kunstwerk, nämlich eben das Einpackfel.

Dagegen ist alles Gewachsene („Organische") aus Gottes Hand, die Werke der Natur nichts anders als die echten Kunstwerke. Sie sind nie völlig erforschbar und nie völlig deutbar, immer neu und voller Wunder, für jeden ganz anders und doch für alle ganz gleich herrlich. Über einen Bienenkorb, über die Ilias, über das Werden des Kindes im Mutterleib, über den Hamlet können Geschlechter von Menschen staunen und immer neues herausfinden. Und wenn man von Bielschowski und dann von Chamberlain und dann von Gundolf über Goethe liest, so sind das drei Goethes. Und wenn ich bei Türck, bei S. Freud, bei Spengler, bei Einstein über ihn lese, so habe ich sieben Goethes. Aber siebenzig mal sieben werden in jedem Jahrhundert entdeckt werden, jeder ganz neu, jeder ganz wahr, ganz herrlich.

Oft sind die unscheinbarsten Dinge im Kunstwerk von tiefstem Bedeutungsgehalte. Man muß da einmal Freuds Psychopathologie des Alltages gelesen haben und dann ein halb Dutzend Romane von Unkünstlern und ebenso viele von Künstlern daraufhin ansehen. Ganz gewiß haben weder Keller noch Meyer noch Storm etwas von dem Bedeutungsinhalte der unbewußten und der gleichgültigen Bewegung gewußt. Und doch „stimmt" das Wesen von Freuds Lehre (die ja leider in ihrem Verfolge im Rabulistischen erstickt ist) überall in diesen Meisterschöpfungen.

So wenig in all dem Zeug der dichtenden Nobodys, irgendwie irgendetwas stimmt, das sie nicht vorher mühsam und bedächtig abgestimmt haben.

Ein ganz kleines Beispiel fand ich im „Schimmelreiter": Die junge Elke sitzt auf der einen Seite des Tisches und strickt sich weiße Strümpfe mit einem wunderlichen Muster von langbeinigen Vögeln darauf, ihre Hände liegen dabei fast im Schoße. Ihr gegenüber sitzt der Knecht Hauke. Der Dritte am Tisch ist ihr alter Vater, er drückt auf die Unterhaltung, und es sind nur gelegentliche Blicke der jungen Leute möglich. Da tut es einen Schnarcher, und der Alte schläft ein. „Man konnte wohl ein wenig plaudern, Hauke wußte nur nicht, was." Nun folgt der Satz:

„Als sie aber das Strickzeug in die Höhe zog, und die Vögel sich nun in der ganzen Länge zeigten, flüsterte er über den Tisch herüber: „Wo hast du das gelernt, Elke?"

Was liegt in dieser einen Bewegung alles! Was zeigt, wie enthüllt, wie deutet an diese Bewegung! Wie hilft sie dem schüchternen Jungen da drüben auf der anderen Seite des Tisches, wie gibt dem Mädchen das Heben der Handarbeit Gelegenheit, auch ihrerseits die Augen zu ihrem Gegenüber zu heben, wie lenkt die plötzlich im Lichtkegel der Kerze auftauchende Beinlänge ihres weißen Strumpfes fast gewalttätig die Gedanken!...

„Er flüsterte über den Tisch herüber: „Wo hast du das gelernt, Elke?" „Was gelernt?" frug das Mädchen zurück. „Das Vogelstricken" sagte Hauke".

Natürlich zappelt er sofort in diesem feingesponnenen Vogelgarn. Aber so verrucht-unschuldig ist das Mädchen, daß sie gar nicht zu ahnen scheint, wonach er fragt. Sollte sie etwa die Frage auf ihre unglaublich geniale Bewegung bezogen haben? Sollte sie wirklich nicht ahnen, womit sie diesen Vogel im Netz umstrickt hat, oder will sie es bloß wollüstig-grausam noch einmal von den Lippen des lieben Jungen hören? — „Das Vogelstricken sagte Hauke." —

Sicher scheint mir dies: Theodor Storm hat all das nicht geahnt, als er die Zeilen schrieb, er schuf blindlings und unbewußt sein gewachsenes Kunstwerk.

Sicher ist dies: Meine Erwägungen sind keine Hineinlegungen, die man ebenso in beliebige Zeilen von Unterhaltungsschreibern einstopfen könnte, es sind unwiderlegliche Kennzeichen gewachsener Kunst, es sind Löwenspuren, es sind Stutbrände der echten Geniezucht!

Münchhausen.

Was ich denke . . .



Juga Russell

Was ich denke, was ich sinne,
was ich lebe, sing' und forme
wehet aus dem duftendgrünen
deutschen Walde mir entgegen.

Heimatliches Wipfelrauschen,
Meeresbrausen, Ährenneigen,
deutscher Seen blaues Auge,
Berge, Heide, Einsamkeiten,

starker Ströme klares Blinken,
deutscher Städte altes Wesen,
Dome, die das Herz entzünden
und den Blick ins Helle heben

machten meine Seele glühen,
tränkten mütterlich die Sinne,
engverwachsen deutschem Boden
hör' ich meine Lieder klingen.

Alter Ahnen tiefverträumtes
Leben fühl' ich in mir wirken.
Meine Weite: Sternenhimmel —
meine Grenze: deutsche Erde!

Juga Russell

Rassische Einflüsse in sächsische Sagen

Von Friedrich Sieber[1])

Naer Oostland willen wy ryden,
Naer Oostland willen wy mêe,
Al over die groene heiden,
Frisch over die heiden,
Daer isser een betere stêe.

Das war das Wanderlied der niederfränkischen Bauerngeschlechter, die ihre Heimat verließen, Saale und Elbe, die alte Slawenlinie, überschritten, um sich auf jungem Kolonialgrund niederzulassen. Aber nicht nur die Vlamen rüsteten zur Ostfahrt: Bauerngeschlechter fast aller mutterländischen Stämme ergriffen von ihrer alten germanischen Heimat im Osten wiederum Besitz und vollbrachten so die größte Tat des deutschen Mittelalters.

Die mutterländischen Stämme (für unser Gebiet kommen vor allem Thüringer, Franken, Sachsen, Niederländer und Bayern in Betracht) brachten in ihre neue Heimat ihr geistiges Stammeserbe mit. Dazu gehörte auch die Überlieferung des alten Glaubens- und Sagengutes. Es war für die innere Besitzergreifung des Bodens von wesentlicher Bedeutung, als sich dieses Glaubens- und Sagengut in der neuen Heimat verwurzelte. Altgewohnte Überlieferungen, durch die Ostfahrt heimatlos geworden, knüpften an Bäume, Quellen, Steine, Menschen, Naturerscheinungen, Erlebnisse aller Art, in der neuen Heimat an. Das alte Glaubens- und Sagengut durchdrang mit tausend Fasern die neue Landschaft, die neuen Lebensbedingungen, die neuen Erlebnisse, und entfaltete so seinen tiefsten und geheimsten Zauber: seine bodenbindende Kraft.

Die Verhältnisse im Neuland lagen nicht so, daß sich der geistige Besitz eines Stammes in seiner Eigengesetzlichkeit hätte entfalten und weiterentwickeln können. Das Zusammenströmen der Siedler verschiedener Stammeszugehörigkeit brachte es mit sich, daß das geistige Erbe der Stämme in viel engere Berührung trat, als das im Mutterlande infolge der räumlichen Trennung möglich gewesen war. Im Zusammenhang der Stämme entwickelten sich koloniale Mischmundarten, die für die Ausbildung des Neuhochdeutschen von Bedeutung wurden. Ebenso wird in den Vorstellungen des Volksglaubens eine gegenseitige Beeinflussung nicht ausgeblieben sein.

Aber der Volksglaube der Siedler wurde auch von dritter, nichtdeutscher Seite beeinflußt. Das Land, in das die einzogen, stand nicht menschenleer. Slawische Stämme, in den Gefilden mitunter in beträchtlicher Dichte, wohnten hier. Doch sie waren nicht die Urbewohner des Landes. Germanische Stämme waren ihre Vorwohner. Aber in den Erschütterungen der großen Völkerbewegung, die wir die Völkerwanderung nennen, hatten sie ihre Wohnsitze geräumt, waren

[1]) Friedrich Sieber hat bei Diederichs in Jena den achten Band des von Paul Zaunert geführten Deutschen Sagenschatzes herausgegeben, der die sächsischen Sagen zwischen Wittenberg und Leitmeritz umfaßt. Die wertvolle Sammlung ist dadurch um einen besonders bemerkenswerten Teil bereichert worden, da die rassische Vielgestaltigkeit der Bevölkerung sich natürlich auch in diesem seelisch sehr aufschlußreichen Volksgut ausspricht. Mit gütiger Erlaubnis des Verfassers darf ich aus dem eben erschienenen Band die bemerkenswerte Einleitung und einige Abbildungen wiedergeben.

nach Süden und Westen abgezogen. Es ist wahrscheinlich, die neuere Forschung neigt immer mehr der Ansicht zu, daß germanische Restgruppen im Lande zurückblieben. Die germanische Restbevölkerung bildet eine neue Quelle in der Ausformung der Geistigkeit des obersächsischen Ostens.

Es wäre für die Forschung eine reizvolle Aufgabe, den Anteil der verschiedenen Stämme und Völkerschaften in der Ausgestaltung des obersächsischen Volksglaubens nachzuweisen. Diese Aufgabe stößt auf außerordentliche Schwierigkeiten, denn das Glaubensbild, wie es sich heute dem Forscher bietet, hat seine Ursprungsform sicherlich stark verändert. Durch fahrendes Volk, durch Handwerker und Fuhrleute, zuletzt durch die Völkerwanderung des 19. Jahrhunderts, ist eine lebhafte Wanderung und gegenseitige Durchdringung der Vorstellungen des Volksglaubens eingetreten, so daß zum wenigsten Ostmitteldeutschland einer sagenkundlichen Einheit stark angenähert ist. Trotzdem ist es innerhalb unseres Gebietes gelegentlich möglich, Rückschlüsse auf den Sagenursprung zu ziehen oder Glaubensgrenzen zu erkennen.

Slawischen Einfluß glaube ich zu erkennen in der Sagengestalt der Klage- oder Winselmutter. Die Gestalt ist nur in einigen Teilen Obersachsens bekannt. Die Überlieferung darüber ist unsicher und weist starke Züge des Zersagens auf. Dem Beobachter entsteht der deutliche Eindruck, hier einen Sagenstamm, der bereits bei der Verpflanzung verdorrte, vor sich zu haben. Ziehen wir die Überlieferung der Lausitzer Wenden zum Vergleiche heran, so zeigt sich die Gestalt der Klagemutter, der Wehklage, als ein Wesen ganz eigenartiger Prägung, das in festgefügten Vorstellungsformen lebendig ist. In ihr haben wir wohl die Ahnfrau der obersächsischen Winselmutter zu sehen.

Slawischen Einfluß glaube ich auch in der Gruppe der Drachen- und Koboldsage zu erkennen. Doch ist es hier neben der Eigenart einiger Vorstellungen vor allem die Breite, die dieser Sagenkreis in der Überlieferung der Lausitz, Mittel- und Westsachsens heute noch einnimmt. Der ganze Tieflandsstreifen zwischen Leipzig und der Lausitz ist überreich an Drachensagen. In den eigentlichen Rodungsgebieten dagegen ist der Sagenkreis viel weniger entwickelt.

Auffällige Verwandtschaft mit wendischer Überlieferung ist sonst auch in manchen Einzelzügen nachweisbar. Ich nenne vor allem die Alpensagen. Dabei ist zu beobachten, daß Westsachsen, etwa die Leipziger Pflege, die sich einer fast erschöpfenden Sagensammlung erfreut, häufig ganz ähnliche Züge aufweist wie die wendisch-deutsch gemischten Gebiete der Lausitz (von einem geschlossenen wendischen Sprachgebiete kann kaum noch gesprochen werden), während die reinen Rodungsgebiete der Lausitz in ihrem Sagencharakter von wendischen Vorstellungen weniger beeinflußt sind. Es scheint also, als ob die im Deutschtum aufgegangenen Wenden das sagentümliche Denken der Deutschen stärker beeinflußten als die wendische Restbevölkerung, die in kultureller Selbständigkeit neben den Deutschen wohnte.

Ein für den Forscher besonders reizvoller Sagenkreis Obersachsens ist der des wilden Jägers. Der wilde Jäger wird in einigen Teilen der Lausitz und Nordböhmens Bern Dietrich genannt (in mündlicher Überlieferung ist die volle Namensform nur von älteren Forschern bezeugt). Der starke Held Dietrich von Bern ist zum Führer der nächtlichen Jagd geworden. Wie ein letzter Klang aus dem großen Gesang germanischer Heldensage klingt dieser Name in die lebendige Volksüberlieferung der Gegenwart. Ich muß gestehen, daß es mit zu den lebhaftesten



Wiprecht von Groitzsch
Grabmalskulptur in der St. Lorenzkirche zu Pegau

Eindrücken meiner Sammeltätigkeit gehört, als mir eine alte Mutter den Weg zeigte, den der „Ditterch“ immer gezogen ist.

Die Gestalt des wilden Jägers ist auch den Wenden bekannt. Sie nennen ihn Dyter Bjernat. Die Sage um ihn ist reich entwickelt und weist einige ausgesprochene völkisch-wendische Besonderheiten auf. Während z. B. in der deutschen Lausitzer Sage Bern Dietrich als ein wüster Herr geschildert wird, der zur Strafe für seine Übeltaten zu ewigem nächtlichem Umgange verurteilt wurde, legt sich der Dyter Bjernat der Wenden, um Gott zu ärgern, Brot in die Schuhe und läuft auf der Gottesgabe. Das ist den Wenden, der in Brot und Korn Heiliges verehrt, eine schwerere Sünde als Wollust und Sonntagsschändung.



Das slavische Götzenbild im Kirchturm zu Zaoel

Aus dem Archiv d. Landesvereins Sächs. Heimatschutz 1924 Heft 7/8

Nachdem das Verhältnis der deutschen Sage zur wendischen in einigen Punkten angedeutet ist, seien einige bemerkenswerte Einzelheiten innerhalb der sächsischen Landschaften hervorgehoben.

Die Sagen von der Frau Hulle in der Leipziger Pflege weisen unverkennbar nach Thüringen hin. In der Drachen- und Koboldsage bildet die Großenhainer Gegend ein Übergangsgebiet zwischen Westsachsen und Lausitz. Die weißen Frauen an Bergen und Halden haben im sächsischen und vor allem im böhmischen Erzgebirge ihre Heimat. Die weiße Schloßfrau ist in der Leipziger Pflege und wiederum im Erzgebirge bekannt. In der Lausitz (mit Ausnahme des westlichen Teiles) ist sie selten. Sie wird in der Nachbarschaft Nordböhmens häufiger. Die Leitsage der sudetischen Gebirgszüge ist die Erzählung, wie die Mutter ihr Kind ein Jahr im aufgetanen Schatzberge läßt ....

Die Sagen, die ich in dem Abschnitt „Die Geschichte und ihre Gestalten“ zusammenfasse, sind überwiegend älteren Quellen entnommen. Es muß zugestanden werden, daß die obersächsische geschichtliche Sage keine besondere Blütezeit erlebt hat. Die wenigen Sagenberichte der älteren Quellen sind dürftig und kurz. Es fehlt den Berichten an der breiten und doch erhobenen Stimmung, die

sich in bunter Fabulierlust verströmt. Die älteren Quellen erwecken den Eindruck einer dünnen geistigen Luft. Das ist in einem Koloniallande nicht überraschend. Wohl klingt manchmal ein Sagenzug an, der dem letzten Nachhall eines Spielmannsliedes gleicht, wohl ragt die Reckengestalt Wiprechts von Groitzsch aus den dürftigen Berichten des Pegauischen Mönches riesig in unsere Tage, ein Beweis, daß das Land, das in so früher Zeit architektonische Meisterwerke hervorbrachte, auch literarisch nicht tot war. Aber im ganzen bleibt der Eindruck bestehen: sobald ein meißnischer Markgraf als Landgraf von Thüringen die Saale überschreitet, umkränzt ihn die Fülle sagenhafter Überlieferung, sobald er nach Meißen kehrt, ist er der Mann der täglichen Wirrnis und Not.

Die geschichtliche Sage, die heute noch im Volke lebendig ist, haftet an Landmarken und Denkmalen aller Art. Die so gebundene Sage greift mit ihren geschichtlichen Beziehungen gelegentlich bis in die Ritterzeit und die Zeit der Hussitenkriege zurück. Geschichtliche Begebenheiten finden sich vor allem auch im Kreise der Schatz- und Lichtsagen. Dann aber trat gewöhnlich der Vorgang ein, daß der geschichtliche Anteil der Sage auf das letzte erlebnisstarke Ereignis übersprang, während der alte Glaubenskern der Licht- und Schatzsage unverändert erhalten blieb. Solche geschichtliche Ereignisse, die uralten Sagenstoff an sich rissen, sind für Obersachsen vor allem der Dreißigjährige Krieg, der Siebenjährige Krieg, der Befreiungskrieg. (Schluß folgt.)

Bücherschau

Muscheln. (Neue) Erzählungen von **Auguste Supper.** Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1927. Lwd. Mk. 4.50.

Wer die Eigenart der schwäbischen Dichterin kennt, weiß, daß sie von solchen Muscheln keine ihren Lesern darbieten würde, in der sie nicht selbst eine Perle gefunden: die Perle eines tieferen Sinnes, einer über das Alltägliche, Eigenartige in höhere, ewige Zusammenhänge weisenden Bedeutung. Aber man ist bei Auguste Supper zugleich auch sicher, daß sie solch wertvolle Gaben nicht mit pathetischer Feierlichkeit und priesterlichen Gebärden darbietet. Es ist gerade das Schlichte, Verhaltene, die fromme Scheu vor den letzthin unaussprechlichen Dingen, was diesen neuen kleinen Erzählungen nicht minder als ihren früheren Werken jenen Klang gibt, der im Herzen empfänglicher Leser noch lange nachzittert. Immer aber verträgt sich mit dem ernsten Grundton ihrer Dichtung so gut das leise, humorvolle Lächeln, das oftmals um die Lippen der Erzählerin spielt. Wenn dabei überall durch irdische Geschehnisse und Menschenschicksale eine tiefreligiöse Weltanschauung durchklingt, so lebt diese Religiosität außerhalb aller konfessionellen Schranken und hat ihr schönes Sinnbild selbst gegeben in der kleinen Geschichte „Inter Confessiones", die eine der köstlichsten Perlen dieser bescheidenen und doch so wertvollen „Muscheln" umschließt.

Münchhausen.

Gedichte von Paul Warncke. 2. Aufl. Buchen-Verlag Berlin 1926. Lwd. Mk. 6.—.

„Was ist das für eine wunderschöne Gabe, die Sie uns da auf den Weihnachtstisch gelegt haben! Zunächst einmal die Ausstattung: Ein köstliches Papier, ein edeles Format, ein Zwischenabdruck von Platten und statt toter Lettern die prachtvolle Schrift Gustav Tischers! Und alles dieses als Gewand um Ihre schönen klingenden Verse, die so rein und edel schallen wie klare Glocken. Das beste aber ist doch der Kerl, der hinter allem steht, der echte deutsche starkmütige feinfühlige Mann! Ich bedanke mich von ganzem Herzen für das Buch, das mir und den Meinigen eine große Freude war"

Münchhausen.

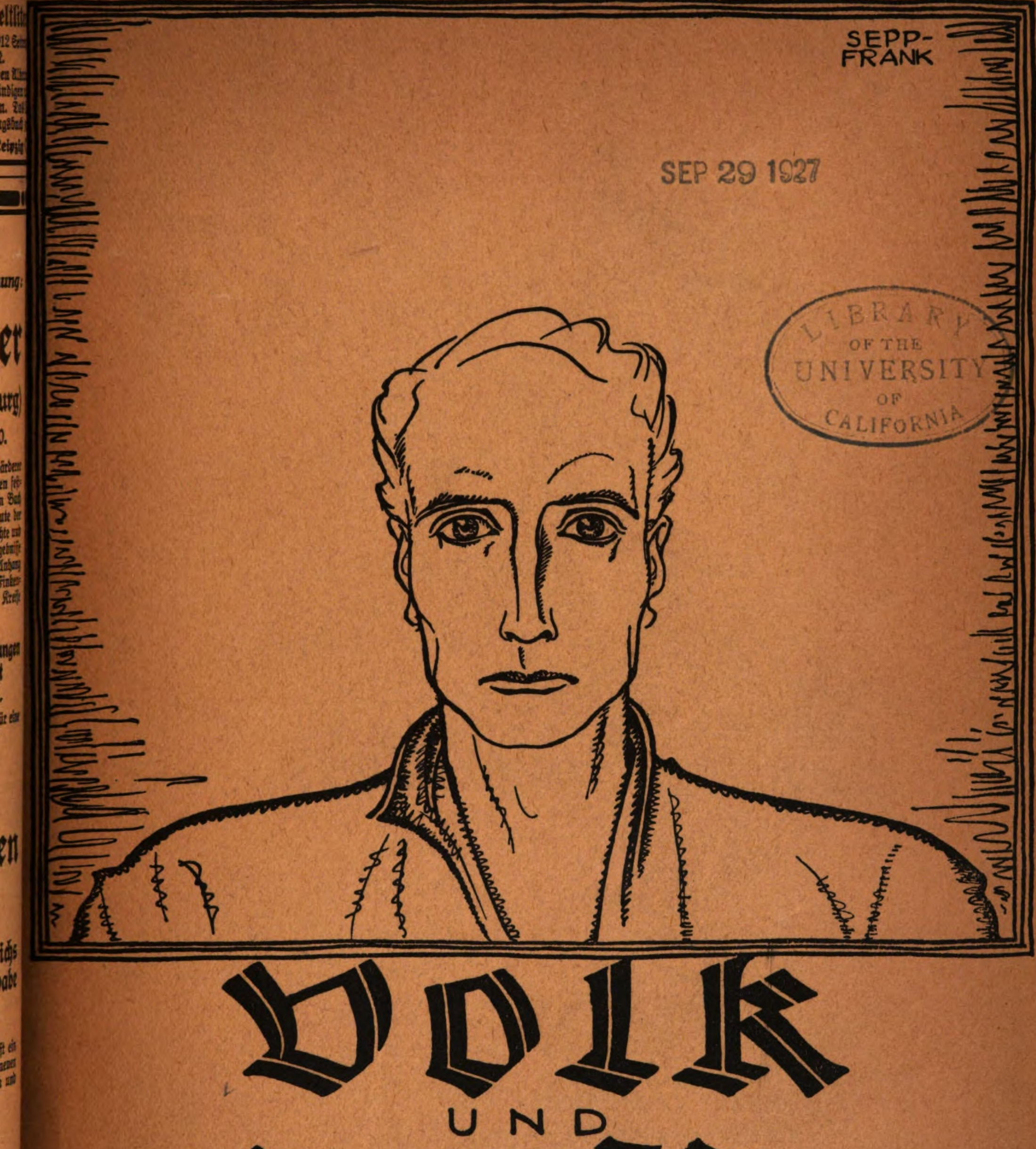
Arend Dreesen, Diek langs Niederdeutsche Gedichte. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung Berlin, 1927. Lwd. Mk. 3.80.

In diesem Buche gibt Arend Dreesen, der durch die Vorträge aus seinen Werken an der ganzen Küste bekannt ist, zum ersten Male eine Sammlung seiner tiefempfundenen und klangschönen Gedichte. Er beweist damit, daß die plattdeutsche Sprache in der Hand eines Meisters die wundervollsten Möglichkeiten für den poetischen Ausdruck hat und dem abgeschliffenen, vielfach verwässerten Hochdeutsch an Mark und Kraft, an Musikalität weit überlegen ist.

Münchhausen.

Verantwortlich für die Schriftleitung von „Volk und Rasse“: Dr. W. Scheidt, Hamburg. — Verantwortlich für die Schriftlei
von „Volk im Wort“: Börries, Freiherr von Münchhausen, Windischleuba i. Altenburg. — Verantwortlich für den Anzeigen
m, München. —

2. Jahrgang Heft 3 August (Ernting) 1927



Volk und Rasse

Schriftleitung: Prof. Dr. Otto Reche, Leipzig u. Dr. phil. H. Zeiß, München
für die Beilage „Volk im Wort": Börries, Frhr. v. Münchhausen

J. F. Lehmanns Verlag / München

Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—

Inhalt:

as Schwein als Kriterium für nordische Völker und Semiten. Von Diplomlandwirt R. Walter Darré . . . . Seite 138

ie mittelalterlichen Ansiedelungen fremder Kolonisten in Nordwestdeutschland (800—1600). Von Dr. Johann Folkers zu Rostock i. Meckl. (Forts.) „ 152

ine 400 Jahre zurückreichende Gelehrtenfamilie. Von Dr. Ferd. Hestermann-Hamburg . . . . „ 169

ufgaben der Heimatmuseen. Von Dr. Hans Zeiß . . . . „ 176

leine Mitteilungen . . . . „ 179

ücherschau . . . . „ 182

Volk im Wort.

ie Meistererzählerin Thüringens. Zum Geburtstag Marthe Renate Fischers am 17. August. Von Walter Bähr . . . . „ 185

er Bundschuh. Gedicht von Moritz Jahn . . . . „ 188

ine Malerin für Volk und Rasse. Von Dietrich Bernhardi . . . . . . „ 188

enn ich Deutscher wär! Von Hermann Georg Scheffauer . . . . . . „ 192

assische Einflüsse in sächsische Sagen. Von Friedrich Sieber (Schluß) . . „ 194

ücherschau . . . . „ 198

Volk und Rasse

Illustrierte Vierteljahrsschrift für deutsches Volkstum

Herausgeber: Prof. Aichel (Kiel); Dr. Bächtold (Basel); Prof. Dethleffsen (Königsberg i. Pr.); Prof. Fehr (Bern); Prof. Fehrle (Heidelberg); Prof. Fischer (Freiburg i. B.); Prof. Hambruch (Hamburg); Prof. Helbok (Innsbruck); Prof. Lehmann (Altona); Dr. Lüers (München); Dr. v. Merhart (Mainz); Prof. Mielke (Hermsdorf b. Bln.); Prof. Mollison (München); Prof. Much (Wien); Prof. Panzer (Heidelberg); Dr. Peßler (Hannover); Prof. J. Petersen (Berlin); Prof. Sartori (Dortmund); Prof. W. M. Schmid (München); Prof. Schultz (Königsberg); Prof. Schultze-Naumburg (Saaleck); Justizrat Stölzle (Kempten); Prof. Thurnwald (Berlin); Prof. Wahle (Heidelberg); Prof. Wrede (Köln); Dr. Zaunert (Wilhelmshöhe).

Schriftleitung der Zeitschrift: Professor Dr. Otto Reche, Leipzig und Dr. Hans Zeiß, München 51, Holzkirchnerstraße 2.

Schriftleitung der Beilage „Volk im Wort“: Börries, Freiherr von Münchhausen, Windischleuba, Thür.

Verlag: J. F. Lehmann, München SW. 4, Paul-Heyse-Straße 26.

Jährlich erscheinen 4 Hefte. Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—.

Postscheckkonto des Verlags München 129. — Postsparkasse Wien 59594. — Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauerstraße 11 (Postsparkassenkonto der Kreditanstalt: Prag 62730). — Schweizerische Postscheckrechnung Bern III 4845. Schwed. Postscheckkonto Stockholm 4167.

2. Jahrgang | Heft 3 | August (Ernting) 1927

An unsere Leser!

Mit dem Erscheinen der letzten Nummer ist Herr Dr. W. Scheidt aus der Schriftleitung von „Volk und Rasse“ ausgeschieden. Wir danken ihm für seine hingebende Arbeit, die er in diesem Blatte für die deutsche Rassen- und Volkstumskunde geleistet hat. „Volk und Rasse“ wird auch in der Folge bemüht sein, Forschungsergebnisse und zusammenfassende Forschungsberichte aus dem Gebiete der Rassen- und Volkstumskunde zu bringen und dafür zu sorgen, daß die Ergebnisse dieser Wissenschaft in weite Kreise unseres Volkes dringen. Möchte es uns gelingen, das ganze Volk und die maßgebenden Stellen zur Mitarbeit und Förderung unserer Bestrebungen zu gewinnen.

Die Schriftleitung haben Herr Professor Dr. Otto Reche, Leipzig und Dr. phil. Hans Zeiß in München übernommen.

Der Verlag von „Volk und Rasse“
J. F. Lehmann.



Das Schwein als Kriterium für nordische Völker und Semiten.

Von Diplomlandwirt R. Walter Darré.

I. Teil.

Den Juden ist Schweinefleisch eine unreine Speise. Die unter dem Islam vereinigten Völker vertreten den gleichen Standpunkt. Als Grund des Verbots überliefert die Bibel, daß der Genuß von Schweinefleisch Aussatz hervorrufe. Da uns Schweinefleisch ganz ausgezeichnet bekommt, fehlt uns zum Verständnis des mosaischen Gesetzes zunächst jeder Anhaltspunkt, welche ursächlichen Zusammenhänge damals bei seinem Erlaß vorgelegen haben mögen. Es bleibt schließlich nichts anderes übrig, als in dem Verbot eine gesundheitliche Maßnahme zu erblicken, die irgendwie mit dem heißen Klima Palästinas zusammengehangen haben muß. Die Begründung des Verbots mit dem ausdrücklichen Hinweis auf Aussatz glaubt man als ein abschreckendes Mittel dem einfacheren Volke gegenüber ansehen zu dürfen. Eine solche Erklärung ist auch einleuchtend. Für unsere Begriffe schließen sich heißes Klima und Genuß von Schweinefleisch gegenseitig aus.

Trotzdem dürfte diese heute verbreitete Ansicht nicht ganz den Tatsachen entsprechen. Stände es nämlich fest, daß der Grund zu diesem Verbot wirklich in dem heißen Klima zu suchen ist, so müßte man in allen heißen Klimazonen der Welt auf gleichartige Gesetze stoßen. Mindestens wäre die Haltung der Hausschweine, da sie ja nur Fleisch- und Fettlieferanten sein können, in jenen Zonen selten, wenn nicht sogar gänzlich unbekannt. Genau das Gegenteil ist aber der Fall. Im ganzen tropischen Afrika, soweit nicht Semiten einen rassischen oder politischen Einfluß ausüben, im ganzen Südseearchipel, in Vorder- und Hinterindien, im heißen Südchina finden wir das Schwein als Haustier; der Genuß von Schweinefleisch ist dort nicht nur üblich, sondern oft ein wesentlicher Teil der Ernährung. An der Guineaküste stand die Schweinezucht vor etwa 100 Jahren bei den Eingeborenen in hoher Blüte. Nicht weit von der gleichen Stelle, wo die Juden ihr Verbot erhalten haben, leben die christlichen Kopten Ägyptens seit Jahrtausenden von Schweinefleisch, ohne gesundheitliche Störungen zu empfinden. Im tropischen Indien ist Schweinefleisch neben Reis die Hauptnahrung. Tatsache bleibt sogar, daß die moderne Schweinezucht in Deutschland und England erst nach der Einfuhr indischer und chinesischer Schweine einen züchterischen Aufschwung nahm, und daß 80% unserer heutigen europäischen Hausschweinrassen auf indisches Blut zurückgehen. Selbst auf die Gefahr hin, mich in gewissen Kreisen sehr unbeliebt zu machen, kann ich nicht umhin, eine indische Sage zu erwähnen, welche den Tod Buddha's auf den Genuß von zu vielem Schweinefleisch zurückführt.[1]

In der ganzen heißen Klimazone spielt das Schweinefleisch eine zuweilen sogar wichtige Rolle bei der Ernährung der eingeborenen Bevölkerung; nur die Semiten, sowie diejenigen Völker, deren Religion durch sie beeinflußt wird, stehen in ihrer Einstellung zum Schwein gesondert da.

Diese Feststellung ist wichtig, im ersten Augenblick auch sehr überraschend; aber sie ist nicht neu. Jeder Forscher, der sich mit der Stammesgeschichte der Hausschweine befaßt, stößt nach kurzer Zeit auf diese merkwürdige Tatsache und

[1] Reinhardt L., Kulturgeschichte der Nutztiere. München 1912.

muß das Klima als Erklärungsgrund zunächst ausschalten. — Auch eine nähere Untersuchung der semitischen Religionen förderte bisher nichts Brauchbares zu Tage.

Ein weiterer Versuch, durch den Vergleich der semitischen Religionen mit den überlieferten sonstigen antiken Religionen im Mittelmeerbecken Anhaltspunkte zu finden, klärte den Fall nicht etwa, sondern verwirrte ihn nur noch mehr. Als Ergebnis ließ sich höchstens feststellen, daß das Hausschwein in den Religionen der Antike das problematischste Haustier ist. Kein Opfertier ist in seiner Deutung so umstritten, kein Haustier schwankt so zwischen völligem Abgelehnt- und höchstem Verehrtwerden, wie gerade das Schwein. Nur das Verhalten der Semiten ihm gegenüber bleibt klar durch alle Geschichte eindeutig ablehnend. Dieser Konservatismus der Semiten hat noch selbst in der neueren Geschichte Merkwürdigkeiten gezeitigt, von denen eine hier angeführt sei. Die Venetianer gaben am Ausgang des 15. Jahrhunderts eine ansehnliche Summe dafür aus, in ihren Faktoreien unter den Arabern ein Schwein halten zu dürfen. Damit ärgerten sie einesteils die Ungläubigen, bewiesen anderteils dadurch aber auch den übrigen Christen die Macht des Löwen von San Marco.

Es liegt nahe bei der so eigenartigen und zähen Sonderheit einer einzelnen menschlichen Rasse, das ganze Problem der Hausschweine im Altertum unter dem Gesichtspunkt der menschlichen Rassenkunde aufzurollen. Es scheint nämlich festzustehen, daß genau in demselben Maße, wie die Semiten alles ablehnen, was mit dem Schwein zusammenhängt, dieses bei den nordischen Völkern umgekehrt in allerhöchstem Ansehen stand. Die mediterrane Grundbevölkerung scheint das Schwein ebenfalls gehabt zu haben, ohne daß die Verhältnisse vorläufig eindeutig klärbar sind; keinesfalls lehnte sie es ab.

Das Schwein ist durchaus das Opfertier des nordischen Sonnenkultes, oder hängt wenigstens damit zusammen. In der germanischen Mythologie wird der Sonnenwagen von zwei Ebern gezogen; in Walhalla verspeisen die Helden den ewig sich wieder ergänzenden Eber. Die Einehe, in bezug auf die freiheitliche Stellung der Frau wohl eine Sonderheit nordischer Menschen, ist der Sonne geweiht und wird in Rom noch lange durch ein Schweinopfer bestätigt. Dagegen werden bezeichnenderweise bei den sich aus dem Orient verbreitenden erotischen Kulten nie Schweine geopfert. — In Griechenland wurden zu Beginn der Ernte der Ceres, zu Beginn der Weinlese dem Bacchus Schweineopfer gebracht. — Auch politische Verträge, denen eine besondere Dauerhaftigkeit und Heiligkeit zukommen sollte, wurden durch ein Schweinopfer bekräftigt. So opferten die Römer ein Schwein, als sie sich mit Alba Longa verbündeten; in der Ilias opfert Agamemnon dem Sonnengott einen Eber, als er den Bund mit dem wieder versöhnten Achill erneuert. — Die Beispiele lassen sich beliebig vermehren.

Betrachtet man die Stellung der Hausschweine bei den Germanen, so fügen sich die überlieferten Nachrichten vollkommen in das zu erwartende Bild ein. Im germanischen Kult steht das Schwein an allererster Stelle, wie schon angedeutet wurde, und unter den Haustieren nimmt es eindeutig die bevorzugteste Stellung ein. Hoesch [2]), der diese Verhältnisse als erster untersuchte, kam zu dem erstaunlichen Ergebnis, daß sich die germanisch-agrarische Gesetzgebung fast völlig um das Hausschwein herumzugruppieren scheint. Die Förderung der Schweinezucht durch Karl d. Gr. ist selbst weiteren Kreisen meistens bekannt. Auf seinen Höfen nahm

2) F. Hoesch: Die Schweinezucht. Hannover 1911.

die Schweinehaltung den ersten Platz ein. Westfälische Schinken waren schon Jahrhunderte vorher ein beachtlicher Exportartikel nach Rom gewesen. Bis weit ins Mittelalter hinein behält das Schwein diese vorherrschende Stellung bei. Die Lex salica bietet eine eingehende Schweineterminologie. Überhaupt sind alle die Hausschweine betreffenden fachtechnischen Ausdrücke bei den Germanen so vielseitig, so bis ins einzelne durchdacht, und durchgearbeitet im Gebrauch der Geschlechter, daß unser heutiger Sprachschatz darin völlig verarmt erscheint. Hoesch folgert wohl mit Recht, daß diese eingehende Schweineterminologie auf ein ganz hohes Alter der Schweinezucht bei den Germanen schließen läßt.

Zum Verständnis des Folgenden fassen wir noch einmal zusammen. Erstens: der Genuß von Schweinefleisch hängt bei einer eingeborenen Bevölkerung der heißen Zone, wie die Erfahrung zeigt, nicht vom Klima ab. Zweitens: aus dem Dunkel der alten Geschichte tauchen 2 menschliche Rassen auf, die in ihrer Einstellung zum Schwein vollkommene Gegensätze sind. Während die Semiten das Schwein weder kennen noch annehmen und mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln aus ihrer Volksgemeinschaft ausschließen, steht dieses im Kult nordischer Völker an erster Stelle und bildet bei den am leichtesten zu untersuchenden Verhältnissen der Germanen den deutlichen Mittelpunkt ihres landwirtschaftlichen Lebens.

Gestatten diese Feststellungen irgendwelche Schlüsse zu ziehen, die für die menschliche Rassenkunde von Bedeutung werden können?

Die Haltung des Hausschweines ist von einer grundsätzlichen Bedingung abhängig. Es kann nämlich nur bei einer *ansässigen* Bevölkerung Haustier sein. *Nomadentum und Schweinehaltung sind zwei sich gegenseitig ausschließende Dinge.* Im Begriff des Nomaden ist auch gleichzeitig der Begriff einer Unabhängigkeit von Grund und Boden eingeschlossen. Das ist Gesetz und regelt bei den Nomaden Leben und Besitz, mit einem Wort ihre ganze Kultur. Kein Haustier ist aber so vollständig von der Ortsgebundenheit seines Besitzers abhängig, wie gerade das Schwein. Man kann Schweine zur Not einmal über ihnen unbekanntes Gelände treiben; wer es einmal hat tun müssen, wird sich für eine Wiederholung bedanken. Aber man kann sie nicht tagelang treiben oder gar auf nomadenhafte Wanderungen mitnehmen. Eher hätte der Versuch Erfolg, einem Huhne das Schwimmen beizubringen. Wer Schweine auf größere Wanderungen mitnehmen will, muß für sie geeignete Transportmittel bereitstellen. Diese einzigartige Sonderstellung der Schweine unter den Haustieren ist in ihrem Körperbau begründet.

Um Unklarheiten zu vermeiden, läßt es sich nicht umgehen, hier kurz den Begriff der Seßhaftigkeit im Gegensatz zum Nomadentum zu erläutern. Unter Seßhaftigkeit verstehen wir die Abhängigkeit eines Siedlers von seinem Boden, während für den Nomaden seine Unabhängigkeit kennzeichnend ist. Dabei ist es gleichgültig, wie der Siedler den Boden auswertet; das ist eine Angelegenheit der Betriebsform, die immer den Betrieb als solchen zur Voraussetzung hat, mag er noch so primitiv sein. Diese Formulierung ist landwirtschaftlich gesehen und steht öfters im Gegensatz zu einer kulturhistorischen Betrachtungsweise, weswegen hierauf näher eingegangen werden mußte. Ein Beispiel möge es außerdem veranschaulichen. Äußerlich betrachtet dürfte sich in Südafrika die Wirtschaftsweise des viehzüchtenden Herero kaum von derjenigen des viehzüchtenden Buren unterscheiden lassen. Sie haben beide dasselbe Klima, welches keine Stallbauten erfordert, und ebenso verfügen beide über den gleichen Boden, der ihnen ihr Futter

liefert; wir wollen auch die gleichen Viehrassen annehmen und weiterhin, daß der Bur nichts weiter als sein Vieh besitzt. Der sichtende Kulturhistoriker würde beide auf die Stufe der Viehzüchter stellen, wenn er ohne Kenntnis der näheren Zusammenhänge gezwungen wäre, sie kulturhistorisch einzuordnen. Dadurch entsteht der Eindruck, als ob beide mehr oder minder auf einer Kulturstufe stehen und gleichzusetzen sind. Trotzdem unterscheiden sich beide grundsätzlich. Der Herero ist unabhängig vom Boden, aber gezwungen, sich den Lebensbedingungen seiner Herden unterzuordnen, wenn es nötig wird, mit ihnen weithin zu wandern. Er ist auf Gedeih und Verderb von ihrem Wohl abhängig. Seine Tätigkeit ist eigentlich passiv und seine Lebensweise gewissermaßen parasitär. Der Bur dagegen verbleibt an Ort und Stelle. Er paßt sich nicht den Lebensgewohnheiten seiner Herden an, sondern ordnet deren Lebensweise seiner Ortsgebundenheit unter. Damit verschiebt sich seine Einstellung zum Vieh grundsätzlich. Jetzt wird die Herde der passive Teil und ihr Besitzer, der Bur, gezwungen, in aktiver Arbeit ihre Lebensbedingungen sicherzustellen. Diese Seßhaftigkeit und die sich dadurch ergebende Notwendigkeit zur aktiven Arbeit am Gegenstand, an der Sache — mag die Arbeit durch klimatische Gunst auch noch so sehr auf ein Minimum beschränkt sein — ist der grundlegende Unterschied zwischen Siedler und Nomaden. Wie sich die Betriebsform des Siedlers abspielt, hängt dann von anderen Umständen ab, wie etwa Boden, Klima, Verkehr, Wirtschaftslage, Intelligenz usw. So gehören z. B. einige nur vom Fischfang und der Viehzucht lebende Bevölkerungsgruppen an der Nordseeküste genau so zu den Siedlern, den seßhaften, erdgebundenen Menschen, wie die nur den intensivsten Ackerbau kennenden Landwirte der Magdeburger Börde[3]). Seßhafte Viehzucht, Ackerbau oder beides gemeinsam kennzeichnen wohl die Unterschiede der einzelnen Betriebsformen[4]), deren Voraussetzung aber in jedem Fall der siedelnde Mensch, der Bauer ist.

Die Erfahrungen der Kolonialgeschichte — noch besonders deutlich die Besiedlung Amerikas —, haben einwandfrei die Tatsache ergeben, daß der Nomade nicht anzusiedeln ist. Wo er mit Siedlern zusammenprallt, gibt es für ihn nur zwei Möglichkeiten. Entweder kann er sich zum Herrn aufwerfen, — wie die Araber in Nordafrika über eine eingeborene ansässige Bevölkerung —, oder er geht nach meistens heldenhaftem Kampfe unter (Herero-Aufstand, Indianer). Ist sein Schicksal im zweiten Falle entschieden und können sich einzelne Teile seines Volkes nicht in unzugängliches Gelände retten, so entarten die Reste oft auffallend schnell. — Wann dieser Gegensatz zwischen Siedlern und Nomaden in die Menschheit gekommen ist, kann hier nicht untersucht werden. Das Problem dürfte so alt sein, wie jede Kultur überhaupt. Nicht umsonst stellt das Alte Testament diesen Gegensatz, durch Kain und Abel verkörpert, an die Spitze der Menschheitsgeschichte. Wenn dabei die alten nomadisierenden Judenstämme die Schuld des Brudermordes allein dem sich seiner Haut und Arbeit wehrenden „Ackerbauer“ Kain zuschieben, so wollen wir ihnen diese Sympathie für den ihnen verwandten „Hirten“ Abel nicht kleinlich verübeln.

---

[3]) Man unterlasse es endlich, die Brache-Wirtschaft der Germanen, die klar die Herkunft der Germanen aus dem regenreichen Nord- und Ostseegebiet anzeigt, als eine primitive Ackerbauform hinzustellen; oder gar sie als ein Übergangsstadium vom viehzüchtenden Nomaden zum seßhaften Ackerbauer zu betrachten. Trotz aller modernen Technik in der Landwirtschaft haben wir in den niederschlagsreichen, graswüchsigen Gebieten des nordwestlichen Deutschlands die Brache bis heute noch nicht entbehren können.

[4]) J. R. Mucke: Urgeschichte des Ackerbaus und der Viehzucht. 1898.

Seit wir im Mittelmeerbecken nordische Völkerwellen geschichtlich feststellen können, besitzen diese unter ihren Haustieren das Schwein; ganz abgesehen davon, daß mehrere ihrer Kulte und religiösen Gebräuche mit Schweineopfern verknüpft sind. Daraus dürfen wir den unumstößlichen Beweis ableiten, daß diese nordischen Völker Siedler gewesen sind, also bodenabhängige Menschen, mit einem Worte **Bauern**.

In der Stammesgeschichte unserer Haustiere gibt es nun ein eigenartiges Phänomen, welches bis heute einer Erklärung harrt. Seine Tatsache steht aber fest. Gemeint ist der eigentümliche Zusammenhang, der zwischen gewissen Völkern oder Menschenrassen einerseits und gewissen Haustierrassen andrerseits bestanden hat. Im Altertum bestimmten nicht wirtschaftliche Gründe die Wahl der Haustierrasse, sondern Gewohnheit und religiöser Kult. Ganz zäh hielt man am gewohnten Haustier fest. Wanderte ein Volk, so wanderten unter allen Umständen seine Haustiere mit. So schiebt sich im Mittelmeerbecken das Bild der Haustierrassen mosaikartig durcheinander; aber immer zeigt das Auftauchen der Haustierrasse an, daß die dazugehörende Menschenrasse oder das dazugehörende Volk ebenfalls vorhanden ist. Für diese Erscheinung prägte die neuere Literatur über die Stammesgeschichte der Haustiere den Begriff „Leitrasse".[5]) Man darf nie ohne weiteres annehmen, daß die Haustiere eines in der Geschichte auftauchenden Volkes jeweils aus der Gegend stammen, wo dieses Volk vom Lichte der Geschichte getroffen wird. Das ist nur der Fall, wenn das betreffende Volk in seinen Ursitzen vorgefunden wird. Selten nimmt auch ein Volk neue Haustiere an, wie es etwa in Indien mit dem indischen Elefanten geschah.[6]) Erst später — ich vermute aus bestimmten Gründen: bei beginnender rassischer Zersetzung — wird das anders. Vor allen Dingen kamen die Leitrassen ab, als Rom die organische Struktur der Völker zerstörte, um einen einfacheren wirtschaftlichen Verwertungsplan im Mittelmeerbecken durchzuführen. Nunmehr traten rein wirtschaftliche Gesichtspunkte bei der Rassenwahl in den Vordergrund.

Die nordischen Völker des Mittelmeerbeckens haben das Hausschwein als „Leitrasse" besessen. Wenn ihre religiösen Kulte das Schweinopfer ausdrücklich in den Vordergrund rücken, so zeigt dies im Zusammenhang mit dem Begriff der „Leitrasse" an, daß Schweinopfer und Schweinehaltung uralte Einrichtungen bei ihnen waren. Dann sind notwendigerweise diese nordischen Völker **vor** ihrer Wanderung in das Mittelmeerbecken nicht nomadenhaft schweifende Hirtenvölker gewesen, sondern Siedler. Ihre Wanderung war also kein Umherschweifen ohne Sinn und Ziel, sondern der **Treck landhungriger Bauern**. Die von uns vielfach belächelte Bezeichnung „göttlicher Schweinehirt" in der Ilias ist aufschlußreicher für die Herkunft der Griechen, als irgend etwas sonst.

---

[5]) J. Walther: Geschichte der Erde und des Lebens. Leipzig 1908.

[6]) Es muß darauf hingewiesen werden, daß die Verhältnisse in der Haustierwelt nordischer Völker im Mittelmeerbecken nicht immer ganz eindeutige sind. So weisen gewisse Haustiererscheinungen darauf hin, daß die dazu gehörenden Völker nicht direkt aus dem Norden Europas gekommen sein können, sondern zwischendurch in Asien gewesen sein müssen. Man hat das Gefühl, daß ihre Wanderung eine geknickte Linie bildet. Sie scheinen zu den Leitrassen ihrer nordischen Heimat einzelne zweckmäßige Rassen auch in Asien aufgenommen zu haben. Ich vermute, daß dieser Knick die Resultante ist, aus festsitzenden nordischen Völkern im Westen und Nomadenbedrängungen im Osten; da der Norden keinen Anreiz bieten konnte, blieb nur der Süden als Ausweiche übrig. Den geographischen Verhältnissen entsprechend mußten solche Völker dann aus nordöstlicher Richtung im Mittelmeerbecken auftauchen.

Wandernde Bauern können Schweine ohne weiteres mitnehmen. Der Nomade ordnet sein Gepäck den Verhältnissen der Wanderung unter. Der Bauer hat dagegen das Bestreben, alles das mitzunehmen, was er glaubt in der neuen unbekannten Heimat zum Siedeln gebrauchen zu müssen. Je weniger er weiß, wohin er kommen wird, um so sorgfältiger ist er auf die Mitnahme aller Notwendigkeiten bedacht. Diesem Zwang ordnet er sich und seine Bequemlichkeit auf der Wanderung unter. Von dem Augenblick an, wo geeignete Transportmittel bekannt waren, werden die nordischen Völker ihre Schweine mitgenommen haben. Hier trat wahrscheinlich noch ein Weiteres hinzu. Unter keinen Umständen wird man gewagt haben, ein bevorzugtes Opfertier zurückzulassen und sich der Gefahr auszusetzen, den alten Göttern in der neuen Heimat nichts Gewohntes opfern zu können. Hierin ruht wohl das ganze Geheimnis der „Leitrassen"; wahrscheinlich auch die Erklärung, weswegen gewisse Rassen neben den landläufigen weitergezüchtet wurden und zwar teilweise allein durch die Priester für Kulturzwecke. Die ersten geschichtlichen Tierzuchtinspektoren sind ägyptische Priester gewesen.

Während das Hausschwein uns über die nordischen Völker die klare Auskunft gibt, daß sie Siedler gewesen sein müssen, beweisen die Semiten mit ihrer Ablehnung alles dessen, was mit dem Schwein zusammenhängt, ebenso klar ihr Nomadentum.

Man streitet neuerdings oft und gern die Herkunft der Semiten aus einer Wüste ab, behauptet dagegen, daß die Halbinsel Arabien erst durch neuere geologische Ereignisse ihre Wüsteneigenschaft erhalten habe, jedenfalls nicht notwendigerweise der Ausstrahlungsherd einer Nomadenrasse sein müsse. Zum Beweise hierfür weist man dann gerne auf die Ruinen an den Rändern Arabiens hin, die, früher blühendes Land, heute tote Wüste sind. Wer das wirklich glaubt, kennt die geologischen Ursachen der Wüstenbildung nicht.[7]) Abgesehen davon ist dieser Beweis nicht schlüssig, da er eine Wüste deshalb abstreitet, weil eine Oase drin liegt. Das Verschwinden jener fruchtbaren Landstriche und Oasen an den Rändern der Halbinsel wird vermutlich die gleichen Ursachen gehabt haben, wie die Verwüstung blühender Fluren Nordafrikas durch den versengenden Hauch der Araberstürme, noch vor einigen Jahrzehnten.

Es gibt einen ganz einfachen Beweis dafür, daß die Semiten in Arabien ihre Ursitze hatten und nicht aus dem blühenden Teil der Halbinsel stammten, sondern aus den dortigen Wüsten. Diesen Beweis führen ihre Haustiere; vor allen Dingen aber ihre beiden Haupt-Leitrassen, der Esel und das Kamel (Kamel aus dem semitischen Gamal oder Gimel). Das Kamel ist das bezeichnendste Tier der Wüste. Die ältesten ägyptischen Zeichnungen überliefern den Semiten nicht nur als eine fremd empfundene Rasse, sondern auch immer im Zusammenhang mit seinen Leitrassen Kamel und Esel. Die Ägypter wehren sich nachdrücklichst gegen die Übernahme dieser Haustiere. Ebenso wehren sich die Semiten später gegen die Übernahme des ihnen unbekannten Pferdes, welches mit den Hyksos nach Arabien und Ägypten kommt. Die berühmte „arabische" Pferdezucht ist erst durch Mohamed befohlen worden, nachdem er das Gelingen seiner Flucht einigen Stuten verdankte. Er selber gehörte einem Kamele züchtenden Stamme an, war also Wüstennomade. So wurde das Pferd, ursprünglich das alleinige Attribut nordischer Völker und ihr edelstes Leittier, zum Verbreiter einer Religion und Kultur,

[7]) J. Walther: Geschichte der Erde und des Lebens. Leipzig 1908.

unter deren Füßen — wie ein Sprichwort im Sudan sagt — selbst das Gras verdorrt.[8])

Die Semiten haben Jahrhunderte gebraucht, ehe sie den Wert des Pferdes für die Wüste begriffen, und Jahrtausende, ehe die Zucht unter ihnen Fuß faßte. Soll man sich dann wundern, wenn sie den faunistischen Antipoden jeden Wüstenklimas, das Schwein, — denn das ist es, wie wir gleich sehen werden — überhaupt nie begriffen haben? [9])

Das Hauptmerkmal der Wüste ist ihre Wasserlosigkeit, das Schwein aber beweist den Wasserreichtum einer Gegend. Mit Wasserreichtum geht immer im Haushalt der Natur ein üppiger Pflanzenwuchs Hand in Hand. Die für die gezähmten Hausschweine in Frage kommenden beiden Wildschweinarten (Sus scrofa ferus in Europa-Asien und Sus vittatus im heißen Südostasien) sind ausgesprochene Waldtiere. Wald und Wasser sind ebenfalls zwei sich bedingende Begriffe. Stammen die nordischen Völker wirklich vom Norden Europas ab, dann weisen ihre Schweine darauf hin, daß sie Waldvölker gewesen sind. Da die Schweine nun an Laubwald gebunden sind, so muß die nördlichste Grenze nordischer Völker die Laubwaldgrenze im Norden gewesen sein. Bei der hohen und führenden Stellung der Schweine unter den Opfertieren nordischer Völker darf weiterhin gefolgert werden, daß die Religion dieser Völker im nordischen Laubwalde ihre eigentümliche Prägung erhalten hat.

In diesem Zusammenhang ist es ganz bemerkenswert, folgendes zu erwähnen. Jhering [10]) hat den Versuch gemacht, aus den überlieferten Rechtsverhältnissen des Altertums, hauptsächlich aus den ältesten Rechtsinstitutionen der Patrizier Alt-Roms, die Herkunft der „Arier" zu enträtseln. Er konnte sein Werk nicht beenden und die mangelhafte Kenntnis rassischer Zusammenhänge hat ihn auch nicht zu endgültigen Ergebnissen kommen lassen. Für ihn war Zentralasien noch die Urheimat der Arier. Trotz dieser Einschränkung werden seine Versuche lesenswert bleiben. Bemerkenswert ist hier für uns, wenn er feststellt, man könne die Rechtsinstitutionen der Patrizier Alt-Roms, sowie manche ihrer religiösen Gebräuche nur verstehen, wenn man annimmt, daß ihre „Wanderung" sie durch ein wasser- und holzreiches Gebiet geführt habe. Sie seien nach ihrer endgültigen Niederlassung bestrebt gewesen, die Erlebnisse dieser Wanderung für alle Zeiten festzuhalten. — Auch entsprechende gerichtliche Gebräuche blieben dann be-

---

[8]) Das eng an das Wüstenklima angepaßte Kamel kann aus diesen Bedingungen nicht herausgeführt werden; wenigstens nicht als wirtschaftlich verwendbares Haustier. So sehen wir seine Ausbreitung sich eng an die fortschreitende Wüstenbildung in Nordafrika anschließen. Mit ihm zieht sein Herr, der Semite. Richtiger ist es allerdings, zu sagen, das Kamel folgt dem Semiten, weil dem Semiten die Wüste folgt. — Nicht ganz so eindeutig, geht die Ausbreitung des leichter an andere Verhältnisse sich anpassenden Esels vor sich. Er sickert scheinbar in dem gleichen Maße in die Haustierwelt eines ihm fremden Volkes ein, wie dieses Volk in die Geschichte hineingezogen wird.

[9]) Es ist kein Widerspruch hierzu, wenn die Juden, die nach ihrer Niederlassung in Kanaan den Durchgangsverkehr zwischen Eurasien und Afrika beherrschten, sich auch mit einem einträglichen Schweinehandel befaßten. Das tun sie ja heute noch. Außerdem dürfte die kanaanitische ackerbautreibende Grundbevölkerung, die sicher nicht semitisch war, Schweine besessen haben. — Beim Pferd läßt sich die Parallele hierzu etwas leichter beweisen. Im Alten Testament wissen die Juden mit eroberten Pferden zunächst nichts besseres anzufangen, als durch Anschlagen der Achillesferse sie zu lähmen. Erst als sich der Durchgangshandel mit Pferden immer gewinnreicher gestaltet, finden wir z. B. bei Salomo große Pferdebestände.

[10]) R. v. Jhering: Die Vorgeschichte der Indoeuropäer. Leipzig 1894.

stehen. Das Anschlagen der Verbrecher ans Kreuz, sowie die römischen Rutenbündel sind nach v. Jhering Strafmethoden, die während eines Waldaufenthaltes entstanden. Umgekehrt steinigten die Semiten ihre Verbrecher, was nur aus ihrem Ursprung in baumloser Wüste verständlich würde.

Sollte v. Jhering mit diesem Gedanken Recht behalten, daß manches, was uns als Sitte oder Gesetz oder religiöser Gebrauch aus dem Altertum übermittelt wird, im Grunde nichts anderes bedeutet wie das Bedürfnis, die Erinnerung an die alte Heimat (Wanderung nach Jhering) aufrecht zu erhalten, so sei hier gleich eine Parallele bei den Spartanern erwähnt, die in den Rahmen dieser Betrachtung hineingehört. — Bei den Spartanern gab es eine Vorschrift, wonach das Dach des Hauses nur mit Beil und Säge errichtet werden durfte. Der zu benutzende Baustoff wird damit eindeutig auf Holz beschränkt. Ebenso dürften ihre Bestimmungen über das Schlafen auf Holz und Schilf (zwei Auswirkungen einer wasserreichen Gegend), sowie ihre „schwarze Suppe", ein Ragout von Schweinefleisch (die faunistische Auswirkung einer wasserreichen Gegend) mit Blut, Essig und Salz eher Erinnerungsabsichten haben, als ein Abhärtungsmittel sein.

In der gleichen Richtung bewegen sich übrigens auch die Auffassungen Schuchhardts[11]), der seinen „nordischen Stilwanderungen" bekanntlich die ausschließliche Verwendung von Holz im Norden zugrunde legt. —

II. Teil.

Hatte man im ersten Teil dieser Arbeit verstehen gelernt, weshalb die Semiten aus entwicklungsgeschichtlichen Gründen zu einer Ablehnung des Schweins kommen müssen, so bleibt trotzdem noch eine Frage offen. Warum verbieten die Juden den Genuß von Schweinefleisch mit dem ausdrücklichen Hinweis auf Aussatz und begnügen sich nicht mit dem Verbot schlechthin? Es entspricht sonst nicht ihrer Art, kleinliche Abschreckungsmittel zu verwenden, um ein notwendiges Verbot durchzusetzen. — Hat dem Verbot nicht vielleicht doch eine tatsächliche Erfahrung und Beobachtung zugrunde gelegen? Die Frage ist insofern berechtigt, als die Juden in Ägypten eine ihnen artfremde Sitte angenommen haben konnten, die ihnen irgendwie gesundheitlich schädlich gewesen war, und die es für die Gesetzgeber wieder auszurotten galt.

Ernährung und Rasse hat man in der menschlichen Rassenkunde bisher noch nicht zu untersuchen gewagt. Dagegen bejaht die Tierzucht die Wechselwirkung zwischen Ernährung und Rasse; sie hat lernen müssen, daß gleiche Stoffwechselreaktionen von den einzelnen Haustierrassen einer Art oft sehr ungleich beantwortet werden.

Um in dieser Frage keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen, sei mir gestattet, — wenn auch nur andeutungsweise — eine kurze erklärende Einführung zu geben. Die wissenschaftliche Tierzucht hat in der Ernährungsphysiologie einen chemischen Materialismus ohne Berücksichtigung vitaler Einflüsse restlos fallen lassen müssen. Gewisse biologische Imponderabilien in der Futterzusammensetzung einerseits, sowie individuelle und rassische Beanlagung der Tiere andererseits stehen augenblicklich im Vordergrund des Forschungsinteresses. Der Fragen-Komplex der Geschmackstoffe, die als Katalysatoren erkannten organisch gebundenen

[11]) C. Schuchhardt: Alteuropa in seiner Kultur- und Stilentwicklung.



Salze, die Vitamine, die Wertigkeit und Verdaulichkeit der aufgenommenen Nahrungsgrundstoffe, Eiweiß, Fett und Kohlehydrate seien hier nur als wesentlichste Punkte herausgegriffen. Das Eiweiß steht besonders im Brennpunkt des allgemeinen Interesses. Seitdem man den Kernpunkt der Eiweißfrage nicht in dem Faktor „Eiweiß", sondern in dessen Grundstoffen sehen gelernt hat, ließ man auch den bisher üblichen Eiweißschematismus fallen. Man erkennt dem Eiweiß der einzelnen Futterstoffe — stets unter Voraussetzung gleicher Gehaltsmengen — eine verschiedene „Wertigkeit" zu, und erkennt als ausschlaggebend einerseits den Zweck der Verfütterung, andererseits die verschiedene Reaktion der einzelnen Haustierrassen auf gleiche Eiweißstoffe. Welche Umstände bei der Verdaulichkeit des Eiweiß eine Rolle spielen, ist schwer zu sagen. — Unter Führung von Nordamerika fußen wir ziemlich ausschließlich auf den eigenartigen Ergebnissen umfangreicher Versuche.

Der Körper baut während der Verdauung Eiweiß in Grundstoffe (Aminosäuren) ab, nimmt diese durch die Darmwand auf und setzt sie an den Aufbauzentren des Körpers zu arteigenem Eiweiß zusammen Der Vorgang ist im einzelnen noch ungeklärt. Auf jeden Fall spielen die Proteine als Träger der Umsetzungen eine Rolle und dirigieren den Stoffwechsel. Sicher scheint nun zu sein, daß die Proteine einer aufgenommenen, noch nicht sterilisierten Nahrung, einen Einfluß auf die Verdauungsvorgänge haben, sich beim Abbau des eigenen, der Verdauung unterworfenen Plasmas beteiligen und den Proteinen des verdauenden Organismus entgegenkommen. Da Proteine immer arteigen sind, so kann es nicht gleichgültig sein, ob sich die Proteine der gegessenen Nahrung und die des verdauenden Organismus gegenseitig in die Hände spielen — sich also verhalten wie ein passender Schlüssel in einem Schloß — oder ob sie nur einen unvollkommenen Kontakt mit einander einzugehen vermögen. Die „Verdaulichkeit" eines Eiweißstoffes hängt auf jeden Fall damit zusammen.

Es ist wohl klar geworden, daß es in Zukunft nicht mehr angängig ist, eine Fleischsorte im Ernährungswert ohne weiteres der anderen gleichzusetzen, nur weil beide im chemischen Sinne Eiweiß sind. An den Unwägbarkeiten, die vorwiegend in den Geschmackstoffen begründet sind, also mehr oder weniger auf nervlichen Einflüssen beruhen, scheiterten bisher alle Phantastereien, die von einem künstlichen chemischen Nahrungsersatz für die Menschheit träumten. Sie werden auch kaum jemals verwirklicht werden. Wie verschieden Eiweiß wirken kann, je nach der Form, in der es aufgenommen wird, wird am deutlichsten, wenn man es in Beziehung zu einer physiologischen Leistung bringt. So ist erstaunlich, wie scharf z. B. Milchkühe auf eine richtige oder verkehrte Eiweißfütterung reagieren. — Am wenigsten ist in der Tierzucht die neuerdings so beliebte „Kalorienberechnung" der Humanphysiologie zur Verwendung geeignet [12]).

Der Semite und das Schwein sind faunistische, also physiologische Antipoden. Es wäre nicht undenkbar, daß der Genuß von Schweinefleisch dem Semiten eine physiologische Disharmonie in seinem Körper bereitet. Die

---

[12]) Abgeschlossene Literatur hierüber ist m. W. noch nicht vorhanden. Ich verweise besonders auf ein demnächst im Verlag M. u. H. Schaper, Hannover erscheinendes Werk von Professor Kleberger, Gießen. Klebergers Kolleg verdanke ich die Einführung in die hier entwickelten Gedankengänge. Weiterhin verweise ich auf:

du Bois-Reymond, Physiologie der Menschen und der Säugetiere. Berlin 1920.
Abderhalden E., Die Grundlagen der Ernährung. Berlin 1919.
Beuker: Zeitschrift für angewandte Biologie.

Wechselwirkung von Nahrungs-Chemismus und Stoffwechsel-Chemismus steht fest. Gesundheit ist wesentlich davon abhängig, ob beide aufeinander abgestimmt sind; beide bestimmen den biologischen Rhythmus eines Organismus. Jede Dissonanz hierin ist eine Störung im Stoffwechselablauf[13]). Der menschliche Organismus hat hierfür aber keinen feineren Registrator wie seine Haut, und Unreinheiten, Ausschläge, Nesseln, Ekzeme sind ja die bekannten Folgen. Daher könnte es sehr gut möglich sein, daß das Verbot der Juden auf tatsächliche Beobachtungen zurückgegangen ist, ohne daß es sich deshalb um „Aussatz" im Sinne von „Lepra" gehandelt zu haben braucht. Dieses Verbot könnte somit ein bemerkenswerter Beitrag zur menschlichen Rassenkunde werden. Noch einmal sei betont, daß klimatische Gründe jedenfalls unter keinen Umständen die unmittelbare Ursache gewesen sind.

Um zu zeigen, daß Wechselbeziehungen zwischen Ernährung und menschlicher Rasse vielleicht viel enger in unser Leben eingreifen, als wir bisher ahnen, sei hier auf eine Erscheinung hingewiesen, die sich unter uns abspielt. Es betrifft den Genuß von nichtausgemahlenem Roggenbrot, wie letzteres eigentlich nur noch gewisse Gegenden Nordwestdeutschlands in seiner schweren unverfälschten Form herstellen.

Der Roggen besitzt ein stickstoffhaltiges Alkaloid „secalin". Füttert man Roggen an Haustiere, ohne dieses Alkaloid durch vorhergehende Behandlung aufzuheben, so kann man bemerkenswerte physiologische Erscheinungen beobachten. Gewisse Pferderassen reagieren darauf mit Dickblütigkeit oder Dummkoller, hochtragende Kühe mit Herzschwäche, Schweine mit hohem Gewicht bei gewissen Rassen mit Blutstürzen[14]). Deutlich geht daraus hervor, daß in dem Roggen, auf physiologischem Gebiet, ein selektiver Faktor stecken kann.

Beachtenswert ist in dieser Beziehung aber weiterhin, daß der Roggen die ausgesprochene Getreidepflanze des regenreichen Seeklimas der gemäßigten Zone Nordeuropas ist. Für seine früheren unveredelten Landsorten waren die Anbauzonen relativ beschränkt. Deren Zentrum blieb im Nordnordwesten Europas. Von hier strahlten sie hauptsächlich nach Osten und Süden aus. Es gibt aber viele Stellen Süddeutschlands, die die alten Landroggen gar nicht kennen lernten. Erst moderne Roggenzüchtungen haben die Grenzen verwischt. Mit dem Roggen zusammen geht der Hafer. Er ist auf Grund seines großen Feuchtigkeitsbedarfs und ausgesprochener Kälteempfindlichkeit in seinen Landsorten noch wesentlich abhängiger vom Nordwesten Europas, als der Roggen. Diesen beiden Getreidearten stehen die Landsorten von Weizen und Gerste ungefähr gegenüber. Allerdings verlangen beide in dieser Hinsicht eine gewisse Einschränkung. So umflügelt der Weizen die Roggenzone an der Westküste entlanggehend hoch nach Norden hinauf, während die Gerste durch drei Unterarten in verschiedenen Klimagebieten beheimatet ist. Sie ist in Süddeutschland ebenso anzutreffen, wie im äußersten Norden, wo Roggen und Hafer der Kälte wegen nicht mehr gedeihen. Absolute Gegensätze bleiben aber Roggen und Weizen. Betrachtet man diese beiden Getreidearten lediglich im Westen Europas — als östliche Grenze sei eine Linie vom Scheitelpunkt des Alpenbogens bis Südskandinavien gedacht — so ist

---

[13]) Kronacher-Hannover wagte sogar hierauf eine Vermutung auszusprechen. Er hält es für möglich, daß konstante Einwirkung einer nicht zusagenden Ernährung die eigentliche Ursache für minimale partielle Mutationen ist (s. seinen Vortrag über Konstitution in der „Züchtungskunde" Heft 4, 1926, Herausgeber Dtsch. Ges. f. Züchtungskunde, Göttingen, Nikolausberger Weg 9).

[14]) Kleberger-Gießen (Kollegheft).

zu sagen, daß der Roggen vom wolkenbedeckten Nordnordwesten ausstrahlt, der Weizen aber aus dem wolkenfreien Südwesten. Schematisch gezogen finden wir die Roggen-Weizen-Grenze nicht; beide durchschieben sich manchmal sehr eigenartig und strahlen oft recht merkwürdig eine in die andere hinein. Der richtige Nordwestdeutsche kann ohne sein schweres, schwarzes Roggenbrot nicht leben, der echte „Romane" behauptet, von diesem Brot krank zu werden und verlangt dringend nach seinem weißen Weizenbrot. — Dieser Tatsache mußte im Kriege bei französischen Gefangenen bekanntlich Rechnung getragen werden; die französische Hugenottenkolonie in Berlin gibt oder gab noch bis vor kurzem an ihre Mitglieder Weizenbrot aus, und die Uckermark und Vorpommern erhielten ihren Weizenanbau erst durch die dort angesiedelten Wallonenkolonien aus der Pfalz. — Es braucht sich bei der ablehnenden Einstellung der Romanen zum Roggenbrot um keine Einbildung zu handeln; wahrscheinlich haben wir es hier mit einer menschlichen Parallele zu der vorhin bei den Haustieren geschilderten Wirkung des stickstoffhaltigen Alkaloids „secalin" zu tun.

Aus den oben gezeichneten Hauptausstrahlungszentren der beiden Getreidearten Roggen und Weizen strahlen auch zwei menschliche Rassen nach Europa hinein, der nordische Mensch und der westische. Beide Rassen halten zäh an ihrem gewohnten Getreide fest. Sollte das Zufall sein? Mir scheint doch eher, daß entwicklungsgeschichtliche Zusammenhänge einer physiologischen Anpassung — in selektivem Sinne natürlich — vorliegen, jedenfalls der ernstesten Aufmerksamkeit wert sind.

Wo in Nordfrankreich die Grenze zwischen Germanen und Romanen läuft, ist auch die ungefähre Grenze zwischen Roggen und Weizen ursprünglich gewesen. Das fiel schon Goethe auf, als er vor Verdun lag. Der Niederschlag seiner Beobachtung ist folgendes nur wenig bekannte, launige Gedichtchen:

> Hierorts hat es keine Not
> Schwarze Mädchen, weißes Brot.
> Morgen in ein ander Städtchen
> Schwarzes Brot und weiße Mädchen.

Doch zurück zum Schwein! Die eben angeregten ernährungsphysiologischen Tatsachen bieten, wie wir gleich sehen werden, einen guten Übergang zur Erklärung einer letzten Frage. Warum spielt denn eigentlich das Schwein im Kult nordischer Völker und in der Landwirtschaft unserer Vorfahren eine so große Rolle?

Der zweite Teil der Frage scheint oberflächlich betrachtet sehr leicht beantwortbar zu sein. Die großen Buchen- und Eichenbestände in den riesigen Laubwäldern Germaniens waren die idealste Schweineweide, die man sich denken kann. Bezeichnenderweise geht auch die Schweinezucht in Deutschland in dem Augenblick zurück, wo die vordringende Zivilisation den Wald verdrängt. Dafür tritt dann das Rind in den Vordergrund. Erst die moderne Industrieentwicklung hat dem Schwein als Abfallverwerter wieder eine Bedeutung zugewiesen und es an die Spitze des tierzüchterischen Interesses gestellt.

Wir hatten schon im ersten Teil dieser Betrachtungen gesehen, daß die hohe Bedeutung der Schweinezucht unter den Germanen eine uralte Einrichtung sein muß. Jedenfalls schließen wir das aus ihrer äußerst reichhaltigen Schweineterminologie. Ebenso dürfen wir aus dieser Tatsache weiterhin ableiten, daß die Germanen, genau seit der Zeit, wo ihre Sprache sich mit dem Schwein aus-

einanderzusetzen beginnt, ein Waldvolk gewesen sein müssen. Aber die alten Haustiere der Germanen sind wahrscheinlich ursprünglich alle Waldtiere gewesen; jedenfalls war — wie heute noch in Finnland — für alle Haustiere die Waldweide üblich, wenn nicht sogar ausschließlich gebräuchlich. Daher ist die primäre Bedeutung der Schweinezucht allein mit dem Hinweis auf den ausgedehnten Laubwald noch nicht erklärt; besonders nicht, wenn man die leichte Nahrungsbeschaffenheit bei dem großen Waldreichtum im Auge behält.

Auch diese Frage ist wahrscheinlich lösbar, wenn man sie ernährungsphysiologisch aufrollt. Sollte sich mein Erklärungsversuch als richtig herausstellen, so würde dieser Punkt einen weiteren stützenden Unterbau für die Ableitung der nordischen Rasse aus dem gemäßigten Waldklima Nordeuropas abgeben.

Folgendes muß aber dazu in der Erklärung vorangestellt werden. Entgegen den üblichen Vorstellungen über die eiszeitlichen Verhältnisse in Europa hat die Geologie andere Auffassungen. Jedenfalls besteht eigentlich keine Unklarheit darüber, welche Flora und Fauna in Europa unmittelbar vor, in und nach der Eiszeit vorherrschend war[15]). Sie blieb ziemlich konstant, und die Eiszeit hat nicht prinzipiell in sie eingegriffen. Es ist durchaus falsch, die Eiszeit als Abschluß einer Epoche zu betrachten; sie war ein Zwischenglied in einer heute noch gültigen geologischen Epoche. Vor allen Dingen war die Eiszeit keine Kältekatastrophe, am wenigsten entstand sie durch Vereisung. Nordeuropa und mehrere Gebirge vergletschern wohl; aber Gletscher entstehen durch Schnee und nicht durch Kälte schlechthin. Es besteht die Tatsache, deren nähere Erläuterung hier überflüssig ist, daß der Wasserkreislauf, die Vadose, im Norden und auf den Höhen der Gebirge damals nicht wie heute als Regen fiel. Vielmehr ging dort Schnee in solchen Mengen nieder, daß sein Druck Gletscher in gewaltiger Mächtigkeit von Skandinavien bis nach Mitteldeutschland vortrieb, ehe die Wärme ihrer Herr werden konnte. Entsprechend vergletscherten die Täler der europäischen Gebirgszüge, die beispielsweise im europäischen Süden sich in tropische Landschaftsstriche hineinschoben (vgl. auch die jetzigen Vergletscherungen des Kilimandjaro und Himalaja). Die Länge eines Gletschers ist immer die Resultante aus Schneedruck im Ursprungsgebiet und Wärmeintensität an der Gletscherzunge. — Uns beschäftigt hier zunächst nur, daß die eiszeitlichen Gletscher große heutige Klimabezirke überschoben. Die Verteilung der Klimabezirke war dadurch eine andere als heute. Trotzdem blieben in gletscherfreien Gebieten gewisse Inseln bestehen, die das auch heute noch herrschende Klima beibehalten haben. — Das Verschwinden der Gletscher wurde durch trocknende Winde ausgelöst, nicht durch Abschmelzen des Eises infolge einer höheren Allgemeintemperatur. Der freigelegte, tote Boden war zunächst nur einer Steppenvegetation zugänglich, bis er durch Humus und Bakterienflora wieder so weit belebt war, daß der eigentlich zu dem Klimastrich gehörende Wald von ihm erneut Besitz ergreifen konnte. Die relativ kurze Steppenzeit Europas zog jedesmal auch die dazu gehörende Fauna aus Asien nach Europa hinein, bis der vordringende Wald der Waldfauna wieder den Vorsprung gab.

Diese kurze Erläuterung der eiszeitlichen Verhältnisse mußte vorangestellt werden um zu zeigen, daß der Laubwald der gemäßigten Zone mit seiner Tierwelt, besonders mit dem uns hier interessierenden Wildschweine, in Europa durch das ganze Diluvium (Eiszeit) bestanden hat, auf jeden Fall längst seit der Zeit, wo

---

[15]) J. Walther: Allgemeine Palaeontologie. Geologische Fragen in biologischer Betrachtung. Berlin 1922. (III. S. 463 enthält ausführliche Literaturzusammenstellung.)

erstmalig der Mensch auftritt. Die Vergletscherung Europas verschob die Verhältnisse wohl, aber sie änderte sie nicht im Prinzip.

Nimmt das Schwein unter den hier wichtigen Wildtieren irgendwie eine Sonderstellung ein? Es tut dies unzweifelhaft schon allein durch seine Fähigkeit, in größerem Umfange Fett (Speck) anzusetzen; das kann es in einem Maße, wie es sonst keine andere Tierart seines Formenkreises wieder erreicht. So muß angenommen werden, dieser Umstand könnte in der Ernährung der frühesten menschlichen Bewohner Nordeuropas eine Rolle gespielt haben.

Zu erklären wäre zunächst, welche Rolle das tierische Fett in der menschlichen Ernährung einnimmt. — Trotz mancher Ideen, die ihren Ursprung aus dem modernen „Vegetarismus" verraten, steht für mich fest, daß der Mensch — seit er als Mensch auftritt — ursprünglich kein Vegetarier gewesen sein kann, jedenfalls nicht in Europa. Im Bau seiner Verdauungsapparate steht der Mensch näher bei den Raubtieren als das Schwein. Die ausgleichenden Magen- und Darmorganisationen der Zweihufer und der Pferde zur Verwertung und Zerstörung der pflanzlichen Zellulose hat der Mensch überhaupt nicht, bzw. im Blinddarm so rudimentär oder nicht weiter ausgebildet, daß wir es bei ihm mit dem Organ einer vormenschlichen Stufe zu tun haben müssen. Das nordeuropäische Klima bietet und bot dem Menschen ohne eine Kulturerrungenschaft wie das Feuer keine Möglichkeit als Vegetarier leben zu können; höchstens konnte er eine Zeitlang von Knollen und Wurzeln — die kaum Zellulose besitzen — vegetieren. In den heißen Klimabezirken der Erde, besonders in den Tropen, ist das anders, gehört aber nicht hierher. — Die Kulturhistoriker zeigen uns die ältesten Paläolithiker als Jäger, also Fleischesser und bestätigen somit das, was wir aus der vergleichenden Anatomie ebenfalls ablesen.

Die Grundstoffe unserer Ernährung sind Eiweiß, Fett und Kohlehydrate. Ohne Feuer oder mechanische Einwirkung kann sie sich der Mensch — allein durch seine Magen- und Darmorganisation — aus der Pflanze nicht beschaffen. Sie stehen ihm erst zur Verfügung nach ihrer Umwandlung in Fleisch (tierisches Eiweiß) und in tierisches Fett durch die pflanzenfressenden Tiere.

Fleisch und tierisches Fett waren die Grundlagen der Ernährung unserer nordischen Vorfahren. Das geht aus der hohen Stellung unserer Haustierzucht genau so deutlich hervor, wie es bei dem Wildreichtum ihrer Wälder natürlich ist. Soweit sie aus diätetischen Gründen eine Beinahrung wünschten, deckte das Getreide ihren Kohlehydratbedarf und andere pflanzliche Zutaten ihr sonstigges Geschmacksbedürfnis [16]).

Durch Eiweiß ersetzt sich der menschliche Organismus seine verbrauchten Organteilchen: gleichzeitig kann er Eiweiß innerlich verbrennen und es dadurch zur Auslösung motorischer Energie oder zur Wärmeentwicklung verwenden.

Durch Fett kann sich der Mensch nur Energie zuführen, aber er kann es nicht wie das Eiweiß zu körperlichen Reparaturen, zum Baustoffwechsel benutzen. Man stelle sich dieses wie bei einer Maschine vor, die durch Kohle wohl geheizt und vorwärtsbewegt werden kann (Lokomotive), deren verbrauchte Materialteile aber nicht

[16]) Obwohl ich aus persönlichem Interesse und beruflicher Notwendigkeit einigermaßen über ernährungsphysiologische Probleme unterrichtet bin, habe ich bisher nichts im Vegetarismus entdecken können, was auf physiologischem Gebiet wirklich klar in den Grundlagen aufgebaut wäre. Nur so viel scheint mir klar zu sein, daß diejenigen, die den Vegetarismus deshalb in die nordische Bewegung tragen wollen, um die nordische Rasse zu erneuern, ein Pferd beim Schwanze aufzuzäumen versuchen.

durch Kohle zu ersetzen sind. — Die Heizkraft des Fettes ist aber auch dafür eine sehr viel nachhaltigere, als die des Eiweiß.

Der menschliche Organismus steht unter dem Gesetz, daß er für den Ablauf der Lebensbetätigungen seine Körpertemperatur ununterbrochen auf der gleichen Höhe halten muß. Je mehr äußerlich die Temperatur sinkt, um so stärker muß der Körper Heizmaterial erhalten, um diesem Gesetz nachkommen zu können. Sonst muß er die Substanz seines Körpers angreifen. Daher sehen wir, wie sich das Verlangen der Menschen nach Fett als demjenigen Nahrungsgrundstoff, der am nachhaltigsten Wärme erzeugen kann, in einer interessanten Kurve umgekehrt zur äußeren Klimatemperatur bewegt. Der Eskimo trinkt mit Vergnügen täglich 5 Liter Tran, ein Kunststück, welches wir selbst im kältesten Winter nicht nachmachen. Dagegen schüttelt es schon den Italiener im Gedanken an ein deutsches „deftiges“ Speckbrot, welches uns nach winterlicher Jagd oder langem Aufenthalt in kalter Luft ein hoher Genuß ist. — Pflanzliche und tierische Fette unterscheiden sich nicht grundsätzlich, wohl aber in ihrem Heizwert; darin steht das pflanzliche Fett weit hinter dem tierischen zurück. Bezeichnenderweise sehen wir also Italiener seine Nahrung mit pflanzlichen Fetten (Öl) zubereiten.

Nordeuropa hat immer seinen Winter gehabt. In ihm mußte das Wildschwein und sein Speck bei der Ernährung die erste Rolle spielen, mindestens im ernsten Wettstreit mit dem sonst so beliebten, leicht verdaulichen Knochenmarkfett stehen. Dies traf besonders in jenen Gegenden zu, wo der Golfstrom nicht mehr das Zufrieren der Flüsse und Seen hindern kann und die sehr fetthaltige Fischnahrung daher ausfällt. Dort wird ein strenger Winter immer zur Notzeit und stellt den kräftigen Schweinebraten in den Vordergrund des jagdlichen Verlangens.

Eine weitere Eigenart der Wildschweine ist die leichte Zähmbarkeit junggefangener Frischlinge, sowie ihre Veranlagung, eingesperrt Fett anzusetzen, sogar sehr fett zu werden. Die Annehmlichkeit, sie mit jeden Abfällen der eigenen menschlichen Nahrung einfach und leicht ernähren zu können, stellt sie ebenfalls aus der Reihe des nordeuropäischen Wildes heraus. — Hierin sehe ich die grundlegende Bedeutung des Schweins für das nordische Siedlertum und zwar in besonderer Beziehung zum Winter. Daraus muß sich im Laufe der Zeit die bevorzugte Stellung des Schweins unter den nordischen Haustieren entwickelt haben, ganz besonders, als man die Konservierung seines Specks im Rauchfang für winterliche Notzeiten gelernt hatte. Jedenfalls ist der offensichtliche Vorteil der Schweine im winterlichen Norden zu deutlich, um eine andere Vermutung zuzulassen. — Soll man sich dann aber wundern, wenn der Mensch dasjenige Tier, welches ihm persönlich von größter Wichtigkeit wurde, auch an die erste Stelle seiner Opfertiere rückte? Will man seinen Gott versöhnen, so stiftet ihm der naive Mensch das, was ihn selber versöhnen würde. Die frühe und auffallend hohe Bedeutung des Schweins in nordischen Kulten ist dadurch vielleicht sehr leicht zu erklären.

Ich hoffe erschöpfend gezeigt zu haben, daß das Schwein zweifellos ein Kriterium für nordische Völker und Semiten ist. Vielleicht regen diese Zeilen unsere Rassenforscher aber auch einmal an die biologischen Grundlagen der menschlichen Rassen sich etwas näher anzusehen, als dies bisher geschehen ist.

Die mittelalterlichen Ansiedelungen fremder Kolonisten in Nordwestdeutschland (800—1600).

Von Dr. Johann Folkers zu Rostock i. Meckl.

(Fortsetzung).

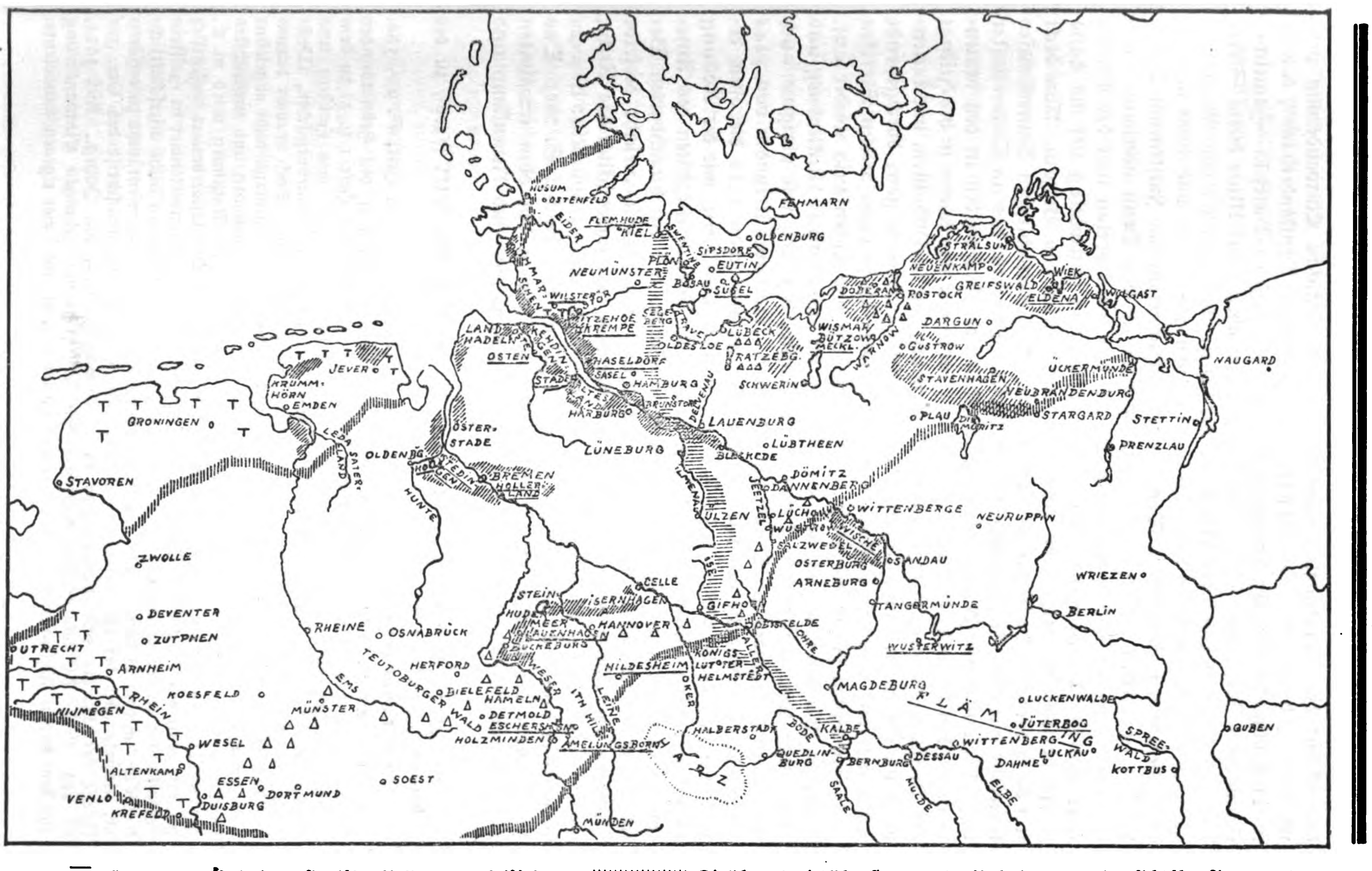
Nun hat schon 1848 Lisch[45]) darauf hingewiesen, daß die außerordentliche Verbreitung des Namens Westphal, der ja auch Reuter (Franzosentid) als typisch mecklenburgisch erschien, auf westfälische Herkunft hindeute, zumal da der Name hauptsächlich im nördlichen Mecklenburg der Hagendörfer auftrete[46]). Sind nun auch die weiteren von Lisch beigebrachten Beweisgründe aus dem Gebiete der Volkskunde nicht sonderlich tragfähig, da teils unzureichende Beobachtung der Verbreitung, teils falsche Verallgemeinerung vorliegt — manche seiner Merkmale sind nicht westfälisch, sondern gemeinniederdeutsch —, so spricht doch in der Tat mancherlei anderes für einen starken westfälischen Einschlag in der wendisch-niedersächsischen Blutmischung gerade des mecklenburgischen Volkstums. Da ist zunächst das Zeugnis eines sachkundigen Zeitgenossen, des Chronisten Helmold von Bosau. Er läßt den Fürsten des Obotritenlandes, also damals nach Abtrennung der Grafschaft Schwerin der östlichen Hälfte des heutigen Mecklenburg-Schwerin, Pribislaw, eine Rede an seine Slawen halten, um sie mitfortzureißen zum Aufstande gegen Heinrich den Löwen, „der uns das Erbe unserer Väter genommen und überall in demselben Fremdlinge eingesetzt hat, nämlich Fläminger und Holländer, Sachsen und Westfalen und andere Nationen“ (II, 2). Auch für die Grafschaft Ratzeburg, die damals außer dem schleswig-holsteinischen Kreise Herzogtum Lauenburg auch die heute mecklenburgischen Länder Gadebusch, Wittenburg und Boizenburg bis über Hagenow hinaus nach Südosten umfaßte, berichtet Helmold, daß der Graf Heinrich von Badewide schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts eine große Menge Leute aus Westfalen ins Land der Polaben gerufen und ihnen Land nach der Meßschnur zugeteilt habe (I, 91). Für den heutigen Kreis Herzogtum Lauenburg glaubt denn auch Gustav Friedrich Meyer feststellen zu können, daß „ein westfälischer Einschlag in der Mundart des Kreises noch heute als besonders charakteristisch unverkennbar“ ist, während die jetzige lauenburgische Mundart „Belege flandrischer Spracheinflüsse nicht mehr erkennen“ läßt[47]). In Holstein wurden nach Helmold, der hier natürlich besonders gut Bescheid wußte, Westfalen insbesondere im Bezirk Dargun angesiedelt. Ohnesorge[48]) hat nachgewiesen, daß dieser Gau Dargun bei Segeberg zu suchen sei. Endlich ist noch ein Argument aus

[45]) Lisch, Über die Herkunft der Kolonisten Mecklenburgs. Jahrb. f. meckl. Gesch. XIII (1848) S. 113.

[46]) Soviel ich sehe, ist der älteste Beleg eine Urkunde von 1244 (Meckl. U.-B. I, 565), in der Graf Gunzelin von Schwerin auf Wiesen zu Lübeck verzichtet, die er „fideli nostro Everhardo Westphalo“ überlassen hat. Allerdings ist hier noch ein Zweifel möglich, ob nicht vielleicht noch einfache Heimatsangabe vorliegt.

[47]) Das Plattdeutsche des Kreises Herzogtum Lauenburg: „Die Heimat“, Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein usw., 32. Jahrg., Kiel 1922, S. 102 ff.

[48]) Ohnesorge in der Zeitschr. f. lübeckische Geschichte XII (1910) S. 162.



≡ Grenzzone der Verbreitung slawischen Volkstums nach Westen. — |||||||||||||||| Südliche und nördliche Grenzzone der Verbreitung des niedersächsischen Bauernhauses. — ////// Verbreitungsgebiete d. mittelalterl. Kolonistendörfer (Marsch- und Waldhufendörfer, Hagendörfer). Nur innerh. d. Deutschen Reiches dargestellt! — Δ Δ Δ Vorkommen des niedersächsischen Dreiständerhauses. — T T T Vorkommen des niedersächsischen und friesischen T-Hauses (Krüzhus, Krüßelwark). — Unterstrichene Orte sind sichere Fremdansiedelungen von erheblicher Bedeutung aus der Zeit 800 bis 1600.

dem Gebiet der Bauernhausforschung für die westfälische Einwanderung verwendbar. Ich habe das von Peßler[49]) so genannte „Dreiständerhaus", das er in einem schmalen Streifen (ungefähr Duisburg—Münster—Bielefeld—Hameln—Hannover—Salzwedel—Wittenberge), vor allem aber in der Mitte dieses Streifens zwischen dem Lippeschen Wald und der Weser oberhalb der Porta Westfalica als verbreitet nachgewiesen hat, auch in Mecklenburg gefunden, und zwar in zwei scharf begrenzten Gebieten[50]). Das eine umfaßt ungefähr das Fürstentum Ratzeburg[51]) (im Kreise Herzogtum Lauenburg habe ich das Dreiständerhaus nirgendwo gefunden), das andere ein Dreieck, das um Doberan von der Ostseeküste zwischen Warnemünde und Brunshaupten aus spitzwinklig tief ins Land hinein vorstößt bis etwa zehn Kilometer nordwestlich von Bützow. Nun deckt sich der Doberaner Bezirk der Dreiständerabart des niedersächsischen Bauernhauses ungefähr mit dem Siedelungsgebiet des Klosters Doberan, das ein Tochterkloster von Amelungsborn (Raabeschen Angedenkens) bei Holzminden in den braunschweigischen Weserlanden war. Hier aber befinden wir uns wieder in der Heimat des Dreiständerhauses; ja sogar die in Mecklenburg wie in Ostholstein und Lauenburg im Gegensatz zum Hauptteil Niedersachsens verbreitete ganz durchgehende Diele tritt hier von den Weserlanden von Hameln ab in einen breiten Streifen nach Südwesten bis in die Gegend von Arnsberg und Lüdenscheid wieder auf. Zu allem Überfluß war auch noch das Kloster Amelungsborn in Mecklenburg und zwar nicht weit südlich von Doberan, in Satow, begütert, wie übrigens auch im Süden des Landes um Dranse bei Wittstock. Nach zwei Urkunden von 1244 waren die Amelungsborner Mönche um Satow, wo schon 1224 die oben erwähnten vier Hagendörfer (Indagines) auftauchten, noch eifrig mit der Rodung beschäftigt. Fürst Nikolaus von Werle muß daher Grenzstreitigkeiten des Amelungsborner Abtes und seiner Laienbrüder in Satow mit den benachbarten Besitzern im Waldgebiete ordnen. Für das Gebiet um Dranse verleiht derselbe Nikolaus von Werle in einer weiteren Urkunde von 1244 ausdrücklich das Recht, cuiuscunque generis homines et cuiuscunque artis anzusiedeln: liberam potestatem vocandi ad se et collocandi (Meckl. Urk.-Buch I S. 536). Das sind beinahe die gleichen formelhaften Ausdrücke wie in den oben erwähnten pommerschen Ansiedelungsprivilegien für Dargun, Eldena und Neuenkamp und

---

[49]) Vgl. die Karte im Archiv für Anthropologie N. F. Bd. VIII (1909), zu der Abhandlung Peßlers S. 157—182.

[50]) Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg XX. Bd. (1925) 4. Heft, S. 97—130.

[51]) Wenn Fr. Allerding auf Grund der Flurnamen (Mittlg. des Heimatbundes für das Fürstentum Ratzeburg 8. Jahrg., Schönberg in Meckl. 1926, Heft 1 u. 2) zu dem Schluß gelangt, die ratzeburgischen Siedler seien ganz überwiegend aus Holstein und Stormarn gekommen, nur ganz schwache Spuren wiesen nach dem Lüneburgischen, Westfalen und Flandern, so scheint das auch mir durchaus wahrscheinlich. Doch braucht darum die Nachricht Helmolds über westfälische Einwanderung ins Polabenland nicht abgelehnt oder wenigstens auf das südliche Polabenland (Herzogtum Lauenburg und westlichstes Mecklenburg-Schwerin) eingeschränkt zu werden. Im Fürstentum Ratzeburg wird m. E. Helmolds Angabe durch das Auftreten des Wohnhauses in Dreiständerbauart wesentlich gestützt, denn wie im größten Teile von Mecklenburg kommt Dreiständerbauart in Holstein ausschließlich bei reinen Wirtschaftsgebäuden vor, wo das Vorkommen leicht wirtschaftlich-technisch aus dem Bedürfnis nach größtmöglicher Ausnutzung der Bansenräume zu erklären ist, niemals aber bei Wohnhäusern (Pott, „Die Heimat", Monatsschrift des Ver. zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, 34. Jahrg., Kiel 1924, S. 229—232). Die zahlenmäßig gegenüber den Holsten ziemlich schwache Einwanderung aus dem fernen Westfalen fiel dem Chronisten stärker auf, als die seiner eigenen Landsleute.

Heinrich Borwins Privileg für Doberan. Daß also die Amelungsborner Mönche sich tatkräftig auf dem Gebiete der Ostlandsiedelung betätigten, ist völlig sicher.

Wahrscheinlich läßt sich diese Spur vom Doberaner Dreieck, dessen Eigenart in Dialekt und Volkstracht vielleicht einmal weitere Anhaltspunkte bietet, nach den mittleren Weserlanden sogar noch ein Stück weiter rückwärts verfolgen. Aus einer in die Zeit von 1134—1137 zu setzenden Urkunde[52]) des Bischofs Bernhard von Hildesheim ergibt sich nämlich, daß gerade die Gegend, in der um 1130 das Kloster Amelungsborn erstand als Tochterkloster des niederrheinischen Altenkamp unweit Geldern, wenigstens zweimal nicht unbedeutende Einwanderung erfahren haben muß. Der erste Zuzug fällt schon einige Jahrzehnte vor Gründung des Klosters, der zweite in die Zeit der Ausstellung obenerwähnter Urkunde. Den Einwanderern, deren Heimat nicht ausdrücklich genannt wird — sie heißen advenae und exules, „Fremdlinge" — wird in Erwartung ausgedehnter Waldrodungen weitgehendes Entgegenkommen gezeigt, ihre Rechtsstellung hat große Ähnlichkeit mit derjenigen der niederländischen Ansiedler, mit denen 1106 der Erzbischof Friedrich von Bremen jenen berühmten Muster-Kolonisationsvertrag schloß, auf den noch weiter unten zurückzukommen sein wird. Da ferner unter den mitunterzeichnenden Einwanderern neben den Namen Bertoldus, Franko, Baldricus, Theodericus insbesondere ein Baldwinus erscheint, der entschieden nach den Niederlanden weist, so dürfte es sich auch hier um niederländische, vermutlich flämische Ansiedler gehandelt haben. Als Wohnort der Kolonisten wird Eschershausen (wiederum Raabeschen Angedenkens) genannt, doch hat Rustenbach[53]) nachgewiesen, daß auch in einer ganzen Reihe von Dörfern der Umgegend von Eschershausen Grundstücke erscheinen, die bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts unter einem besonderen Rechte standen, „in quo continentur jura hegerorum", sogenannte „Hägergüter". Daß die Zahl der Einwanderer nicht gering gewesen sein kann, ergibt sich schon aus der Tatsache, daß nach der Urkunde von 1134—1137 die Fremden einen eigenen Pfarrer und eine geordnete geistliche und weltliche Vertretung hatten. Es wird bestätigt durch die Verbreitung der „Hägergüter", die sich weithin an den Hängen von Ith, Hils und Vogler entlang zogen und außer um Eschershausen sich namentlich um Bremke, Harderode, Stadtoldendorf, sowie um Stroit[54]) gruppierten, wo das Hägergericht für das ganze Amt Greene gehalten wurde. Es ist nicht ohne Interesse, daß 1401 der „Grebe zur Strud" (Gräfe, Graf) Hermann Hagemeister hieß (Rustenbach a. a. O. S. 580). Dieser Familienname, entstanden aus der alten Amtsbezeichnung des sonst „Burmeister" genannten Ortsvorstehers in den Rodesiedlungen, ist noch heute im Gebiete des alten Waldstreifens im nördlichen Mecklenburg und Vorpommern weit verbreitet und stieß mir auch in der oben erwähnten merkwürdigen Rundlingsgruppe deutscher Gründung südlich des heutigen Sachsenwaldes auf, wo „Hahmester" im Altendeutsch

---

[52]) Abgedruckt bei Kötzschke, Quellen zur Gesch. der ostdeutschen Kolonisation, Leipzig 1912, S. 6—9.

[53]) Rustenbach, Häger und Hägergerichte in dem braunschweigischen Weserlande, Zeitschr. des Hist. Vereins f. Niedersachsen 1903, S. 560 ff.

[54]) Die Deutung dieses Namens weist auf Urbarmachung im späteren Mittelalter. „Mit Gesträuch und Gebüsch bewachsenes, auch wohl sumpfiges Gelände hieß mittelhochdeutsch struot und wird heute noch mundartlich ‚Strut' genannt. Daher Ortsnamen wie Struth und Strüth, Eichenstruth, Eschstruth, Erlenstruth usw.; in Niederdeutschland gehören Stroth und Strothe hierher" (F. Mentz, Deutsche Ortsnamenkunde 1927, S. 26/27). Vgl. auch die bezeichnende Ortsnamenbildung des Dorfes Strodthagen südlich Einbeck.

gerne zu „Hoffemeister“ verballhornt worden ist[55]). Unter den Ortsnamen der Umgegend von Amelungsborn erscheinen Altenhagen, Buchhagen, Heinrichshagen, Weddehagen, Lichtenhagen, Sievershagen, deren Ähnlichkeit mit den Ortsnamen des sog. „Häger Orts“ d. h. des Doberaner Bezirkes schon Rustenbach aufgefallen ist. Dazu kommt noch etwas anderes: „Massenweise liegen die Wüstungen bei Stadtoldendorf, Amelungsborn, Eschershausen und Wickensen in den Talflächen zwischen Hils, Ith, Homburg und der Bergkette des Ebersteines. Auch in dem nördlichen Ausläufer des Amts Eschershausen finden wir bei Bisperode die Wüstungen Bevenhusen, Bischopingrode, Altenhagen und Pollwerden; in dem südöstlichen Winkel des Amtes Stadtoldendorf zwischen Hils und Elfaß bei Eimen die Wüstungen Wienrode und Osternhagen“, schreibt Dürre[56]). Man sieht schon hieraus, daß die Namen auf vorwiegend späte Gründung der nachher wüst gewordenen Dörfer deuten. Ich hebe noch aus Dürres Verzeichnis hervor: Hagen oder Hachem, im Urkundenlatein Indago, um 1150 von Amelungsborn erworben, 1197 in päpstlicher Bestätigungsurkunde noch erwähnt, Bodenhagen, Hillekenhagen, Krabbenrode, Langenhagen (1197 ad Longam Indaginem), Nienhagen bei Holenberg, Quathagen, das schon 1245 ein Wald war, um den sich das Kloster Amelungsborn eine Zeitlang mit den Einwohnern von Eschershausen stritt, Wiehenhagen, Wigenrode, — lauter Rodungsdörfer, die schon ganz früh, zu Anfang des 13. Jahrhunderts unseren Blicken entschwunden sind. Da somit eine erhebliche Zahl der Hägergüter schon früh wieder wüst geworden und zum großen Teil aufgeforstet sein müssen, so ist es vielleicht nicht zu gewagt, den geschichtlichen Vorgang folgendermaßen zu rekonstruieren: die niederländischen oder niederrheinischen Ansiedler, von denen die späteren Scharen vielleicht über Altenkamp nach Amelungsborn geleitet wurden, fanden in den landwirtschaftlich z. T. wenig günstig gelegenen Hägergütern an Ith, Hils und Vogler nicht, was sie suchten, und so ergriff die übernächste Generation gerne die Gelegenheit, den Fuß weiter zu setzen ins Wendenland nach Doberan. Daß sie dahin das niedersächsische Bauernhaus des Weserberglandes — Dreiständerhaus mit Durchgangsdiele — mitbrachten, mag auf starker Mischung mit südniedersächsischen Bevölkerungsteilen beruhen, wäre aber auch aus rund 80 jähriger Ansässigkeit im Weserberglande zu erklären.

Damit ist allerdings schon die sehr verwickelte Niederländer-Frage angeschnitten.

Die so rekonstruierte Linie Niederrhein (Altenkamp)—Amelungsborn—Doberan bezeichnet die ganze Bewegungsrichtung der etappenweise von Südwesten nach Nordosten verlaufenden Wanderung. Es lassen sich dazu eine Fülle paralleler Linien ziehen. Man erhält z. B. immer die gleiche Richtung, wenn man die oben gegenübergestellten gleichen Ortsnamen auf der Karte verbindet Magdeburg—Neustrelitz (Godenswege), Halberstadt—Prenzlau (Haßleben und Kaakstedt), Osterburg in der Altmark—Ruppin—Naugard in Hinterpommern (Walsleben). Ebenso verläuft die Südgrenze des rein niedersächsischen Bauernhauses, und es ist sicherlich kein Zufall, daß nördlich dieser Grenze lübisches, im Süden aber magdeburgisches Stadtrecht herrscht. Da Lübeck sein Recht von Soest empfangen hat, so bekommen wir für den Zug des deutschen Rechts nach Osten die beiden Hauptlinien: Soest—Lübeck—Greifswald und

[55]) „Lauenburgische Heimat“, 3. Jahrg. 1927, S. 11.

[56]) Die Wüstungen des Kreises Holzminden, Zeitschr. des historischen Vereins für Niedersachsen, Jahrg. 1878, S. 178.

Magdeburg—Stettin. In letzterer Stadt, die der Oberhof für die pommerschen Städte magdeburgischen Rechts war, erscheinen ganz entsprechend unter den Namen der neun Bürger, welche die Gründungsurkunde vom Jahre 1243 mitunterzeichnen, folgende fünf mit einem Ortsnamen zusammengesetzt, der jedenfalls ihre Herkunft bezeichnen soll: Albertus de Brandenburch, Heinricus de Magdeburch, Lambertus de Sandow (an der Elbe bei Havelberg), Heinricus de Gubyn (Guben), Gerardus de Domiz (Dömitz an der Elbe oder Dahme in der Mark).

Der westfälische Einschlag hält sich nördlich von jener Bauernhausgrenze, genauer innerhalb des oben erwähnten Gebietes der Hagendörfer, wo er in den Städten Rostock, Stralsund und Greifswald bedeutsam hervortritt. Aus Stralsund zählt Fabricius (Das älteste Stralsunder Stadtbuch, 1872) für die Jahre 1270—1310 21 niederländische, 26 niederrheinische, 39 westfälische, 39 niedersächsische, 22 holsteinische, 24 skandinavische und 51 mecklenburgische mit Ortsnamen gebildete Personennamen auf. Um zu zeigen, wie sich auch in den Familiennamen die oben festgelegte Wanderung von Westfalen an die Ostseeküste verfolgen läßt, greife ich aus dem gelehrten Werke von Th. Pyl[57]), dessen Inhalt ich hier nicht im entferntesten ausschöpfen kann, wenige bezeichnende Beispiele heraus: „v. Coesfeld, westfälisches Rittergeschlecht (1215 ff.) und im Rate von Dortmund, war jedoch schon früh im Rate der baltischen Hansestädte, und seit 1229 in Lübeck durch Bernardus van Cusfelde, seit 1246 in Wismar durch Nicolaus de Cusvelde, seit 1259 in Rostock durch Andreas de Cosfelde (Koßfelderstraße!), seit 1258 in Greifswald durch Gherardus Cosvelde im Rate vertreten und findet sich um dieselbe Zeit in Stralsund, im Rate jedoch erst 1285—1347, in welchen Jahren zwei Mitglieder mit dem Vornamen Johann vorkommen“ (S. 115); „v. Soest, Stralsunder Patrizierfamilie, seit 1280 im Stadtbuch erwähnt und seit 1369 durch Arnold v. Soest im Stralsunder Rate vertreten, verbreitete sich von dem Stammorte Soest in Westfalen über die Nachbarorte, u. a. auch nach Dortmund und über ganz Norddeutschland und die südbaltischen Hansestädte, u. a. nach Lübeck, wo Volquin, Hermann, Leverad und Siegfried v. Soest 1175—77 im Rate waren, und Rostock, wo Arnold und Dietrich v. Soest 1279—87 im Rate genannt werden, bis nach Riga und wurde auch in Greifswald durch Rothger, Conrad und Gerhard v. Soest (1309—32) vertreten“ (S. 128). Für westfälische Einwanderung bis nach Vorpommern nördlich der Bauernhausgrenze[58]) spricht auch der starke Einfluß westfälischen Kirchenbaues, der Mecklenburg fast ganz beherrscht und ebenfalls bis nach Vorpommern reicht, sich hier aber schon mit ostfälischen Einflüssen kreuzt, die über die Altmark und Uckermark herüberkommen[59]). Bezeichnend ist, daß im Kirchenbau des Landes Stargard (Mecklenburg-Strelitz) der brandenburgisch-ostfälische Baueinfluß viel stärker war als der mecklenburgisch-westfälische, daß aber im Weizacker um Pyritz, wo auch eine Abart des niedersächsischen Bauernhauses herrscht, wieder die westfälischen Einflüsse im Kirchenbau aufzuleben scheinen. Als Ursprungsland jenes romanischen

57) Theodor Pyl, Beiträge zur Geschichte der Stadt Greifswald. Dritte Fortsetzung: Die niederrheinische und westfälische Einwanderung in Rügisch-Pommern. Greifswald 1892.

58) Ganz vereinzelt wird ein campus Westfalia 1315 bei Kyritz in der Priegnitz genannt; auch diese Stelle liegt nicht weit südlich von der niedersächsischen Hausgrenze (Rich. Schröder, Die niederländischen Kolonien z. Zt. des Mittelalters, Berlin 1880, S. 26).

59) Heinrich Ehl, Norddeutsche Feldsteinkirchen (Hansische Welt, hrsg. von Hans Much, 6. Band), Braunschweig und Hamburg 1926. Karl Schmaltz, Die Kirchenbauten Mecklenburgs, Schwerin 1927, S. 16—37.

Stiles, aus dem der Kolonialstil des märkischen Granitquaderbaues abzuleiten ist, sieht Heinrich Ehl die Gegend um den Harz mit Quedlinburg, Gernrode, Königslutter, Goslar, Hildesheim und Braunschweig, also das südliche Ostfalen, an.

Zahlenmäßig am nächsten kommt dem niedersächsischen und westfälischen Bevölkerungsbestandteil in den pommerschen Städten die niederrheinische und niederländische Einwanderung. Pyl (a. a. O. S. 52) möchte geradezu den Namen der Stadt Greifswald von dem niederrheinischen Rittergut Grypswald westlich Kaiserswerth ableiten; als sicher kann es jedenfalls gelten, daß der alte Name der Greifswalder Hauptstraße „Roremundshagen" auf Einwanderer aus Roermonde an der Maas südlich Venlo weist. Die Namen der Stralsunder Bürgerfamilien v. Deventer, v. Zwolle und v. Zutphen — der letztere Name kommt schon 1246 zu Wismar im Rate vor — die in Lübeck frühzeitig erscheinenden Namen v. Stoveren (Stavoren), v. Utrecht, v. Vechte, Harlem —, daneben v. Jülich, v. Köln, v. Aken (Aachen) usw. ebenfalls in Lübeck, die Greifswalder Patrizierfamilie v. Rhein (de Reno), die auch in der pommerschen Ritterschaft, in Westfalen, Mecklenburg, Stettin (1286) und Riga erscheint, das alles beweist starken Zuzug aus den eigentlichen Niederlanden und den Gegenden des heute reichsdeutschen Niederrheins. In dieselben Gegenden weist der bekannte Familienname Flemming, der sowohl in der rügischen und pommerschen Ritterschaft wie im Patriziat der wendischen Städte vertreten war. In Lübeck erscheinen 1175—1231 Dietrich, Lubbert und Johann Vlaming. Pyl (a. a. O. S. 99) unterscheidet nach dem Wappen drei vorpommersche Familien Flemming, von denen eine später nach Schweden übergesiedelt ist. Flemendorf (Vlemingesdorp 1270) südöstlich Barth ist wohl eine Gründung der rügischen ritterschaftlichen Familie Flemming (Pyl a. a. O. S. 15 und 99). Der Name beweist also nichts für die flämische Herkunft der Bevölkerung[60]). Auch Flemendorf südlich Demmin mag mit der Familie v. Fleming zusammenhängen. Vielleicht ist das überhaupt für „flämische" Dörfer typisch. Haben wir doch ganz entsprechende Fälle in dem ermländischen Dorfe Flemings, in dessen erhaltener Handveste von 1358 ausdrücklich der Locator Heinricus Fleming de Wuzen genannt wird, nach dem das Dorf seinen Namen empfing, sowie in dem schlesischen Dorfe Flämischdorf bei Neumarkt, das in zwei Urkunden von 1294 villa Flamingi und villa Flemingi, aber nicht etwa villa Flamingorum heißt. Vollends das vorpommersche Flemmingswalde stammt erst aus dem 19. Jahrhundert. So ist es sehr schwer, sich von der Stärke gerade der flämisch-niederländischen Einwanderung auf dem platten Lande Ostelbiens ein Bild zu machen. Stellten die Fläminger in den Dörfern nur die Siedelungsunternehmer[61]) oder in der Mehrzahl der Fälle wirklich die Masse der Bauern? Sicher ist nur, daß die Verbreitung der Einwanderer vom Niederrhein, aus Flandern und den Niederlanden, in den Urkunden gewöhnlich Flamingi,

---

[60]) Möglicherweise übte das Kloster Neuenkamp beim heutigen Franzburg starke Anziehung auf niederrheinische bäuerliche Siedler aus. Es war ein Tochterkloster von Altenkamp bei Geldern und bewahrte seine Beziehungen zum Niederrhein so eng, daß noch sein letzter Abt (1535) Peter von Erkelenz hieß. (Pyl a. a. O.)

[61]) Ein bezeichnendes Beispiel kapitalkräftigen Unternehmertums zweier Flemminge im Deutschordenslande: Am 10. Juli 1289 verleiht der Bischof Heinrich v. Ermland unbesiedelte Ländereien an drei Unternehmer namens Albertus Flemyngus, C. Wendepfaffe und Jo. Flemingus, dem „honestus vir Albertus Flemyngus" aber noch weitere 144 Hufen Landes, weil er in schwieriger Zeit der Kirche „suam pecuniam in aliis et remotis mundi partibus magnis laboribus conquisitam" vorgeschossen habe.

Flandrenses, seltener Hollandrenses genannt, sich über sehr weite Gebiete erstreckt haben muß und im Gegensatz zur westfälischen Einwanderung nicht näher lokalisieren läßt. Man hat früher wohl versucht, die niederländische Einwanderung ihrer Herkunft nach zu gliedern, zum mindesten Holländer und Fläminger, also Nord- und Südniederländer zu unterscheiden. Aber das ist ein hoffnungsloses Bemühen. Wie wenig man im Mittelalter Vlamen und Holländer klar unterschied, beweist am bündigsten die urkundliche Bezeichnung der Siedler zu Flemmingen bei Schulpforta 1152 als „Hollandini qui et Flamingi nuncupantur" (Kötzschke, Quellen zur Gesch. der ostd. Kol. S. 26). Daß im ostelbischen Koloniallande aber gerade die landwirtschaftlich und siedelungstechnisch führenden Elemente großenteils aus niederfränkischem Gebiet — irgendwoher zwischen Köln, Utrecht und Dünkirchen — gekommen sein müssen, wird bestätigt durch die Verbreitung des sog. „fränkischen" oder mitteldeutschen bäuerlichen Gehöftes, der alten villa rustica der Römer, die am Niederrhein durch die Franken übernommen[62]) und durch Kolonisten von da über die Mark Brandenburg, Südostmecklenburg und den größten Teil von Vorpommern verbreitet sein muß, wobei die oben erwähnten niedersächsischen Baueinflüsse sich mit der niederfränkischen Tradition kreuzten. Aber auch damit — schmerzlichst vermissen wir auch hier abschließende Ergebnisse der Dialektgeographie — ist die relative Mehrheit niederländischer Elemente unter den Einwanderern nicht bewiesen, sondern nur ihre wirtschaftlich-technische Überlegenheit. Sicherlich hat man früher die niederfränkische Einwanderung bäuerlichen Charakters zahlenmäßig weit überschätzt[63]).

Ganz besonders trifft dies natürlich zu auf diejenigen Gebiete, wo im Hausbau keinerlei niederfränkische Einflüsse nachweisbar sind, wo vielmehr der niedersächsische Wohnbau sich restlos durchzusetzen vermocht hat, also Schwedisch-Pommern, Mecklenburg ohne den Teil südöstlich der Müritz und Ostholstein. Allerdings fehlt es hier auch auf dem platten Lande keineswegs an Spuren niederländischer Einwanderung. Zunächst haben wir hier die z. T. schon angeführten Stellen aus der Slawenchronik des Pfarrers Helmold von Bosau, die der ungemein kritische und vorsichtige alte hannöversche Landdrost v. Wersebe in seinem heute noch unentbehrlichen Werke[64]) mit Recht als „das Zeugnis eines gleichzeitigen, überhaupt glaubwürdigen, jedoch sehr zu Vergrößerungen und Ausschmückungen geneigten Geschichtsschreibers" bewertet. Nach Helmold (I, 57) sandte Graf Adolf II. von Holstein nach dem Frankfurter Frieden (1142) Boten

---

[62]) Romeinsche villa bouw nennt Prof. Gallée (Das niederländische Bauernhaus und seine Bewohner, Utrecht, Oosthoek, 1909) geradezu das geschlossene Gehöft der Maastrichter Gegend, das sich ebenso bei Köln findet. Wichtig ist die Beobachtung von Raoul Blanchard (La Flandre, Lille 1906), daß dieses Gehöft in zwei Unterarten auftritt, einer burgartig geschlossenen und einer loseren, die Blanchard als Cense wallone und als Hofstede flamande unterscheidet. „Il faut bien croire qu'il y a là une influence ethnique, et cette hypothèse est renforcée lorsque l'on considère, que de Calais à Avelghem la limite des deux types suit à peu près l'ancienne frontière linguistique du flamand et du français." Wer die flämische Hofstede kennt, fühlt sich in der Mark Brandenburg auf Schritt und Tritt an diesen Typ erinnert.

[63]) Am kritiklosesten de Borchgrave, Histoire des colonies Belges qui s'établirent en Allemagne pendant le 12e et 13e siècles (1865). Aber auch Rich. Schröder, Die niederländischen Kolonien in Norddeutschland z. Zt. des Mittelalters, Berlin 1880, der die ostelbischen Siedler „zwar z. T. aus dem benachbarten Sachsen, der großen Mehrzahl nach aber aus Flandern und den Niederlanden" kommen ließ (S. 21).

[64]) Über die niederländischen Kolonien, welche im nördlichen Teutschlande im 12ten Jahrh. gestiftet worden. 2 Bde. Hannover 1826.

nach Flandern, Holland, Utrecht, Westfalen und Friesland und ließ alle, denen es an Land mangelte, durch diese Agenten, die eine wahrhaft amerikanische Reklame für den ostholsteinischen Siedelungsboden entfalteten, mit ihren Familien als Siedler für das im Kriege stark entvölkerte Wagrien anwerben. Darauf sei eine innumera multitudo de variis nacionibus nach Holstein gezogen und vom Grafen nach Landsmannschaften angesiedelt worden. Dabei hätten Westfalen den pagus Dargunensis (bei Segeberg, s. oben S. 13), Hollandri den pagus Utinensis (um Eutin), Friesen Susle (Süsel südwestlich Neustadt) besiedelt. Jedoch sei schon 1147 durch den Vorstoß des Obotritenfürsten Niklot, der dem drohenden Wendenkreuzzug zuvorkommen wollte, eine furchtbare Katastrophe über die jungen Siedelungen hereingebrochen. Niklots Reiterscharen durchzogen nach Helmold (I, 63) ganz Wagrien, nahmen die Vorstadt Segeberg hart mit und verheerten insbesondere mit Mord und Brand den oben erwähnten Gau Dargun und alles, was unterhalb der Trave (infra Travenam) von Westfalen, Holländern und andern auswärtigen Kolonisten besiedelt war. Dabei seien die Männer in der Gegenwehr erschlagen, Frauen und Kinder in die Sklaverei abgeführt worden. Die befestigten Orte Eutin und Süsel hätten sich gegen den Ansturm der Wenden behauptet. Die Siedler holsteinischer Herkunft westlich der Trave bei Segeberg und bei Bornhöved zwischen der Schwale und dem Plöner See seien ganz unbehelligt geblieben, weshalb ihnen das Gerücht vorgeworfen habe, sie hätten die Slawen aus Haß gegen die vom Graf Adolf gerufenen Siedler auswärtiger Herkunft zu dem ganzen Überfall aufgehetzt. Soweit Helmold. Was hat nun von den Kolonisten diese Katastrophe überdauert? Es handelt sich um einen bloßen Streifzug slawischer Reiter von wenigen Tagen. Vor dem heranrückenden Holstengrafen verschwanden die Wenden eiligst. Die Slawen Wagriens scheinen ruhig geblieben zu sein. Die Bestürmung von Süsel dauerte einen Tag, die Belagerung der Burg Lübeck zwei Tage. Wirklich auf die Dauer hart getroffen scheint nur die westfälische Ansiedlung in Dargun; der Ort wird nicht wieder genannt. Die anderen Kolonien dürften den Schaden verwunden haben, der in Niederbrennung der offenen Dörfer bestand. Für die niederländischen Ansiedelungen des Eutiner Bezirks besitzen wir urkundliche Zeugnisse, die ihre Fortdauer sicherstellen. Als 1256 die Grafen Johannes und Gerhard von Holstein sich mit dem lübischen Bischof über allerlei alte Streitpunkte vergleichen[65]), erlassen sie den bischöflichen Bauern die allgemeine Steuer des „Grafenschatzes", behalten sich aber den „Holländerschatz" von den dazu Verpflichteten vor, wogegen der Bischof u. a. auf seine Rechte an dem Dorfe Vlemingestorp verzichtet. Letzteres dürfte die heutige Meierei Flehm (früher Fleming) beim Bahnhof Kletkamp nördlich des Kellersees sein. Damit waren die Streitigkeiten aber noch nicht zu Ende. Am 1. November 1288[66]) einigen sich Holstengraf und Bischof über den „Holländergrevenskat", der offenbar dem genannten „Holländerschatz" entspricht, und hier werden nun die Dörfer aufgeführt, die diese Abgabe zahlen: Eutin, Niendorpe (Neudorf), Jungfruwenorde, Bocholt (Bockholt), Gumale und Zarnikowe (Zarnekau). Das sind also die Holländerkolonien. Ihre Bewohner erfreuen sich im Gegensatz zur ganzen Umgebung erblichen Besitzes und dementsprechender Freiheit von der Abgabe der sog. „Vormede" beim Amtsantritt eines neuen Bischofs[67]). Von diesen Dörfern lag aber zur Zeit des Bischofs Nikolaus Sachau

[65]) Urkundenbuch des Bistums Lübeck, I. Teil, Oldenburg 1856, Nr. 123 S. 114.
[66]) Desgl. Nr. 310 S. 342.
[67]) Desgl. Nr. 287 S. 296.

(1440) Jungfruwenorde schon wieder wüst[66]). Auch Gumale, 1440 Gamal genannt, ist untergegangen. Nach Leverkus (Urkundenbuch des Bistums Lübeck I, Fußnote S. 5) lag Gummale an der östlichen Spitze des Großen Eutiner Sees und wird 1563 zuletzt urkundlich genannt. Bockholt, Neudorf und Zarnekau umfaßten 1826, bis wohin der alte Zustand in der Hauptsache kaum sehr stark verändert sein dürfte, 16 Hufner, 2 Halbhufner, 30 Eigenkätner und 70 Heuer-Insten, d. h. unselbständige Kleinpächter[68]). Das spricht nicht gerade für eine sehr starke holländische Einwanderung. Alle drei Dörfer gehören zum Kirchspiel Eutin. Dieses umfaßte 1840 im ganzen 117 „Pflüge" Land, wovon 93 1/2 der Stadt und dem Amte Eutin angehörten. Nimmt man nun selbst dies ganze Eutiner Kirchspiel als holländisch besiedelt an, so ergibt sich immer noch eine nur recht mäßige Einwandererzahl, da nur bei den Hufnern niederländische, bei den unselbständigen Kleinwirten aber wendische Herkunft anzunehmen sein dürfte[69]). 1438 erhalten Gamale und Zarnekau „Holsteensch Recht" statt ihres früheren „Holländsch Recht"[70]). Die niederländische Bauernsiedelung im Bezirk von Eutin (pagus Utinensis) ist der greifbarste Fall derartigen Zuzuges in die Ostseeländer. Das rechtfertigt ihre ausführlichere Behandlung. Sonst haben wir nur unbestimmte Anzeichen. Da liegt westlich von Kiel, in dem die Flämische Straße (platea Flemiggorum oder Flemmigorum) auf städtische Zuwanderung niederländischen Ursprungs deutet, das Dorf Flemhude, ursprünglich Vlemminghude oder Vlevinghusen[71]). Da überträgt 1225 Graf Albrecht von Orlamünde, der damalige Holstengraf, dem lübischen Bischof eine Holländer Hufe (mansus hollandrensis) in Zubbestorpe (Sipsdorf südlich Oldenburg i. H.)[72]). Diese bloße Angabe eines Landmaßes würde m. E. nichts beweisen, wenn nicht eine andere Urkunde von 1319[73]) über einen Tausch zwischen dem Holstengrafen Johannes und dem lübischen Bischof unter den gräflichen Einkünften aus demselben Sipsdorf den oben erwähnten „Holländerschatz" (Hollenderschenscat) besonders aufführte. Das Vorhandensein eines besonderen Vogtes der Holländer zu Oldenburg i. Holstein ist gesichert durch eine Urkunde vom 7. Januar 1224[74]), in der der schon erwähnte Holstengraf Albrecht von Orlamünde mit dem Lübecker Johanniskloster Landbesitz in Wagrien austauscht. Unter den Zeugen erscheint neben dem Vogt von Travemünde ein Gerebertus advocatus hollandrorum in Aldenborg. Dagegen habe ich keinen urkundlichen Beleg finden können für das, was Fr. Böttger über den Kreis Oldenburg i. H. behauptet: „Die Hauptmasse der Ansiedler waren Friesen. Neben ihnen waren besonders Holländer an der Besiedelung des Landes beteiligt. Techelwitz = Teghelwicendorp hatte gegen Ende des 12. Jahrhunderts einen Vogt, welcher ausdrücklich den Namen ‚Vogt der Holländer' führte"[75]). Ich glaube, daß Böttger die Bedeutung der Holländer

---

[68]) L. Kohli, Handbuch einer historisch-statistisch-geographischen Beschreibung des Herzogt. Oldenburg II, 2, Bremen 1826, S. 135.

[69]) Dazu: Max Sering, Erbrecht und Agrarverfassung in Schleswig-Holstein, Berlin 1908, S. 234 ff.—248.

[70]) A. v. Wersebe, Über die niederländischen Kolonien usw. I, S. 373—376.

[71]) Johs. v. Schröder, Topographie des Herzogtums Holstein I. Theil, Oldenburg 1841, S. 139.

[72]) Urkundenbuch des Bistums Lübeck I, Nr. 52, S. 56.

[73]) Ebenda Nr. 485, S. 593 und S. 818.

[74]) Hasse, Schleswig-holst.-lauenbg. Regesten, I. Bd., Hamburg u. Leipzig 1885.

[75]) Fr. Böttger, Aus dem Winkel. Heimatkundliches aus dem Kreise Oldenburg. Verlag J. Simonsen, Oldenburg i. H. (ohne Jahr). Vermutlich hat Böttger einfach die

und namentlich der Friesen, die m. W. nur im benachbarten Kirchspiel Süsel (Näheres im folgenden Heft) nachweisbar sind, stark überschätzt und dafür die Bedeutung der niedersächsischen Einwanderung stark unterschätzt. Daß diese letztere, vermutlich in der Hauptsache aus den alten Grafschaften Holstein und Stormarn, kulturell tonangebend war, also wohl auch der Zahl nach überwog, zeigt das Bauernhaus der oldenburgischen Halbinsel wie der Insel Fehmarn, das nach Böttgers eigener Schilderung wie nach den alten Zeichnungen bei Lütgens[76]) keine anderen als niedersächsische Baueinflüsse aufweist. Wie anders ist das z. B. in der stark holländisch durchsetzten Wilstermarsch, wie unten zu zeigen sein wird!

Nicht ausreichend zum Nachweise holländischer Besiedelung erscheint mir daher die Erwähnung von drei Holländer Hufen bei der alten Ertheneburg über der Elbniederung gegenüber von Artlenburg[77]), wo früher die Hauptverkehrsstraße von Lüneburg nach Lübeck die Elbe überschritt, und von Holländer Morgen (jugera holenderensia) vor den Toren von Lübeck[78]). Der Gebrauch solcher Landmaße beweist nicht mehr als die wirtschaftlich-technische Überlegenheit holländischer Einrichtungen und deren werbende Kraft.

Für Mecklenburg haben wir bäuerliche Kolonisten aus den Niederlanden kaum anzunehmen. Die schon oben erwähnte Rede, die Helmold dem Slawenfürsten Pribislaw in den Mund legt, spricht zwar auch von Flämingern und Holländern (neben Sachsen und Westfalen), die Heinrich der Löwe nach Mecklenburg geführt habe[79]). Aber die einzige positive Nachricht ist doch die, daß Fläminger nach 1160 in der Umgebung der Burg Mecklenburg südlich von Wismar durch den dortigen Burggrafen Heinrich von Scaten angesiedelt worden seien[80]), daß aber schon 1164 Pribislaw die Mecklenburg überrumpelt, alle flämischen Männer ausnahmslos niedergemacht und die Frauen und Kinder in die Sklaverei abgeführt habe[81]). Wurde auch die flämische Ansiedelung nicht wieder hergestellt, so sind doch vermutlich jene Frauen und Kinder nach Pribislaws Niederlage bei Verchen am Cummerower See wieder befreit worden, und wahrscheinlich — weil ihnen der Weg in die Heimat wohl kaum offen stand — in dienender Stellung im Lande geblieben und in der Bevölkerung niedersächsischer Art aufgegangen. Möglicherweise liegt ein Fall von Tätigkeit niederländischer Siedelungsunternehmer in Rüting südlich von Grevesmühlen vor, denn um 1230 gehört „im Hagendorfe Rüting (in indagine Rutnik) ein Viertel der Zehnten dem Alvericus et Johannes Flamingus, zwei Lübecker Bürgern — ein ziemlich ungewöhnlicher Fall, den Hellwig[82]) nicht zu erklären weiß. Beachtenswert ist, daß es sich um ein Hagendorf handelt.

---

gar zu luftige Theorie von Arthur Gloy übernommen: „Die Hauptmasse der deutschen Ansiedler im Lande Oldenburg sowie auf der gegenüberliegenden Insel Fehmarn bestand aus Friesen. Zu dieser Annahme berechtigt die stattliche Größe der Oldenburger und Fehmaraner, welche noch heute einen Bezirk der Großen über das Mittelmaß der übrigen Ostholsteiner hinaus bilden". (Heimat, 1894, S. 165). Ganz so leicht darf man es sich aber doch nicht machen!

[76]) J. J. H. Lütgens, Kurzgefaßte Charakteristik der Bauernwirthschaften in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, Hamburg 1847.

[77]) Urkundenbuch des Bistums Lübeck I, Nr. 4, 5 und 6, S. 5, 8 und 9: tres mansos hollendrenses in palude juxta Erteneburch.

[78]) Ebenda Nr. 51, S. 55.

[79]) Helmold II, 2.

[80]) Helmold I, 87.

[81]) Helmold II, 2.

[82]) Jahrb. f. meckl. Gesch. 69 (1904) S. 316.

Auch für die Altmark Brandenburg berichtet uns Helmold[83]) von niederfränkischer Einwanderung. Albrecht der Bär habe wie der Holstengraf Agenten nach Utrecht und den Rheingegenden, ferner zu denen, die am Ozean wohnen und von der Gewalt des Meeres zu leiden haben, nämlich den Holländern, Seeländern und Flämingern gesandt und eine gar große Menge (populum multum nimis) in das Land der Brizaner und Stoderanen, also in die Priegnitz und das Havelland gezogen, auch das südliche Elbufer, d. h. die Altmark oder nach Helmolds Ausdruck „terra quae dicitur Balsemer-Lande et Marsciner-Lande“ mit holländischen Kolonisten besetzt, von Salzwedel bis zum saltus Boemicus. Letzteren möchte v. Wersebe für die Waldgebiete von Letzlingen, Burgstall und Kolbitz halten, aber vermutlich meint Helmold wirklich den Böhmerwald, und das ist bezeichnend für seine geographischen Vorstellungen über die Gegend der mittleren Elbe. Kritische Vorsicht gegenüber seinen Angaben, was die Massenhaftigkeit der niederländischen Einwanderung betrifft, ist daher sehr am Platze und auch schon von Wersebe, später namentlich von Rudolph geübt worden[84]). Gerade auf diesem Gebiete ist viel Forscherarbeit geleistet worden. Das Ergebnis ist wohl folgendes: Unbestritten ist die Urbarmachung der bis dahin versumpften Elbniederung von Arneburg bis Wittenberge, der heute sog. „Wische“, von Helmold als Marscinerland (Marschland?) bezeichnet, durch die Niederländer oder wenigstens unter Leitung von Niederländern, soweit das Land noch heute von den Fluranlagen der Marschhufendörfer bedeckt ist[85]). An sich beweist diese Flureinteilung zwar nicht niederländische, wohl aber späte, mittelalterliche Besiedelung und systematische Anlage; aber noch auf Jahrhunderte hinaus blieb es in Nordwestdeutschland gewöhnlich, daß man für besonders schwierige Wasserbauten sowohl die technisch geschulten Leiter als auch das nötige Kapital aus den Niederlanden herbeizog. Noch 1614 hat Graf Anton Günther von Oldenburg für den schwierigen Bau des Ellenserdammes (bei der heutigen Bahnstation dieses Namens südwestlich Wilhelmshaven) sich einen Deichgrafen aus Seeland und im folgenden Jahre zwei andere Deichbaumeister aus Holland verschrieben. Und nach der Katastrophe von 1634 führte ein holländischer Kapitalist die Wiederbedeichung der Insel Pellworm durch, wobei ihm mehr als ein Drittel des zurückeroberten Landes zufiel. Die Insel Nordstrand vollends wurde 1653 seitens der fürstlich Gottorpischen Regierung ganz einer niederländischen Kapitalistengruppe zu Eigentum übertragen und von den durch die Sturmflut finanziell erschöpften bisherigen Besitzern geräumt, nachdem diesen die Wiederbedeichung nicht gelungen war. Bezeichnend ist aber, daß die neuen Pächter, die von den holländischen Unternehmern angesetzt wurden, also die wirklich ortsansässigen Neusiedler, überwiegend Inländer aus anderen Gegenden von Schleswig und Holstein waren[86]). Auch für die Wische ergibt sich somit die Frage, ob auch die Masse der Siedler

83) Helmold I, 89.

84) Th. Rudolph, Die niederländischen Kolonien der Altmark Brandenburg im 12. Jahrh., Berlin 1889; Louis Naumann, Die flämischen Siedelungen in der Provinz Sachsen (Neujahrsblätter der Historischen Kommission für die Provinz Sachsen, Nr. 40, 1916). Rudolph weist S. 38—43 Helmolds Vorliebe für den Begriff der „innumera multitudo“ nach.

85) Sicher niederländischen Ursprunges ist auch der Name „Wässerung“ (in den Niederlanden Wateringe oder Weteringe) für die Hauptabzugskanäle der Wische (hydrographische Karte der Wische bei Wilhelm Quitzow, Die Wische, Mittlgn. des Vereins für Erdkunde zu Halle, 1902).

86) Karl Woebcken, Deiche und Sturmfluten, Bremen 1924, S. 160—163.

aus den Niederlanden gekommen ist. Die Bauart der bäuerlichen Gehöfte bietet an dieser Stelle kein wirklich unanfechtbares Beweismittel. Sie ist zwar in der Wische von demselben sog. mitteldeutschen Typus, der in den Niederlanden vorherrscht und von der römischen villa rustica abzuleiten sein dürfte, aber dieser Typus herrscht auch in den altbesiedelten Teilen der Altmark und kann hier, wie Peßler[87]) dartut, ausreichend erklärt werden durch Bezugnahme auf die thüringische Grundbevölkerung, die 531 von den Sachsen unterworfen wurde und die Sprache der niedersächsischen Eroberer annahm, aber ihre grundständige Bauweise bewahrte. So kann die bäuerliche Gehöftform der Wische ebensogut von magdeburgischen und altmärkischen Siedlern unter niederländischer Leitung in die Flußniederung mitgebracht sein, wie von niederfränkischen Siedlern. A. v. Wersebe möchte außer der Wische weder in der Altmark noch in der Mittelmark noch in der Priegnitz niederländische Siedelungen anerkennen (II, 609). Die Hollandigenae super ripam Albis positi, die an den Markgrafen von Brandenburg Abgaben leisten, von denen 1170 der Bischof von Havelberg einen Teil empfängt, sind jedenfalls die besprochenen Siedler in der Wische. Aber auch hier sehen wir nicht klar. Im südöstlichen Teile der Wische fällt bei den Marschhufendörfern die Häufigkeit der Endung „-lage" auf: Rengerslage, Giesenslage, Germerslage (früher Gebrechtislage), Wasmerslage, Wolterslage. Die Ortsnamen auf -lage finden sich schon früher zahlreich in der Gegend von Celle, wo sie allerdings vielfach später zu -lingen weiterentwickelt sind[88]), sowie im Braunschweigischen[89]) und geradezu massenhaft im Kreise Bersenbrück (Reg.-Bez. Osnabrück) und im angrenzenden oldenburgischen Münsterlande. Man hat diese Endung -lage als niederländisch angesprochen, und in der Tat gibt es ein vlämisches wie auch nordniederländisches Wort „laag", das „niedrig" bedeutet und die Lage der Marschhufendörfer in der Wische trefflich charakterisieren würde. Das Bremisch-niedersächsische Wörterbuch von 1768 (III. Teil, S. 4) sagt: „Laag = niedrig. Es ist holländisch und wird außer von den Schiffleuten wenig gebrauchet. Wir sagen dafür leeg." Das ist also die niedersächsische Entsprechung, wie ich sie auch im ostfriesisch-jeverländischen Plattdeutsch meiner Heimat sehr wohl kenne (Leegwater = Ebbe, Leegde = niedriges Land). Im östlichen Niedersächsischen hat das Wort seinen konkreten Charakter verloren und bedeutet: moralisch minderwertig oder physisch schwach. Für das Hauptgebiet der Namen auf -lage, den Kreis Bersenbrück, hat nun Rothert[90]) es sehr wahrscheinlich gemacht, daß die so benannten Dörfer der frühmittelalterlichen Siedelung vom Beginne der fränkischen Herrschaft über Sachsen ab angehören. „Alle Ortschaften und Einzelhöfe auf -lage liegen in der Niederung mit Ausnahme von Aslage und Lintlage. Da indes der erste Teil dieser Ortsnamen jedenfalls die Esche und die Linde bedeutet, so ist die Annahme naheliegend, daß in dem zweiten Teile ein ursprüngliches ‚Loh' steckt, ebenso wie

---

87) Wilhelm Peßler, Der niedersächsische Kulturkreis, Hannover 1925, S. 63.

88) Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, 2. Bearb., Nordhausen 1872. II. Bd.: Ortsnamen, S. 958, und 3. völlig neubearbeitete Auflage von Herm. Jellinghaus, II. Bd., 2. Hälfte, Bonn 1916, S. 2—3. Heute noch Schillerslage bei Burgdorf, dazu Langlingen = Langheleghe, Eicklingen = Eclaghe, Wathlingen = Waditlagum (schon im Jahre 1022), vgl. Bückmann im Lüneburger Heimatbuch II. Band, S. 186 und 204.

89) Hondelage, Schandelah, Timmerlah, Vechelade (Vechellage), vgl. Andree, Braunschweiger Volkskunde, S. 33.

90) Rothert, Die Besiedelung des Kreises Bersenbrück (Veröffentlichungen der historischen Kommission für die Prov. Westfalen), Quakenbrück 1924, S. 71—72, hier auch die Literaturangaben.

dies sicher bei Voltlage und wahrscheinlich auch bei Hartlage der Fall ist ... Was die Deutung des Wortes Lage angeht, so folgt Jellinghaus der einst von Nieberding gegebenen, der in Lage eine von Holz entblößte, freie und offene Fläche, also eine Rodung sieht. Ich möchte demgegenüber die vordem von Förstemann gegebene, von Snethlage als sprachlich möglich zugelassene Deutung vorziehen und ‚Lage' mit Niederung, tiefe Lage gleichsetzen." Rothert verweist noch auf das altenglische Flurnamenbuch von Prof. Middendorff, „worin er das angelsächsische lêah einerseits mit dem deutschen ‚Loh'[91]), andererseits unserem ‚Lage' = niedriges, dem Walde abgerungenes Gelände, gleichsetzt. Damit käme in dem Worte ‚Lage' also auch die mittelalterliche Rodungstätigkeit zum Ausdruck." Dabei werden wir uns wohl bescheiden müssen, obwohl natürlich die Versuchung naheliegt, die „Lages" im Kreise Bersenbrück in Beziehung zu niederfränkischer Einwanderung in der Zeit Karls des Großen zu setzen. Die ältesten urkundlichen Vorkommen sind nach Rothert Hartlage 890, Voltlage vor 1000, Aselage (1074 Osalage). Aber ich habe nirgendwo im niederfränkischen Gebiet, in den Niederlanden und in Flandern eine Gegend finden können, wo die Ortsnamen auf „-lage" eine Rolle spielen. Auch die sprachlich immerhin mögliche, wenn auch angesichts des deutlichen Genitivcharakters der vorgesetzten Personennamen recht unwahrscheinliche Worttrennung Renger-slage — Ad. Fr. Riedel schreibt 1831 geradezu Rengirschlage und Giesenschlage — würde uns keine weiteren geschichtlichen Zusammenhänge eröffnen, da die Endung „-schlag" zwar vereinzelt bei Rodungsdörfern vorkommt, aber, so viel ich sehe, nur in Mittel- und Süddeutschland. Eine unmittelbare Beziehung auf die sehr häufige holländische Ortsnamenendung „-loo" (= Wald) liegt jedenfalls auch nicht vor. Im übrigen enden in den Niederlanden die Namen der entsprechenden Siedelungen durchweg auf „-wolde" und „-broek". Damit zerrinnt die Möglichkeit, aus den Ortsnamen der Wische halbwegs sichere Schlüsse auf die Herkunft der Siedler zu ziehen, denn mit vereinzelten Namensgleichungen wie Schallun bei Seehausen: Schelluinen bei Rotterdam[91a]) ist wenig anzufangen. Vielleicht der bemerkenswerteste Ortsname der altmärkischen Wische ist Lichterfelde zwischen Werben und Seehausen. Es ist ein echtes Marschhufendorf und könnte wohl die Etappe für Siedler gewesen sein, die von dem flandrischen Lichtervelde zwischen Thourout und Rousselaere hergekommen und deren Nachkommen nach der Mittelmark weitergezogen sein mögen. Hier erscheinen dann Lichterfelde bei Berlin und Lichterfelde bei Werbig südöstlich von Jüterbog auf dem Fläming. Gerade für Jüterbog aber liegen, wie ich weiter unten darlegen werde, urkundliche Beweise vlämischer

[91]) Über die Verbreitung von „Loh", holl. -loo = Wald (Eecloo) vgl. Jellinghaus, „Anglia" Bd. XX, Halle 1907, S. 304—305.

[91a]) „Die Kolonisation durch die Holländer hat sich als weniger umfangreich herausgestellt, als lange Zeit angenommen wurde. Für das ganze Gebiet der Altmark ließen sich 13 Namen nachweisen, die wahrscheinlich holländisch sind. Acht Namen gehören Wüstungen an. Die fünf erhaltenen Siedelungen sind, von Stöckheim abgesehen, kleine Dörfer geblieben", schreibt der neueste Bearbeiter Walter Lauburg (Die Siedelungen der Altmark. Mittlgn. des thür.-sächs. Vereins für Erdkunde zu Halle, 38. Jahrgang, 1914, Halle a. S. 1918, mit systematischer Ortschafts- und Wüstungsverzeichnissen und farbiger siedlungsgeschichtlicher Karte). Stöckheim liegt südwestlich Salzwedel, Langenachel westlich Salzwedel, Hämerten östlich Stendal, Kehnerten nördlich Burg an der Elbe und Schallan allein von den fünfen in der Wische. In dieser werden auch sechs von den acht angeblich niederländisch benannt gewesenen Wüstungen angenommen: Kamerik, Muntenack, Retfelde, Stege, Thene und Wabrence, während Muserde 1 km südwestl. Letzlingen und Wischerde zwischen Stendal und Arneburg zu suchen ist.

Kolonisation vor. Das letzte Lichterfelde liegt schon außerhalb der alten Mark Brandenburg auf dem Boden des Erzbischofs von Magdeburg, und im Gebiete desselben Erzbistums an den Havelseen westlich Brandenburg liegt das Dorf Wusterwitz, das Erzbischof Wichmann 1159 den von einem gewissen Heinrich herbeigeführten Flämingern verleiht und mit Magdeburgischem Marktrecht ausstattet.

Die von R. Schröder zusammengestellten Parallelen altbrandenburgischer und niederländischer Orts- und Familiennamen[92]) sind mit großer Vorsicht zu verwenden. Namen wie Altena, Brügge, Oevelgonne, Steinfurth sind zu vielfach verbreitet, um etwas zu beweisen. Teilweise hat Schröder auch offenbar slawisches Sprachgut für die Niederländer in Anspruch genommen, wie denn das mittelmärkische Niemegk viel eher mit dem schlesischen Nimptsch, als mit dem niederrheinischen Nimwegen verwandt sein dürfte. Das von R. Schröder zusammengestellte Namenmaterial würde also zunächst noch schärferer sprachwissenschaftlicher Kritik zu unterwerfen sein, bevor es als Grundlage weitgehender Schlüsse benutzt wird. Neuerdings hat Werner Gley[93]) 14 mittelmärkische Ortsnamen ausgesondert, von denen er glaubt annehmen zu dürfen, daß sie „sicherlich oder wahrscheinlich von Flandern her übertragen worden sind". Es sind Berge, Bornim, Brück, Eiche, Fohrde, Mesdunk, Velten, Damme, Lichterfelde, Mühlenbeck, Rosenthal, Steinbeck, Steinfurt, Steinhöfel. Dabei fällt sofort auf, wie wenig individuell geprägt die meisten dieser Namen sind. Das setzt ihre Verwendbarkeit für die Bestimmung ihrer Herkunft wesentlich herab. „Brück erinnert unwillkürlich an das weltberühmte Brügge", meint Gley. Bedarf es um so einfacher Namenbildung willen einer so weit hergeholten Begründung? Nicht viel anders ist es bei Berge, das ja auch nach Gley elf(!)mal im westlichen Norddeutschland vorkommt, mit Eiche (1193 Eken) und Fohrde (Vorden). Besonders bedeutsam erscheint mir das Vorkommen vieler von diesen Namen im ostfälischen Lande, das bekanntlich die Masse der Siedler für Brandenburg gestellt hat. Bornim (alte Form: Bornem) stellt sich zu Bornum südöstlich Bockenem im Kreise Gandersheim, das 1149 als Bornheim, dann als Bornem in den Urkunden erscheint. Wozu Bornhem in Flandern heranziehen? Es gibt sogar noch zwei weitere ostfälische Bornum im Braunschweigischen, von denen das eine 1274 als „Bornem apud Luttere" (bei Königslutter) belegt ist, das andere 1166 ebenfalls als „Bornem" (südlich Wolfenbüttel an der Oker, daher 1358 Bornem apud Ovacram). Wenn Gley zu Velten (früher Veltem aus „Veltheim") meint: „Das Mutterdorf ist Velthem bei Löwen", so ist doch wohl eher an das ostfälische Veltheim südöstlich Braunschweig zu denken, dessen Name in derselben Schreibung schon 1176 in Hildesheimischer Urkunde vorkommt. Die Häufigkeit des Namens Rosenthal in Westdeutschland gibt Gley zu, knüpft aber doch an Rozendaal in Nordbrabant an. Nun gibt es ein ostfälisches Rosenthal südwestlich Peine, nach dem sich 1204 ein Willehelmus de Rosendale nennt. Neben ihm erscheint in derselben Hildesheimischen Urkunde ein Thidericus de Vorden. Für Steinfurt möchte ich, wenn einmal Übertragung und nicht Neubildung dieser ebenfalls doch wenig individuellen Ortsnamenform angenommen werden muß, lieber das alte schon 990 als Steinvordi belegte Steinförde bei Celle als Steenvoorde in Französisch-Flandern heranziehen.

Hinter dieser Gruppe ostfälischer Parallelen liegt aber noch eine Gruppe westfälischer. An der mittleren Weser bei Rinteln finden sich nicht weit von

92) R. Schröder, Die niederländischen Kolonien in Norddeutschland, Berlin 1880, S. 22—26.

93) W. Gley, Besiedelung der Mittelmark, S. 84—85.

einander stromaufwärts Rosenthal bei Hessisch-Oldendorf, stromabwärts rechts Veltheim, links Möllenbeck. Ist Mühlenbeck nicht ganz unabhängig neugebildet, so ist jedenfalls die Beziehung auf Meulebeke zwischen Thielt und Iseghem in Flandern nicht zur Erklärung nötig. Und Damme kommt nicht bloß bei Brügge vor, sondern schon 1186 als Name des noch heute gleichnamigen großen Dorfes im oldenburgischen Münsterlande. Vörden (ton Vorden) liegt nördlich von Osnabrück. Der Name kommt öfter auf westfälischem und niedersächsischem Boden vor. Steinfurt in Westfalen ist bekannt. So bleiben von Gleys 14 Namen schließlich als wahrscheinlich niederländisch nur das oben schon erwähnte Lichterfelde, Mesdunk und Steinhöfel übrig. Dabei ist zu bedenken, was Gley selber über die niederländische Einwanderung zugibt: „Für den Bereich der Mittelmark existiert überhaupt keine urkundliche Nachricht von ihr." Die Gegenüberstellung flandrischer und märkischer Straßen- und Angerdorfgrundrisse bei Gley (S. 86—87) ist sehr beachtenswert, entbehrt aber auch eigentlicher Beweiskraft, da nach des Verfassers eigenen Worten „die einheimische Siedelungsform der Slawen auf halbem Wege entgegengekommen" sein dürfte.

Als Gebiet niederländischer Besiedelung hat seit längerer Zeit der sog. Fläming gegolten, und das wird allerdings durch den Namen nahegelegt, aber dessen Geltungsbereich ist keineswegs klar.[94]) Wenn freilich v. Wersebe den Fläming gar auf das Dorf Krakau am rechten Elbufer gegenüber von Magdeburg beschränkt wissen will (II, 683)[95]), so ist das allerdings um so weniger gesichert, als wir nicht einmal sicher wissen, ob in dem Dorfe Krakau niederländische Kolonisten überhaupt angesiedelt worden sind. In der Urkunde des Erzbischofs Wichmann darüber von 1166[96]) steht weiter nichts, als daß die von den beiden Unternehmern Burkhard und Simon noch erst anzuwerbenden Siedler (quos-cunque agrorum cultores praenominati viri ibidem locaverint) nach holländischem Recht behandelt werden sollen. Das heißt aber nur: nach Kolonistenrecht! Kaspar Peucer, gegen den v. Wersebe wenig beweiskräftige „neuere Geschichtsschreiber und Topographen" anführt, nennt 1572 den Fläming „einen ganzen Strich bei Wittenberg"[97]), wo er selbst wohnte und somit Bescheid gewußt haben muß. Natürlich kann der Fläming als geschlossene flämische Kolonie nicht einen Umfang von mehreren Meilen gehabt haben[98]), doch hat v. Wersebe die Möglichkeit übersehen, daß es sich um das Arbeitsfeld vlämischer Unternehmer handeln kann, und dies konnte sehr wohl beträchtlichen Umfang haben. Das Auftreten der zur Zeit der niederländischen Kolonisation bei Neusiedelungen „van wilder Wortelen" üblichen Flureinteilung in streifenförmige Wald- oder Marschhufen — praktisch sind beide Arten kaum unterscheidbar — ist auf den Karten der Landesaufnahme nicht zu erkennen. Allerdings behauptet Hintze (Die Hohenzollern

[94]) Über die Geschichte der Ortsbezeichnung „Fläming" handelt ausführlich v. Wersebe a. a. O. II, S. 638 ff., vgl. dazu E. Schöne, Der Fläming, im IV. Bande der Wissenschaftlichen Veröffentlichungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Leipzig (1899) S. 93—105.

[95]) L. Naumann a. a. O. S. 21 irrt, wenn er behauptet, das von A. v. Wersebe angezogene Magdeburger Schöffenurteil von 1539 bezeichne die Gegend um das Dorf Krakau als Fläming, nach v. Wersebe II, S. 683 ist nur von einem nicht näher bezeichneten „Ort Landes, nahe bey Magdeburg gelegen über der Elben, im Fleming genannt" die Rede.

[96]) Rudolf Koetzschke, Quellen a. a. O. S. 32.

[97]) v. Wersebe a. a. O. II, S. 686.

[98]) v. Wersebe a. a. O. II, S. 666.

und ihr Werk, 1915 S. 36), man finde auf den Höhen des Fläming noch die „charakteristische Hufenanlage der niederländischen Ansiedler“, doch ließe sich diese Behauptung nur an der Hand des älteren Flurkartenmaterials jener Gegend nachprüfen. Emil Schöne (Der Fläming a. a. O. S. 164) sagt nur, daß die Hauptmerkmale der landwirtschaftlichen Flämingsdörfer Kleinheit und Zerstreutheit seien. Ob die allerdings schon ziemlich bald nach der Kolonisation aufblühende märkische Tuchmacherei — durch ein Statut von 1401 wurde nach Schöne zugunsten der Tuchmacherei in Treuenbrietzen der Verkauf auswärts gefertigter Tuche sehr der Beschränkung unterworfen — auf Übertragung aus Flandern, dem damals klassischen Lande der Tuchweberei zurückzuführen ist, erscheint ungewiß. Im Jahre 1174 bestimmt Erzbischof Wichmann bei Verleihung des Magdeburger Rechtes an Jüterbog, ut de villa Jutterbogk trans ulteriorem montem versus Czynnae (Zinna) et ultra pontem Flemmingorum et Rutenice eorum pascua procedant. Der Dorfname Lichterfelde wurde schon erwähnt. Nach R. Schröder[99]) wurde im Mittelalter zu Jüterbog eine eigene flämische Münze (moneta nova Flamingorum Jutreboc) geprägt. Im „Märkischen Heimatbuch“ (Berlin 1924) weist W. Hoppe auf die St. Briccius, einem flämischen Heiligen, geweihte Kapelle vor Burg Eisenhart bei Belzig hin (S. 177), wie denn nach einer freundlichen Mitteilung von Herrn Prof. W. Vogel-Berlin derselbe St. Briccius auch in dem oben erwähnten Dorfe Krakau gegenüber Magdeburg Schutzpatron ist[100]). Mit diesen dürftigen Nachweisen müssen wir uns in bezug auf die Herkunft der Bevölkerung des Fläming bescheiden und den Umfang der flämischen Kolonisation dieser Gegend dahingestellt sein lassen. Unzweifelhaft vorhandene flämische Siedler werden 1159 in Naundorf östlich Dessau genannt, das aus den Feldmarken zweier slawischer Dörfer zusammengelegt wurde und 24 Hufen umfaßte. Auf die nicht ganz seltene Erwähnung niederländischer Rechts- und Wirtschaftseinrichtungen, wie die 100 Hufen flandrischen Maßes im Lande Jüterbog (1185) oder das viel berufene Burger Landrecht aber trifft die Bemerkung v. Wersebes zu, daß „wenn bey ein und anderen dieser Ansiedelungen von Flämischen Hufen die Rede ist, man daraus nicht schlechterdings schließen dürfe, daß die Kolonisten würkliche Fläminger gewesen sind, sondern nur daß man die Flämische Verfassung bei ihnen zum Grunde gelegt habe“ (II, 1051). Die Goldene Aue, Flemmingen bei Schulpforta und Kühren bei Wurzen liegen schon jenseits der Grenze unseres Gebietes. Die von Arthur Gloy vertretene Ansicht, die Besiedlung der „Propstei“ östlich von Kiel sei durch Niederländer erfolgt[101]), hat keine gesicherte Grundlage, denn Gloy beruft sich nur auf die Gleichheit des Kopfputzes bei den Propsteierinnen, Vierländerinnen und Amagerinnen (gegenüber Kopenhagen). Ganz abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit niederländischer Einflüsse in den Vierlanden spricht gegen Gloy das Hauptergebnis der Trachtenforschung: daß Trachten sehr wandelbar und die des 19. Jahrhunderts durchweg sehr jung sind.

(Fortsetzung folgt).

[99]) R. Schröder, Die niederländischen Kolonien in Norddeutschland zur Zeit des Mittelalters, Berlin 1880, S. 20.

[100]) Gewiß verdienen die Schutzpatrone der Kirchen im ostelbischen Lande eine methodische Untersuchung, inwiefern sie geeignet sind, die Frage der Herkunft der zu der betreffenden Pfarrkirche gehörigen deutschen Einwandererbevölkerung klären zu helfen — vorher aber bedarf es der Feststellung, ob und in welchem Umfange die Schutzpatrone für die Zeit der Dorf- und Stadtgründungen noch feststellbar sind.

[101]) „Die Heimat“, IV, Kiel 1894, S. 161.

Eine 400 Jahre zurückreichende Gelehrtenfamilie.

Die Geschichte der sächsischen Familie Olearius.

Von Dr. Ferd. Hestermann-Hamburg.

Schon im Jahre 1918 hatte ich in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 38/9, 1919 8/10 auf die Bedeutung genealogischer Studien für die Anthropologie, Ethnologie und die Rassenkunde im besonderen hingewiesen. Auch die Zeitschrift „Volk und Rasse" versucht der Klärung der Rassenfragen auf den verschiedensten Wegen zu dienen, die Arbeit liegt also durchaus auf dem Arbeitsgebiet dieser Zeitschrift.

Es ist wohl selten, daß man eine Einzelfamilie, abgesehen von Fürstenhäusern, in ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung so zurückverfolgen kann, wie es bei der Familie Olearius-Ohlenschläger möglich ist. Von einem ihrer Hauptvertreter hat schon Ratzel, der hochangesehene Geograph und Völkerkundler, bedauert, daß er ihn in seiner Völkerkunde vernachlässigt habe. Er wünscht, daß ihn, nämlich Olearius, die Völkerkunde künftig nicht mehr vernachlässige, wie ihn ja schon die Orientalistik längst zu den ihrigen zähle. Ich gebe nun im folgenden in Form der Stammtafel den Entwicklungsgang der Familie wieder und behandle dann die wissenschaftlich oder dichterisch wichtigen Persönlichkeiten noch besonders. In dieser Zeitschrift beschränke ich mich auf die meist sogenannten sächsischen Olearier, ich verfüge aber auch über den gesamten Stoff, der die Zweige Düsseldorf-Sternenberg, Bars-Olischläger und die Herkunft des dänischen Dichters Ohlenschläger betrifft. An diese würde sich noch die Geschichte des Orientalisten Ohlenschläger anschließen.

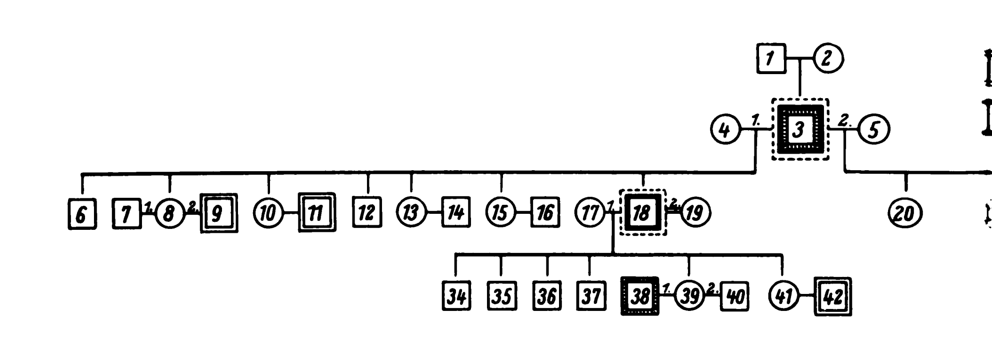
Ich habe die Arbeit vor genau 20 Jahren fertiggestellt, äußere Gründe verhinderten ihr Erscheinen. Sie beruht zum Teil auf literarischem, zum Teil auf noch durchaus unveröffentlichtem kunstgeschichtlichem Material. Der gesamte Nachweis wird, so hoffe ich, gesondert erscheinen können. Er erstreckt sich auf ein größeres Gebiet als die bisherige Literatur.

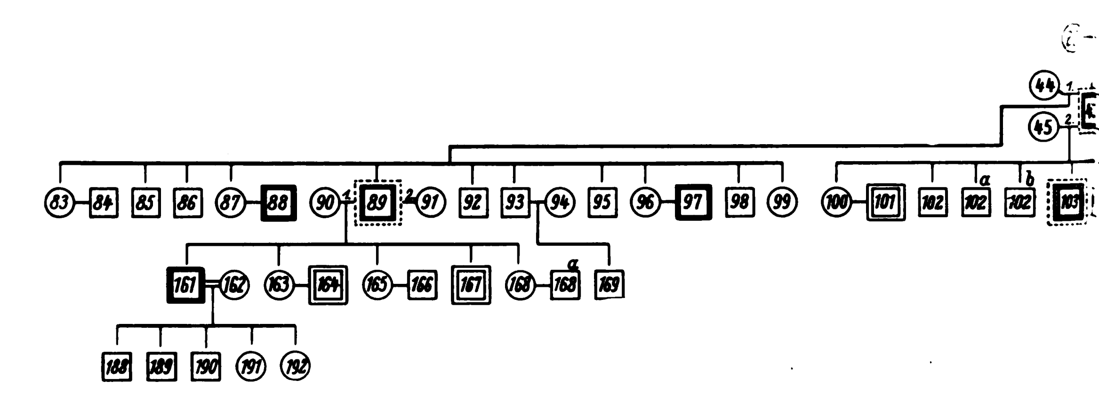
I. Die Geschichte der sächsischen Olearier.

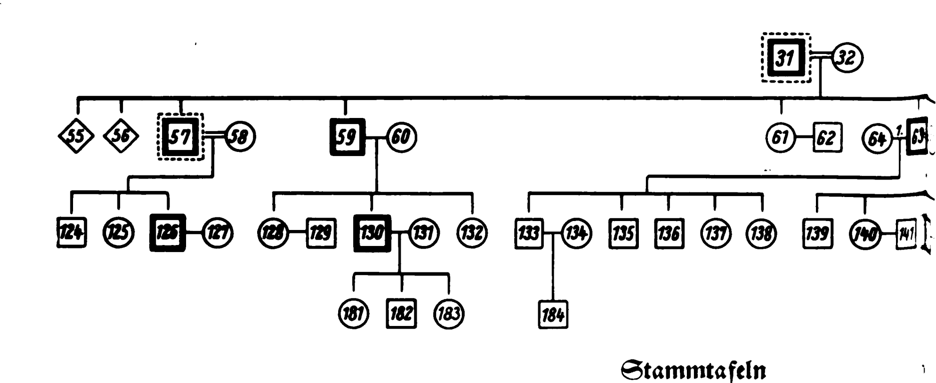
1. Jakob Coppermann oder Kupfermann, Vater der sächsischen Olearier, wohnhaft zu Wesel am Niederrhein. — 2. Anna Cronenberger. — 3. Johann Olearius, wie von da ab die Familie sich benennt, da der Vater ein „Ohlschläger" gewesen sein soll. *Wesel 17. 9. 1546 [Prof. der Theologie in Halle], 1. ○12. 10. 1579, 2. ○8. 2. 1602, †26. 1. 1623. — 4. Tochter des Tilemann Heshus, *1560, ○12. 10. 1579, †10. 4. 1600. — 5. Sibylle Nikander, Tochter des Paul Nikander zu Halle, *1587, ○8. 2. 1602, †4. 8. 1622. — 6. Johann *11. 2. 1587, †21. 9. 1600 zu Calw in Württemberg an der Pest. — 7. Nikander-Gerlach, Konrektor in Halle. — 8. Anna, *7. 7. 1589, 1. ○1608, 2. ○1622, †2. 2. 1664. — 9. Johann Benckern, Pfarrer an St. Moritz in Halle. — 10. Elisabeth, *4. 3. 1591, ○26. 10. 1612, †17. 8. 1613. — 11. Gottfried Nikander, Pastor an St. Annen zu Eisleben. — 12. Jakob, *9. 6. 1593, †jg. — 13. Katharina, *13. 1. 1595, ○1613, †8. 6. 1672. Urgroßmutter des Musikers Georg Friedrich Händel. — 14. Christoph Cuno, Justizrat zu Beesen und Bornmeister zu Halle. — 15. Sophia, *25. 2. 1598. — 16. Gottfried Schiltern, Kämmereischreiber zu Halle. — 17. Elisabeth, Wogau, *17. 3. 1610, †7. 3. 1667, To. d. Lazarus W., Pfänner zu Halle. — 18. M. Tilemann, *9. (19.) 3. 1600, Diakon an St. Ulrich in Halle, 1. ○1. 5. 1632, 2. ○1667, †9. 4. 1671. — 19. Chri-

stina Mühlfried, * 1628, † 4. 5. 1705, Witwe d. Gabriel Püschel, Pastor zu Teiche. — 20. Maria, * 30. 1. 1603, † jg. — 21. Gottfried, * 1. 1. 1604, Dr. theol., Spt. u. Obpf. zu Halle, 1. ° 11. 11. 1634, 2. ° 16. 1. 1638, † 20. 2. 1685. — 22. Anna Wogau, * 13. 9. 1612, † 3. 9. 1636 an der Pest, To. d. Johann David W., Kämmerer zu Halle. — 23. Elisabeth Schäffer, † 24. 9. 1677, To. d. D. Johann Sch., F. Magdeb. Hofrat u. Salzgräf. — 24. Sibylla, * 13. 6. 1605, † 29. 11. 1674. — 25. Markus Seising, Past. zu Oberthau (Oberweiß). — 26. Maria, * 25. 3. 1607. — 27. Samuel Schmiden. — 28. Andreas Bartenstein, Pf. zu Trotha. — 29. Christina, * 26. 8. 1609. — 30. Samuel Cuno, Pf. zu Giebichenstein. — 31. Johann (Johann Christoph), * 17. 9. 1611, Dr. theol., F. Magdeb. Obhofpr., Kirchenrat, Gen.-Spt., ° 1637, † 14. 4. 1684 zu Weißenfels. — 32. Katharina Elisabeth Merck, To. d. D. Andreas M., Gen.-Spt. zu Halle. — 33. Christian Wilhelm, * 11. 1. 1618, † 26. 8. 1626. — 34. Tilemann, † jg. — 35. Gotthilf Tilemann, † jg. — 36. Johann, † jg. — 37. Friedrich, † jg. — 38. Andreas Rivin, Prof. P. in Leipzig, † 1656. — 39. Katharina Elisabeth, 1. ° 5. 3. 1650. — 40. Michael Fingern, M. L. zu Leipzig. — 41. Dorothea Elisabeth. — 42. Valtin Bertrams, Past. in Nennsdorff. — 43. Johann Gottfried, * 28. 9. 1635, Diak. z. U. L. F. in Halle, dann Spt. zu Arnstadt, 1. ° 9. 10. 1660, 2. ° 7. 9. 1680, 3. ° 26. 11. 1689, † 1. (21.) 5. 1711. — 44. Dorothea Mals, * 27. 5. 1642, † 7. 11. 1679, To. d. D. Simon M., F. Magdeb. Kanzler. — 45. Eleonore Sophia Stützing, * 13. 11. 1648, † 19. 11. 1688 (1689) im Wochenbett, To. d. Johann St., Ratsmeisters, Witwe d. Sekretärs Johann Nikolai. — 46. Anna Gertrud Poltz, Witwe d. Christian Lieder, Magdeburg, Landschafts-Obereinnehmer. — 47. Maria Elisabeth Struve, Witwe. — 48. Friedrich, *† 1640. — 49. Christoph, *† 1642. — 50. Dorothea, * 1643, † 1677. — 51. August, * 1646, † 1657. — 52. Theodor, *† 1647. — 53. D. Johann, * 3. (5.) 5. 1639 in Halle, Dr. theol., Prof. P. Ord. zu Leipzig, ° 20. 5. 1667, † 6. 8. 1713. — 54. Anna Elisabeth Müller (Elisabeth Mathes), † 5. 11. 1719, To. d. Liz. M., Prof. zu Leipzig. — 55. und 56. Zwillinge, † sofort nach der Geburt. — 57. D. Johann Andreas, * 24. 9. 1639 zu Halle, Dr. theol., D. F. Magdeb., dann F. Sächs. Hofpred., Gen.-Spt. zu Weißenfels, ° 18. 9. 1665, † 6. 6. 1684. — 58. Anna Sabina Prätorius, To. d. Hieronymus P., Spt. zu Schmalkalden. — 59. D. Johann Gottfried, * 6. 5. 1641, Lic. theol., Spt. zu Burg, ° 5. 2. 1667, † 21. (24.) 1. 1675. — 60. Sophia Rebhuhn, To. d. Arnold Sigismund R., F. Anhalt. Amtsrat zu Zerbst. — 61. Anna Elisabeth, * 29. 6. 1643, † 3. 5. 1659. — 62. D. Johann Joachim Kemnitz, F. Magdeb. Hofrat zu Halle. — 63. Johann August, * 12. 12. 1644, Dr. theol., Spt. zu Sangerhausen, Oberhofpred. zu Weißenfels, ° 28. 10. 1672, † 20. (10.) 1. 1711. — 64. Justina Helena Stützing To. d. Johann St., Ratsmeister zu Halle. — 65. Margaretha Sophia Norich, To. d. Johann Ernst N., F. S. Merseb. Konsistor.-Dir., Witwe d. Georg Nehrendorff, F. S. Merseb. Rat. — 66. Johann Christian, * 19. (22.) 6. 1646, Dr. theol., Spt. zu Querfurth, dann Kur-Brandenb. Konsistor.-Rat, Insp. und Obpf. in Halle, 1. ° 27. 8. 1672, 2. ° 17. 2. 1691, † 8. (15.) 12. 1699. — 67. Regina Justina Wolff, * 7. 1. 1654, † 31. 8. 1689, To. d. Christoph W., Kämmerer zu Naumburg. — 68. Maria Elisabeth Ringhammer, * 5. 6. 1666, † Magdeburg, 7. 11. 1727, To. d. Michael R., Reg.-Sekr. zu Halle. — 69. Anna Maria, 1. ° 1664, 2. ° 1679, † 1693. — 70. Johann Baptist von Ritter, Ass.-Scab. zu Halle, dann Kursächs. Kammerrat. — 71. Paul von Heinsberg auf Lossa, Kursächs. Kammerjunker, dann Probst zu Bautzen. — 71 a. Johann Adolph von Krosigk auf Mukrena. — 72. Johann Christoph, † 1666. — 73. Anna Sibylla, * 1651, † 1653. — 74. Anna Sophia, ° 1670. — 75. D. Johann Gottfried Stützing, Juriskonsulent und Ratsmeister zu Halle. — 76. Anna Dorothea, ° 1672. — 77. Johann Schiefendecker, F. Sächs. Konsistor.-Rat und Spt. in Weißenfels. — 78. Anna Margaretha, ° 1673. — 79. L. Tobias Heydenreich, F. Sächs. Hof- und Justizrat zu Weißenfels. — 80. Johann Friedrich, *† 1659. — 81. Johann Friedrich, * 26. 2. 1661. Lic. theol. Spt. zu Langensalza, ° 25. 8. 1685, † 6. 11. 1691. — 82. Anna Sophia Horn (Hern), To. d. Johann Peter H., Erbherr auf Molau und Amtmann zu Querfurth. — 83. Anna Dorothea, * 16. 9. 1661, ° 22. 8. 1681. — 84. D. Johann Friedrich Meyer, Kgl. Pr. Reg.-Rat und Salzgräf zu Halle. — 85. Johann Gottfried, * 4. 4. 1663, Dr. med. und Stadtphysikus zu Cölleda i. Th. — 86. August, * 1665, † 1666. — 87. Agnes Christina * 1. 1. 1667, † 21. 3. 1688. — 88. D. Christian Hofkuntzen, Spt. zu Torgau. — 89. M. Johann Christoph, * 17. 9. 1668, Spt. und Pred.-Insp. zu Arnstadt. 1. ° 1. 3. 1698, 2. ° 15. 9. 1716, † 31. 3. 1747. — 90. Sophia Elisabeth

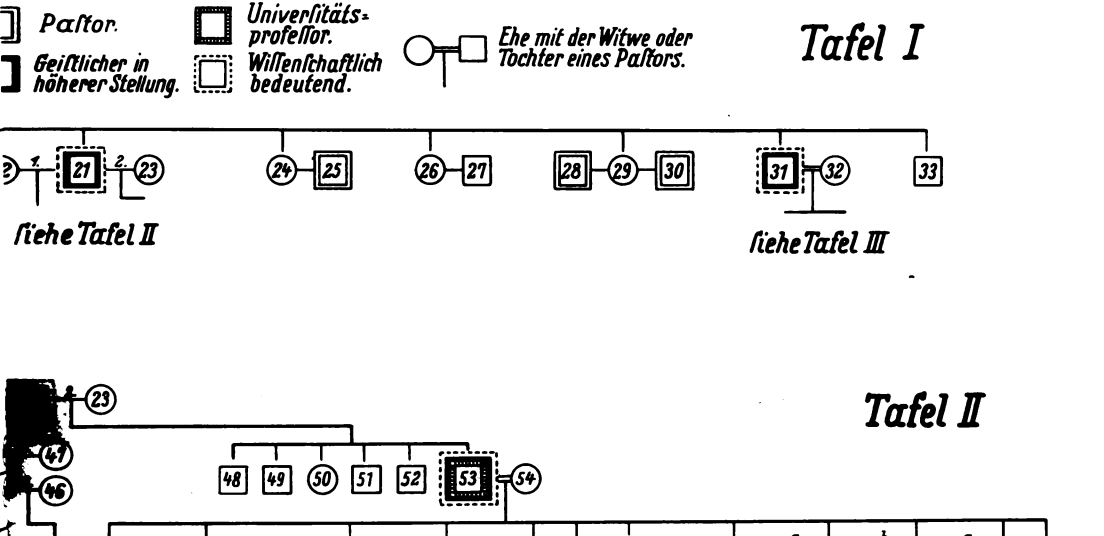
Krieger (Kringer), † 1713, To. d. Johann K., Justizrat zu Wiedersberg. — 91. Eleonora Sabina Lilien, To. d. Melchior L., j. utr. Dr., Prof. zu Erfurth. — 92. Johann Friedrich, *† 1672. — 93. Johann Christian. — 95. August Friedrich, Apotheker in Fraustadt in Polen. — 96. Dorothea Sophia. — 97. Heinrich Merck, Diak. zum Hl. Geist und Pred. in Magdeburg. — 98. Johann Gotthilf. — 99. Dorothea Eleonora, † 24. 5. 1682 an der Pest. — 100. Eleonora Sophia, * 12. 10. 1681. — 101. M. Gottfried Hermann, Past. zu Alt-Jeßnitz. — 102. Gottfried Gottlob, † jg. — 102 a. Gottfried, † jg. — 102 b. August Theodor, † jg. — 103. M. Johann Gottlieb, * 22. 6. 1684, j. utr. Dr., Prof. in Königsberg. — 104. Johann Theodor, † jg. — 105. Johanna Elisabeth, † jg. — 106. Johanna Elisabeth, * 23. 2. 1669, ⚭ 19. 11. 1689, † 15. 5. 1738. — 107. Paul Anton, Dr. theol. und Prof. in Halle. — 108. Christina Dorothea, * 1671, † 14. 12. 1728. — 109. August Friedrich Janus, Archidiak. an U. L. F. zu Halle. — 110. D. Gottfried, * 23. 7. 1672, Dr. theol., Prof. zu Leipzig. 1. ⚭ 13. 9. 1701, 2. ⚭ 1703, † 10. 11. 1715. — 111. Christina Sophia Albert, * 9. 11. 1683, † 2. 7. 1702 im Wochenbett, To. d. D. Valentin A., Prof. theol. zu Leipzig. — 112. Christina Sabina Lunia (Lang) (Langen), To. d. Juriskonslt. Christian Ephraim L. — 113. Anna Sibylla, * 22. 11. 1674, ⚭ 5. 2. 1695, † 25. 2. 1726. — 114. Johann Hübner, Rektor am Johanneum in Hamburg. — 115. Anna Susanna, † jg. — 116. Johann, † jg. — 117. Johann Friedrich, * 25. 6. 1679, j. utr. Dr. Prof. P. Ord. zu Leipzig. ⚭ 1707, † 4. 10. 1726. — 118. Johanna Christina Schmid, To. d. Johann Georg Sch., Kaufm. zu Leipzig. — 119. Georg Philipp, * 11. 11. 1680, Dr. theol. Prof. Graec. Ling. zu Leipzig, † 1741. — 120. Anna Elisabeth. — 120 a. Christian Pfautzen, Prof. math. zu Leipzig. — 120 b. Ulrich Junius, Prof. math. zu Leipzig. — 121. Johanna Sophia. — 121 a. D. Christian Gottlob Ratich (Roitschen), Pract. jur. zu Leipzig. — 122. Johann August, † jg. — 123. Daniel August, † jg. — 124. Johann August, * 1666, † 1668. — 125. Anna Sibylla, * 1668, † 1671. — 126. Johann August, * 25. 6. 1671, Spt. zu Weißensee. — 127. To. d. Bürgermeisters Pönicken. — 128. Johanna Elisabeth, * 14. 5. 1670. — 129. Johann Günther Riemann (Redmann), Kgl. Pr. Rat und Bürgermeister zu Northausen. — 130. M. Johann Gottfried posthumus, * 7. 1. (6.) 1675, Diak. an St. Moritz zu Halle, † 12. (13.) 9. 1712. — 131. Maria Elisabeth Danneberg, To. d. Gottfried D., Kaufmann zu Jena. — 132. Sophia Margaretha, * 15. 7. 1671. — 133. D. M. Johann Gottfried, 1715 Spt. zu Sangerhausen. — 134. Helena Magdalena Schneider, To. d. Georg Jacob Sch., Kupferstecher zu Nürnberg. — 135. Sohn, jg. †. — 136. Sohn, jg. †. — 137. Tochter, † jg. — 138. Tochter, † jg. — 139. Johann, *† 1673. — 140. Johanna Elisabeth, * 6. 10. 1674, ⚭ 12. 5. 1691. — 141. D. August Theodor Reichhelm, Ass. Scab. zu Halle. — 142. M. Johann Christoph, * 8. 3. 1676, Diak. und Pred. an St. Ulrich zu Magdeburg, ⚭ 1703, † 7. 1. 1724. — 143. Anna Maria Sievert (Siebert), Witwe d. Christoph Katzschen, Worthalter zu Halle. — 144. Johann Christian, * 1678, † 1679. — 145. Johanna Regina, * 1680, † 1685. — 146. und 147. Zwillinge Johann Gottfried und Johann August, ** †† 1681. — 148. Johanna Dorothea, * 1. 1. 1685, † 12. 5. 1716. — 149. L. Andreas Becker, Kämmerer zu Halle. — 150. Johanna Regina, * 26. 8. 1687, † 25. 11. 1706. Braut des Amtmanns Heidten. — 151. Johanna Christina, *† 1689. — 152. Johann Friedrich, * 1692, † 1693. — 153. Johanna Christina, * 1694, † 1701. — 154. Johann Friedrich, * 30. 6. 1697, Past. zum Hl. Geist in Magdeburg, ⚭ 27. 2. 1727, † 24. 3. 1750. — 155. To. d. Christoph Andreas Chryselius, Past. zu Weißenfels. — 156. Johanna Maria, * 18. 4. 1699, † 2. 10. 1716. — 157. Maria Sophia, † 1713. — 158. Martin Aulib, Dr. med. und Phys. zu Jüterbog. — 159. M. Johann August, * 12. 10. 1688, Dr. theol., Obpast. zu Jüterbog, ⚭ 28. 8. 1714. — 160. Johanna Sophia Vater, To. d. M. Johann V., Archidiak. in Torgau. — 161. M. Johann Christian, Diak. in Arnstadt. — 162. Johanna Christina Carol, To. d. Spt. C. zu Arnstadt. — 163. Juliana Elisabeth, † 26. 3. 1743. — 164. Friedrich Müller, Past. in Jena. — 165. Augusta Johanna, † 4. 5. 1739. — 166. M. D. Georg Volkmar Hartmann, Erfurt. — 167. Johann Gottfried, * 1702, Past. in Plaue, † 25. 3. 1741. — 168. Johanna Sophia. — 168 a. Samuel Kaspar Schumann, Dr. med. zu Arnstadt. — 169. Christian Gottfried. — 170. Christina Elisabeth, * 25. 6. 1702. — 171. Johann Christoph Löner (Lörner) (Löner), Diak. zu Weimar. — 172. Anna Christina.

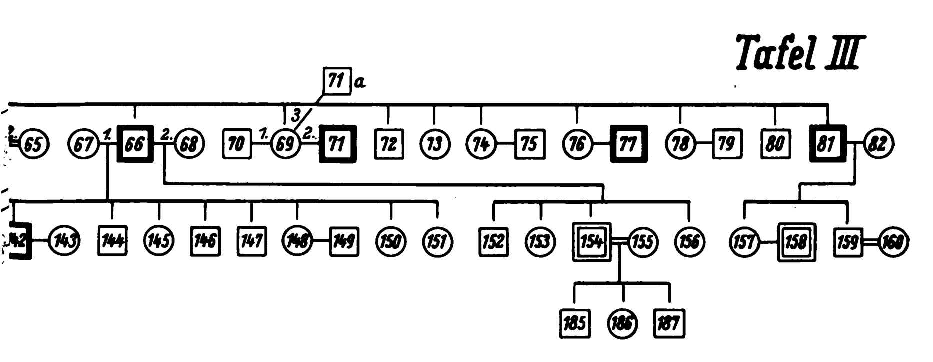






Stammtafeln





der Familie Olearius.

— 173. Johanna Sabina. — 174. Johann, † jg. — 175. Ephraim, † jg. — 176. Christian, † jg. — 177. Sophia Henriette. — 178. Johann Georg. — 179. Katharina Elisabeth. — 180. Christina Sibylla. — 181. Sophia Regina, * 1706, † 1708. — 182. Johann Christian, * 29. 12. 1707. — 183. Johanna Sophia, * 4. 12. 1709. — 184. Johann Christian, * 1714. — 185. Samuel Gottlieb, * 19. 1. 1728. — 186. Johanna Maria, * 13. 9. 1730. — 187. Johann Friedrich, * 8. 11. 1733. — 188. Johann Christian. — 189. Johann Christoph. — 190. Johann August. — 191. Eleonora Karolina Augusta. — 192. Johanna Sophia.

Nähere Angaben zu einigen der vorstehend aufgeführten Namen.

Zu 3: Nach seinem Studium in Düsseldorf, Marburg, Jena, wurde er hier am 13. 1. 1573 Magister, ist 1574 archipaedagogus in Königsberg, 1577 Prof. für Hebräisch, wird 1578 als Prof. für Hebräisch und Theologie auf die Universität Helmstädt berufen. Diss.: De poenitentia. 12. 10. 1579 Dr. theol. Hier heiratet er des Tilemann Heßhus Tochter, die am 10. 4. 1600 stirbt, dann die Tochter des verstorbenen Predigers Paul Nikander zu Halle. Seit 1581 doziert er als Superintendent an St. Marien zu Halle Hebräisch und Latein, hält sich ein theologisches Seminar und führt einen wissenschaftlichen Streit gegen Wolfgang Ameling durch Publikation von: Criminationum pagellae. Halle 1591. Seine Tochter Katharina ist die Urgroßmutter des Musikers Georg Friedrich Händel. Drei Söhne von ihm sind besonders hervorragend, Tilemann (18) von der Heßhus, Gottfried (21) und Johann (Johann Christoph) (31) von der Nikander. —

Zu 21: Studiert Halle, Jena, Wittenberg, hier 1625 Magister und Adjunkt der philosophischen Fakultät, 1633 Diak. in Wittenberg, 1634 Prediger an St. Ulrich in Halle und Dr. theol., 1647 Oberhofprediger und Superintendent an St. Marien, wo er 20. 2. 1685 starb. Er ist bekannt als Astronom, Botaniker, Musiker, Archäologe, Theologe, Latinist und Gräzist. Schrieb zirka 20 Werke. Zwei Werke schrieb er über die Stadt Halle: Halygraphia topo-chronologica, das ist: Ort- und Zeit-Beschreibung der Stadt Halle. Leipzig 1667. Bis 1679 fortgesetzt durch Johann Gottfried Olearium, Halle 1679. Dann: Coemiterium Saxo-Hallense. Das ist: des wohlerbauten Gottes-Ackers der Stadt Halle . . . Beschreibung. 1674. —

Zu 31: Studiert in Halle und Merseburg, geht 1629 auf die Universität Wittenberg, wird hier 1632 Magister, 1635 Adjunkt der philosophischen Fakultät. 1637 Lic. theol. und Superintendent in Querfurt. 1643 nach Halle als Hofprediger und Beichtvater Augusta von Sachsen-Weißenfels, zugleich Dr. theol. zu Wittenberg, 1680 zurück nach Weißenfels. Schrieb über 30 Werke; darunter eine Erklärung der Bibel in fünf Foliobänden. Leipzig 1678—1681. Er sammelte Kirchenlieder und war selbst Dichter von solchen. Seine „Geistliche Singekunst" 1671 enthält 1218 Lieder, von denen Koch (Gesch. d. Kirchenl.) ihm selbst 296 zuschreibt. Er starb 14. 8. 1684 (st. vet.) in Weißenfels. Fünf seiner Söhne waren Theologen: Johann Andreas (57), Johann Gottfried (59), Johann August (63), Johann Christian (66) und Johann Friedrich (81), von denen keiner besonders hervortrat. Die drei mittleren (59, 63, 66) promovierten an einem Tage zusammen. —

Zu 43: Studiert in Halle und 1653 in Leipzig, wird hier 1656 Magister, dann in Straßburg, Tübingen, Heidelberg, Marburg, Jena, 1658 Adjunkt in Halle, dort an St. Marien und Inspektor der zwei Diözesen des Saalkreises, 1662 Diakon, 1685 Konsistorialrat in Arnstadt, 1688 Superintendent. Schrieb Theologie, Lieder, Patristik. Primitiae poeticae; Abacus patrologicus. Jena 1673. In zweiter Auflage erweitert durch seinen Sohn Johann Gottlieb (103): Bibliotheca Scriptorum Ecclesiasticorum. 1711. In zwei Bänden. —

Zu 53: Studiert Halle, 1657 in Leipzig Philosophie und Theologie, wird Bacc art. lib. und 1660 Magister philos. Dann an den Universitäten Wittenberg und Jena, 1661 zurück nach Leipzig, hält dort unter großem Beifall philosophische und philologische Vorlesungen, wird 1663 Assessor der philosophischen Fakultät, dann erster Professor und Senior an der Universität Leipzig. 1665 (1664) wird er Professor der griechischen Sprache, 1666 Kollegiat des großen Fürstenkollegs, 1668 Lic. theol., 1669 Dr. theol., 1677 ordentlicher Professor der Theologie, 1683 Domherr in Zeitz; achtmal war er Rektor der Universität, kreierte als solcher 1699 zusammen elf Doktoren. Er publiziert logische, psychologische, metaphysische, philosophische und historische Schriften, seit 1677 besonders biblische über Dogmatik und

Ethik, zusammen über hundert Abhandlungen, daneben größere Werke: De stylo Novi Testamenti 1668 und öfter; holl. durch Jacob Renferd 1701. Hermeneuticae sacrae 1699. Synopses controversiarum selectiorum cum hodiernis Pontificiis, Calvinistis etc. 1693, neu 1710. Streit mit Spener: Imago pietismi 1708. Und anderes. Drei Söhne wurden in Leipzig Professoren: für Theologie Gottfried (110), für Rechtswissenschaft Johann Friedrich (117) und für Philosophie Georg Philipp (119), deren Mutter die Tochter des Mathematikprofessors Müller in Leipzig war. —

Zu 57: Studiert 1657 in Jena, wird dort 3. Februar 1659 Magister für Theologie, bleibt dort dreiundeinhalb Jahre, besucht Leipzig, Wittenberg, Frankfurt a. d. O., kommt 1622 nach Straßburg, Basel, Heidelberg, Utrecht, Leiden, Franeker, Groningen. Wird 1664 durch Herzog August in Halle Domprediger. Er machte vierundzwanzigjährig sein Lizenziat in Jena 13. 7. 1664, Dr. theol., übernimmt das Kolleg seines Vaters (31), durch Herzog Johann Adolph zu Weißenfels Nachfolger seines eigenen Vaters im Amt am Hof. —

Zu 59: Studiert auf der Universität in Jena, kommt 1662 nach Straßburg, Basel, Holland mit seinem Bruder Andreas (57). Wird Professor der Philosophie und dann der Theologie im Augustaeum zu Weißenfels, mit seinen beiden Brüdern M. Johann August (63) und M. Johann Christian (66) 1674 in Theologie doktoriert zu Jena. War Superintendent zu Burg. —

Zu 63: Studiert in Jena, wird dort 1666 Magister in Philosophie, dann Theologie. Studiert weiter in Straßburg, 1668 mit seinem jüngeren Bruder M. Johann Christian (66) nach Holland auf die dortigen Universitäten. 1671 durch Herzog August Superintendent von Sangerhausen. Sein Lizenziat: De Alethologia infallibili. Im Jahre 1674 25. 8. doktoriert er mit seinen zwei Brüdern (59 und 66) in Theologie. Schrieb und edierte nur Predigten. Sein Vater (31) und sein ältester Bruder (57) starben beide im gleichen Jahr 1684 als Oberhofprediger in Weißenfels. So übernahm er das Amt. —

Zu 66: Studiert 1666 in Jena, wird dort 1667 Magister, geht auf die Universität Kiel, dann mit seinem Bruder Johann August (63) nach Holland, von da nach Jena 1669. 1670 zu Straßburg im Museum Bebelii. War Superintendent zu Querfurth 1664, sein Lizenziat: De affectato rationis dominio captivato, gehalten zu Jena. Am 25. 8. 1674 doktoriert er mit seinen zwei Brüdern (59 und 63) in Theologie. 29. 8. 1678 raubt ihm ein Brand seine Bibliothek und fast seine ganze Habe. 1681 wird er Pastor an St. Moritz zu Halle, 1685 Superintendent ebenda. —

Zu 81: Studiert auf der Universität zu Leipzig: Lizenziat 1684: De Renovatione. Dann übernimmt er seines Bruders (63) Stellung als Superintendent zu Sangerhausen, dann Superintendent zu Langensalza. —

Zu 89: Studiert 1681 in Jena Theologie, wird 1691 Magister, kommt 1693 zurück nach Arnstadt, wird Numismatiker bei Günther II., Fürst von Schwarzenburg-Sondershausen. Wird 1694 Prediger, 1695 zweiter Diakon, 1737 Superintendent. Publiziert 21 historische, 22 theologische, zusammen 61 Schriften, besonders Hymnen. —

Zu 103: Studiert Halle, wird Kandidat der Theologie in Wittenberg, dort 1704 Magister, 1711 Adjunkt der philosophischen Fakultät Jena. Schrieb 1709 sein Werk über Juristen, die Theologen waren: De Luthero ex juris studioso Theologo, et de Ziglero ex theologo ICto facto, Jena 1709. 1712 Lic. jur., 1713 wurde er Dr. jur. utr., dann Hofgerichtsadvokat in Königsberg. 20. 4. 1715 außerordentlicher Professor der Rechtswissenschaft, 1722 preuß. Hals- und Hofgerichtsassessor. Schrieb viele juristische Schriften und gab die zweite Auflage des Abacus patrologicus seines Vaters (43) heraus. —

Zu 110: Studiert Philologie und Philosophie auf der Universität Leipzig, wo er zwanzigjährig Magister wird. Macht 1693 große Studienreisen, besonders nach Holland und England, studiert in Oxford und Cambridge, vor allem an der Bodleiana, der berühmten Handschriftenbibliothek in Oxford, über die er 1695 einen ausführlichen Brief an Fabritius in Hamburg schrieb. Nach Leipzig zurückgekehrt betrieb er theologische Studien und hielt philosophische Vorlesungen. 1698 wird er Assessor der philosophischen Fakultät, 1699 Professor für Griechisch und Latein, darauf Lic. theol., 1708 Dr. und Professor theol., 23. 4. 1710 Domherr am Hochstift Meißen. Er schrieb etwa 30 Werke, u. a.: Observationes sacrae ad Ev. Matthaei, 1713. Zweimal verheiratet hatte er sieben Kinder, deren keines hervortrat.

Zu 117: Studiert Leipzig und Halle, wird 1699 Magister, 1703 Dr. jur. utr. und erwählt den Lehrberuf, wird 1708 ordentlicher Prof. der Rechte, 1710 Prof. Institutionum, 1715 Prof. Pandectarum, 1720 Prof. Codicis, zugleich Dekan und Assessor der juristischen

Fakultät. Ist Kanonikus in Merseburg, 1722 „auf S. Galli Tag" d. i. 16. 10. Rektor der Universität Leipzig. Schrieb juristisch sehr viel. —

Zu 119: Doktoriert erst 1724 und veröffentlicht 29 Werke, war Prof. für Griechisch und Latein zu Leipzig. —

Es wäre leicht, über die sächsischen Olearier noch mehr zu sagen, aber wenn man objektiv urteilen will, ist es schwierig, die richtige Grenze zu ziehen, denn gewiß ist manches Familienglied als Persönlichkeit bedeutsamer gewesen als andere durch ihren gelehrten Ruf.

Die Herkunft der Familie wird erst bei dem Zweig Bars-Olischläger behandelt werden, dort kommen auch weitere Abzweigungen zur Sprache. Über die Verzweigungen in späterer Zeit wird sich hoffentlich ein Mitglied der Familie selbst genauer äußern, dem die Kirchenbücher leichter zugänglich sind, als mir.

Aufgaben der Heimatmuseen.

Von Dr. Hans Zeiß.

Vor kurzem veröffentlichte Dr. Wilhelm Peßler (Direktor des Vaterländischen Museums der Stadt Hannover) ein Werk, das in ausgezeichneter Weise für den Gedanken des Heimatmuseums wirbt. Es trägt den Titel: „Das Heimat-Museum im deutschen Sprachgebiet als Spiegel deutscher Kultur".[1] Vorweg sei bemerkt, daß Peßler sich bemüht hat, wenigstens eine Überschau dieses gewaltigen Raumes zu geben, indem er eine Liste deutscher Heimatmuseen von Estland bis Südtirol und von den Wolgadeutschen bis nach Elsaß-Lothringen beifügte — eine bisher nicht versuchte, sehr dankenswerte Arbeit, die nur an wenigen Stellen mangels geeigneter Unterlagen noch nicht durchgeführt werden konnte.

Der Titel des Buches verrät schon die weit ausgreifenden Forderungen des Verfassers, der als erprobter Praktiker ganz besonderen Anspruch hat, in Fachkreisen wie in der breiteren Öffentlichkeit Gehör zu finden. Wichtig ist der Grundgedanke der Einleitung: Die Heimatmuseen sollen nicht nur Sammlungsstätten, sondern weit darüber hinaus Sammelstätten sämtlicher Bestrebungen zur Heimatpflege und Volksbildung sein. Diese hohe erzieherische Forderung wird dann in der Einleitung weiter erläutert: „Lebensförderung im weitesten Sinne und Lebensfreude — das Innewerden von Lebensförderung — gehen von einem gut geleiteten Heimatmuseum in reichem Maße aus. Denn im Heimatmuseum finden wir die ganze Umwelt, welche uns seit unserer Kindheit umgibt, die Landschaft mit ihrer Tierwelt und ihrem Pflanzenkleid, das Volk mit seiner wirtschaftlichen und geistigen Arbeit, Baukunst und Kunsthandwerk, und die sich auf diesen aufbauende Schönheit des heimischen Stadtbildes, das Werden der Stadt und das Wachsen des Staates, die Kämpfe von Stadt und Staat um Ordnung im Innern und Schutz der Außengrenzen, wir sehen die Zweckform und die Stilform der Gegenstände des täglichen Lebens eingeordnet in große Entwicklungsreihen. All dieses und die vielen anderen Erscheinungen des heimischen Lebens erkennen und verstehen wir in großen zeitlichen und räumlichen Zusammenhängen. Wir sehen unserer Väter Art allen Gewalten zum Trotz sich erhalten und erkennen unsere Kultur und unser Streben als das Ergebnis tausendfältiger Ursachen, welche, fast unentwirrbar, weiter wirken bis in die fernsten Tage. So ist ein gutgeleitetes Heimatmuseum keine Totenkammer, sondern die Keimzelle neuen geistigen Lebens."

Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, daß solche Museumsarbeit wertvollen Dienst am Volkstum bedeutet. Sehr verständlich deshalb und begrüßenswert ist die

---

[1]) Erschienen in J. F. Lehmanns Verlag, München 1927. 158 S., 94 Abb. auf 51 Taf. und 0 Textbilder. Preis: Mk. 12.—.

scharfe Stellungnahme Peßlers gegen jene Heimatmuseen, „welche mehr einem Friedhofe alten Hausrates, einer Raritäten-Kammer, einer Bude voll Kinkerlitzchen gleichen, als einer Volksbildungsstätte." Im lebhaften Kampf gegen derartige unerfreuliche, leider noch nicht überall überwundene Mißstände verlangt Peßler die Ausnützung aller Möglichkeiten, dem Besucher, richtiger: möglichst zahlreichen Besuchern, das Eindringen in den Geist und die Absicht der Sammlung zu erleichtern — sei es durch Führungen oder durch sorgsam angebrachte Erläuterungen aller Art, wie Vergleichsstücke, erläuternde Abbildungen, kartographische Darstellungen; gerade in dieser Hinsicht kann übrigens der Besucher der Sammlungen zu Hannover mit Freude feststellen, wieviel dort dank Peßler und Jakob-Friesen bereits geleistet ist.

Welch reicher Schatz deutscher Kultur in den Heimatmuseen verborgen steckt, zeigen die ausführlichen Abschnitte über die Gruppierung der Sammlungen; handelt es sich doch z. B. beim Handwerk um nicht weniger als 864 Unterarten. Der umfassende Rahmen, den Peßler entwirft, umschließt unter anderem auch Gesundheitspflege und Sport, auf deren ungeheure Bedeutung für die Gegenwart und Zukunft unseres Volkes er mit Recht verweist. Zugleich kann gerade durch solche Abteilungen so manchem das Museum zum ersten Male anziehend gemacht und so ein allmähliches Verständnis auch anderer Gruppen angebahnt werden. Leider ist es hier nicht möglich, auf die umfassenden museumstechnischen Darlegungen des Buches weiter einzugehen, oder Beispiele aus den durch Bild oder Erwähnung vertretenen, über ein weites Gebiet verstreuten Sammlungen anzuführen.

Besonders sei indessen noch hervorgehoben, daß sich das Vaterländische Museum in Hannover bereits seit 1920 bemüht, Lichtbilder bodenständiger Niedersachsen zu sammeln. Dementsprechend so sieht Peßler auch in dem hier niedergelegten Sammelprogramm die planmäßige Aufnahme der einheimischen Bevölkerungstypen durch die Heimatmuseen vor. Zweifellos könnten auf diesem Wege wertvolle Unterlagen für die deutsche Rassenforschung geschaffen werden. Allerdings müßten die Heimatmuseen hierbei in engster Zusammenarbeit mit anthropologischen Fachleuten vorgehen, damit die Gewähr besteht, daß für die Rassenforschung geeignete Aufnahmen hergestellt werden.

Gerade dieser Zweig der Wissenschaft hat auch sonst viel von einer Heimatmuseumsarbeit im Sinne Peßlers zu erwarten. Namentlich verspricht diese eine wichtige, nicht nur im vorliegenden Werk vom Verfasser skizzierte Aufgabe zu lösen: Die Erforschung der Formenkreise und der Kulturkreise, deren Ergebnisse für die Rassenforschung von besonderer Bedeutung sind, wie allein schon Peßlers bisherige Arbeiten über Niedersachsen zur Genüge gezeigt haben.

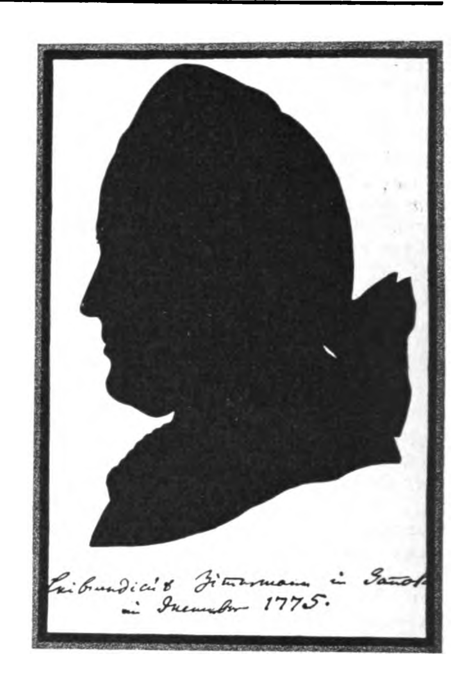
Der Wunsch des Vorworts: daß durch Mitarbeit aller Freunde deutscher Heimat und deutscher Kultur das Buch immer mehr sein Ziel erreiche, ein Spiegel deutscher Kultur zu werden — dieser Wunsch möge auch unsere Ausführungen beschließen.

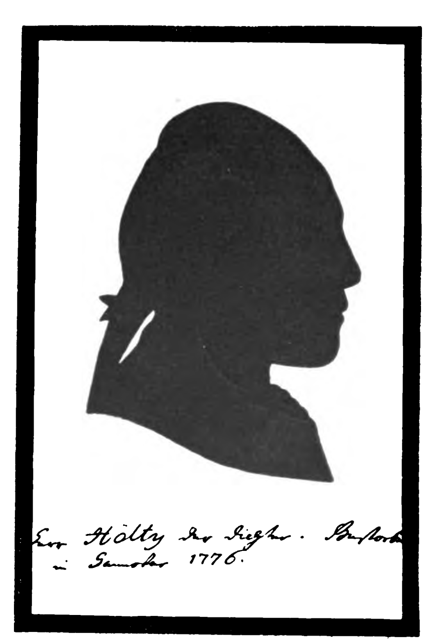


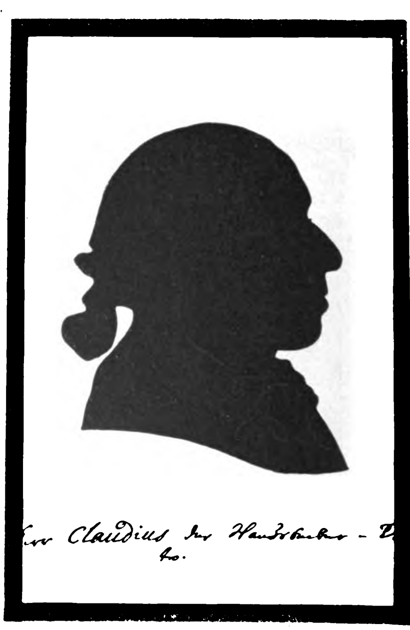
Germanische Hauptrassentypen der Merowingerzeit: a) Groner, b) Nordendorfer Typ. (Hannover, Prov. Mus.).

Aus: Peßler, Heimatmuseum Taf. 16, Bild 3.









Niedersächsische Dichter aus der Lavater-Schattenriß-Sammlung. (Hannover, Vaterländisches Museum.)

Aus: Peßler, Heimatmuseum, Taf. 42.

Kleine Mitteilungen.

Siedlungssprossen.

Von Ludwig Finckh.

Siedlungssprossen im weiteren Sinn sind wir alle, die wir aus der Verschmelzung von tausend zugewanderten Ahnen hervorgegangen sind. Hier meine ich die Abkömmlinge besonderer Siedlungsgruppen, die, je nach ihrer Blutgruppenmischung, gute oder weniger gute Erzeugnisse ihrer Vorfahren geworden sind.

Seitdem die Wohnsitze fest geworden waren, gab es immer wieder vereinzelte Verschiebungen und Vermischungen unter den Völkern. Ganze Volkssplitter gingen in ihrem Gastvolk unter, wie die Schwaben in Spanien und Portugal, die dort ein Königreich gehabt hatten. Gewiß ist viel deutsches Blut in Italien hängen geblieben, als die Staufenkaiser mit ihren Heeren bis nach Sizilien zogen. Auf der einen Seite drängten die Deutschen, aus Raummangel, hinaus an die Sonne, ins Grenzland, nach Übersee und sie erhielten sich, wo sie als geschlossene Siedler auftraten, wie in Rußland, in Brasilien, meist rein. Ihr Instinkt, oder ihre Religion, verhinderte allzu abliegende Verbindungen. Eine umfassende Geschichte der deutschen Siedlung auf der Welt muß erst noch geschrieben werden. Im einzelnen sind die Niederlassungen in Siebenbürgen, im Banat, im Kaukasus erforscht und werden durch das neu angezogene Blutsband der Familienforschung immer mehr erfaßt. Die „Auswanderung und Koloniegründung der Pfälzer im 18. Jahrhundert" beschrieb Daniel Häberle (Verlag Hermann Kayser, Kaiserslautern 1909), Max Beheim-Schwarzbach veröffentlichte ein Werk über „Die Hohenzollernschen Kolonien" (Leipzig, Duncker und Humblot), Rudolf Kronau das überaus bedeutsame Buch: „300 Jahre deutschen Lebens in Amerika" (Dietrich Reimer, Berlin 1924); eine Geschichte der Schwabenauswanderungen läßt noch auf sich warten.

Auf der anderen Seite vollzog sich zu verschiedenen Zeiten eine Einwanderung nach Deutschland herein, und diese Einsprengsel verschmolzen alle innig mit ihrem deutschen Wirtschaftsvolk. Ihre Spuren lassen sich überall noch bis heute verfolgen, teils in den Namen, teils in der Abweichung ihrer körperlichen und geistigen Merkmale von ihrer weiteren Umgebung. An ihren Nachkommen lassen sich, besonders wenn zurückreichende Ahnentafeln aufgestellt sind, die fremdblütigen Einschläge erkennen, und wir vermögen, wenn wir sie planvoll untersuchen, Schlüsse zu ziehen über die Eignung dieser Stämme zur „Menschenzüchtung". Sie konnten zur Veredlung und Auffrischung, oder zur Verschlechterung der eingesessenen Bevölkerung beigetragen haben.

Im 13. Jahrhundert wurde die Bevölkerung des „Bergischen Landes", — sie heißen heute „Dunnerkiele", mit den Hauptorten Elberfeld, Barmen, Remscheid, Solingen, Lennep, — die fränkischen und sächsischen Charakter hatte, mit vlämischen und pikardischen Bestandteilen durchsetzt, die von den bergischen Herzögen zur Hebung der Wirtschaft — Weberei, Färberei, Eisengewinnung — ins Land gezogen wurden; sie haben in jeder Beziehung entschieden stark befruchtend gewirkt.

Die Geschichte der französischen Emigranten, der Hugenotten, Waldenser, Albigenser — es gibt in Württemberg noch ganze Dörfer französischen Namens mit ihren Nachkommen — wäre wert, einmal vererbungskundlich aufs Korn genommen zu werden. Ich selbst sammle Stamm- und Ahnentafeln ihrer Nachfahren, die ebenfalls ein wertvolles deutsches Menschenmaterial bilden.

Niederländer zogen einmal nach Osten, Sachsen und Westfalen nach Schlesien, Schwabensiedlungen finden sich in der Neumark und in Westpreußen, Pfälzer wanderten nach Brandenburg ein, Schweizer nach Ostpreußen und in die Mark, Salzburger fand ich in Ostpreußen, um Gumbinnen, als Nachkommen von 12 000 im Jahre 1732 dorthin und nach Litauen Versprengten, die mit ihren Namen aufgezeichnet sind in dem Heft „Die Salzburger" von Alexander Höse und Hermann Eichert (Gumbinnen, Gebrüder Reimer, 1911).

Die letzte geschlossene, größere Einwanderung in Deutschland vollzog sich vor 90 Jahren. Damals, im September 1837, zogen 440 protestantische Tiroler aus dem Zillertal, von der Heimat vertrieben, unter der Führung Johann Fleidls, nach Preußen, wo ihnen, wie 100 Jahre zuvor, Friedrich Wilhelm I. den Salzburgern, König Friedrich Wilhelm III. eine Wohnstätte bereitet hatte. In der Nähe von Hirschberg und Schmiedeberg in Schlesien ließen sie sich nieder und fingen an, ihre heimatlichen tiroler Häuser zu bauen. Sie trugen ihre Trachten, sangen ihre Lieder und hielten ihre Gebräuche. In 3 Dörfern, in Ober-,

Mittel- und Niederzillertal breiteten sie sich aus und waren, trotz einer Abwanderung, nach 50 Jahren auf 638 Lebende — insgesamt 1000 Seelen — angewachsen. Sie erhielten sich durch Gärtnerei und Milchwirtschaft und genossen das Lob der eingeborenen Umgebung. Die preußische Regierung hatte bis zum Jahre 1839 die Summe von 141 000 Talern für sie aufgewendet, die sie nicht zurückforderte; jede einzelne Person kostete der Regierung etwa 340 Taler.

Die Zillertaler in Preußen haben sich heute wohl fast alle mit der einheimischen Bevölkerung verschmolzen. Da in Büchern über sie, so in Gustav Hahn: „Die Zillertaler im Riesengebirge", „Was ist aus den hier eingewandetren Zillertalern und ihren Nachkommen geworden?" (Verlag C. Sommer Schmiedeberg, 1887) und in Max Beheim-Schwarzbach: „Die Zillertaler in Schlesien" (Breslau, Eduard Trewendt, 1875), die einzelnen Häuser mit ihren Familien gründlich aufgezählt und durchgesprochen sind, so sollte es nicht schwer halten, ihre Abkömmlinge auch in der Verschmelzung wieder herauszuschälen. Ich würde mir davon Aufschlüsse versprechen über die Vererbung der besonderen dinarischen Merkmale und Eigenschaften dieser Ahnherren, die einen besonders kräftigen, heiteren, sangeslustigen, tapferen, aber auch spott- und angriffslustigen Schlag der Tiroler darstellten. Die Zillertaler, zwischen Kufstein und Innsbruck, selbst schon einen deutschen Einschuß auf rhäto-romanischem Boden bildend, unterscheiden sich von anderen Tirolern durch besondere Beweglichkeit des Geistes und Unruhe des Blutes.

Auf einer Reise von Südtirol kommend, traf ich auf ihre Spuren in Innsbruck. Dr. Gustav v. Gasteiger, der Sohn des Kreishauptmanns, in dessen Amtsbereich jene schmerzliche Austreibung fiel, ließ im Jahre 1892 die „Geschichte der Zillertaler Protestanten und ihrer Ausweisung aus Tirol" erscheinen (Meran, Ellmenreichs Verlag). Die in Innsbruck erscheinende aufschlußreiche Monatschrift „Tirol", gab im vergangenen Jahr ein Sonderheft über sie heraus: „Blätter der Erinnerung an das 50jährige Jubiläum der preußischen Kolonie Zilleıtal im Jahre 1887", erschienen in Schmiedeberg (C. Sommer); mir liegen Postkarten von Tiroler Häusern und Trachten aus Zillertal im Riesengebirge aus dem Jahre 1906 vor (Max Leipelt, Warmbrunn). Fedor Sommer schrieb über sie einen warmherzigen Heimatsroman: „Die Zillertaler" (Buchhandlung des Waisenhauses, Halle a. S. 1925).

Ihre heute lebenden Nachkommen, von denen sich einzelne bei mir gemeldet haben, festzustellen und zu erforschen, könnte eine dankbare Aufgabe sein.

Deutsche, die wir vergessen haben.

Von Anton Tödt, Neumünster in Holstein.

Bald zweihundert Jahre ist sie alt, die „Deutsche Kolonie" in Jütland. Wohlgemerkt, nicht in dem abgetretenen Nordschleswig, sondern mitten auf der jütischen „Ahlheide" liegt sie. Wer in Deutschland hat je etwas darüber gehört oder gelesen? Ein Heldengedicht deutscher Arbeitskraft und Zähigkeit ist die Geschichte dieser Kolonie. Der dänische Bauer war zurückgeschreckt vor der ihm unmöglich dünkenden Aufgabe, die dürre, braune Ahlheide im Herzen Jütlands zu bezwingen, dem Deutschen ist sie in hartem Ringen gelungen. Aber das Schicksal der deutschen Kolonie auf der Ahlheide ist ein Abbild des Schicksals, dem die deutschen Brüder entgegengehen, die unter einem fremden Volk siedeln. Darum laßt mich erzählen:

Ich verbringe meinen Sommerurlaub bei meinem Freund, dem Tierarzt am Rande der jütischen Heide. „Ich muß noch in die ‚Deutsche Kolonie', willst du mit?" Gegenfrage: „In die deutsche Kolonie? Natürlich!" Schnurgerade läuft die Landstraße durch die Heide. Wir fahren vorüber am „Kongenshus", dem „Königshaus", das sich ein in Hamburg reichgewordener Däne erbaut hat, als Mittelpunkt für seine Renntierzucht. 4000 ha Heide hat er eingezäunt, Hunderte von Renntieren ausgesetzt, um, wie im nördlichen Norwegen und in Lappland, auch hier das Renntier, das anspruchslose, zu halten. Dann könnte die Heide doch ausgenutzt werden. Aber so ging es nicht. Die Tiere wollten nicht gedeihen, war es das Klima oder lag es am Fehlen des isländischen Mooses?

Wir fahren weiter: Die deutschen Kolonisten haben gezeigt, was aus der Heide gemacht werden kann. Wir kommen in das erste Dorf. In Anlage und Bauart ein deutsches Dorf, kein dänisches. Die Häuser groß, geräumig, behäbig, auf den Höfen

moderne landwirtschaftliche Maschinen. Hier wohnen tüchtige Bauern mitten in ihren Korn- und Kartoffelfeldern und ihren Weiden. Ein stattlicher Pfarrhof, von mächtigen alten Bäumen umgeben, mitten im Dorf.

Und doch war hier früher nichts als Heide und Himmel. Ein alter dänischer Schriftsteller, Olufsen, nannte die Gegend „eine Schande für das dänische Vaterland, unübersehbar für das Auge." Ein anderer, Pastor Carstens, beschreibt sie: „Kein kleiner Hügel, kein Tal, kein Busch, alles Heide, ein unübersehbares Heidemeer, wo der Wind seine Macht übt, die von nichts gehemmte, von nichts gebändigte Kraft, wo der ferne Wildvogel seine fremdartige Stimme hören läßt, der besorgt pfeifende Kiebitz neugierig seinen Hals über die Heide streckt, wo kaum eine ordentliche Schar Lerchen die Luft füllt, mit einem Freudengesang über die ungestörte Ruhe." So war die Ahlheide vor 1760, da man zuerst begann, sie zu bearbeiten.

Bei der „Deutschen Kirche" halten wir. So wird sie noch heute genannt von den Bauern. Amtlich heißt sie „Frederiks Kirke" und die Kolonie heißt amtlich „Frederiks". Für das Volk aber wohnen hier die „Deutschen", auch „Kartoffeltysker", „Kartoffeldeutsche" genannt. Die Kirche, langgestreckt, ohne Turm, von großer Ärmlichkeit, aber wegen ihrer peinlichen Sauberkeit geradezu auffallend, ist offen. Auf dem Altar nichts als einfache Abendmahlsgeräte aus Steingut. Ein uraltes schlichtes Zinnbecken als Taufschale, sonst nichts an Schmuck, Bildern, Schnitzerei, nur Zweckmäßigkeit.

Wir treten auf den Kirchhof. Mein Begleiter sagt: „Einen so schönen, sauberen Kirchhof gibt es sonst weit und breit nicht." Auf den Steinen fast nur deutsche Namen: Berthold, Schlegel, Bräuner, Zimmermann, Belzer, Weckesser und mehr.

Die Namen deuten auf süddeutsche Herkunft. Aus Süddeutschland sind sie tatsächlich gekommen, aus der Grafschaft Erbach, vom Rhein und Main. Zum Beispiel aus Hofheim bei Worms, aus Dörfern bei Heidelberg (Urlock, Egnen), von der Bergstraße und so fort. Interessant, wie auch der heimische Dialekt sich bis vor einer Generation erhalten hatte: Beispiel: „Die Sunde scheint, heit is es worm."

Der dreißigjährige Krieg, der nordische Krieg und im Kriegsgefolge der schwarze Tod hatten Dänemark schwere Wunden geschlagen. Die Könige Friedrich IV. und Friedrich V. hofften durch tatkräftige Siedlungspolitik wieder einzubringen, was verloren war. Sie gelobten den Bauern, die auf der Heide Wohnung nehmen wollten, bedeutende Vergünstigungen, aber niemand meldete sich. Aus Deutschland waren in dieser Zeit deutsche Bauern in die Sierra Morena und in die Steppen des südlichen Rußland gezogen, um diese Wildnisse zu bevölkern und zu kultivieren. So beschloß der dänische König, deutsche Bauern nach der Ahlheide zu berufen. Man schickte einen dänischen Kommissar nach Frankfurt a. M., namens Moritz. Für jeden Kolonisten, den er anwarb, bekam er einen Louisdor. Nun betrieb er die Sache als gutes Geschäft. Er machte die kühnsten Versprechungen, er gab reichlich Reisegeld aus der Kasse des Königs. Noch 1903 wußte ein Alter zu erzählen, was ihm sein Großvater gesagt hatte. Der Werber hatte gesagt: „Ihr werdet Gras finden bis über Eure Knie, aber statt dessen fanden wir Heidekraut bis über den Hosenbund." Die Auswanderer bekamen 30 Taler für den Mann, 20 Taler für die Frau, 10 Taler für jedes Kind zwischen 12 und 16 Jahren als Reisegeld.

Eine Auswahl traf der Kommissar nicht, infolgedessen wanderte zwischen fleißigem, ordentlichen Volk allerlei Gesindel mit, denen es nur um das Reisegeld zu tun war, Vagabunden, desertierte Soldaten und so fort. Es waren im Ganzen 265 Familien mit 965 Mitgliedern, die sich aufgemacht hatten. Man zog zu Fuß über Hamburg, den alten Ochsenweg durch Schleswig-Holstein nach Viborg. Andere zogen nach Lübeck, von dort zu Schiff. Teilweise führten sie ein Pferd oder einen Maulesel mit sich. Für Quartier und Verpflegung hatte die dänische Regierung wenigstens in Hamburg und Lübeck gesorgt. Ihr Eigentum hatten die Auswanderer verkauft, doch waren die meisten besitzlose Knechte oder junge Paare, die sich eine Brotstelle erarbeiten wollten. Die ordentlichen Elemente waren durch Krieg, Armut, Herrendruck gezwungen, Heimat und Freunde verlassen, um im fremden Lande ihren Kindern ein ruhigeres und besseres Auskommen zu verschaffen. Aus einer Gegend mit glücklichem Klima, wo der Wein reift, der Mais wächst, kamen sie in ein rauhes, armes Land. Richtiger wäre es gewesen, die brandenburgischen Heidebauern zu rufen, die die Kulturarbeit auf magerer Erde verstanden. Nun wurde das Unternehmen zu einer erschütternden Tragödie. Als man in Viborg und Fredericia eintraf, zeigte sich, daß nichts vorbereitet war. Das Land konnte nicht aufgeteilt werden, es meldeten sich plötzlich allerhand Dorfschaften, die die Heide als ihr Eigentum beanspruchten. So konnten die Eigentumsverhältnisse nicht geklärt werden. Es konnte nicht mehr vor Anbruch des Winters gebaut werden. Die Einwanderer verbrachten den Winter in den Städten Viborg und



Fredericia. Sie mußten das mitgebrachte Geld aufzehren und hatten nichts zum Anfangen. Wer konnte, wanderte zurück, ein Teil wanderte ab nach Südrußland und hat noch lange die Verbindung mit den deutschen Brüdern auf der dänischen Heide aufrecht erhalten. Mehrere machten sich des Aufruhrs schuldig und kamen ins Zuchthaus. 18 Familien zogen ins Amt Veile.

Schließlich waren noch 49 Familien mit 241 Personen übrig, legten zwei Siedlungsdörfer an und gingen an die Arbeit. Der König baute ihnen 1766 die Kirche. Es waren Lutheraner und Reformierte, die zusammen eine einzige Gemeinde bildeten. Die Frucht ihrer mühevollen Arbeit wurde ihnen noch häufig genug vernichtet. Immer wieder brachen große Heidebrände aus, dann kamen die Sandmassen, die Wanderdünen und begruben viel mühsam erobertes Land, bis man sich auch hiervor durch Anpflanzungen zu schützen lernte. Schließlich setzten sich die Tüchtigsten durch. Noch lange waren sie unter den Umwohnern verachtet. Sie lebten fast völlig abgesondert und heirateten demnach untereinander. „Deutscher" oder „Kartoffeldeutscher" wurde als Schimpfwort gebraucht. Die Kartoffel alleine setzte sie in den Stand, Vieh und Schafe nicht nur im Winter, sondern auch im Sommer, wie man in Süddeutschland gewohnt ist, drinnen zu füttern.

Frau Bräuner sagte in den siebziger Jahren einmal: „Ich will gerne eine „Deutsche" genannt werden, denn das bin ich. Wenn ich Trost brauche, dann nehme ich meine deutsche Bibel und nicht die dänische der Kinder. Ich kenne nur das deutsche Vaterunser und kann mit Gott nur in meiner Muttersprache sprechen."

Der dänische Heidedichter Steen Blicher setzte den Herabsetzungen sein lobendes Urteil entgegen und meinte, es wäre zu wünschen, daß die Jüten lernen möchten von den fleißigen deutschen Kolonisten zu beginnen mit der Arbeit beim Tagesgrauen bis 8 Uhr morgens, dann die Tiere ruhen zu lassen während der heißen Zeit, dann wieder anfangend bis die Dunkelheit der Nacht ablöst die Abenddämmerung. Lehrreich ist die Charakteristik, die ein dänischer Beobachter über die Heidedeutschen gibt: „Der Deutsche ist nicht in allem dem Dänen gleich, er ist stolzer, hitziger, aber er bringt auch mehr Gefühl, ist ehrgeiziger, sparsam und ausdauernder bei der Arbeit. Hat er nichts, ist er leichtsinnig und verschwenderisch. Hat er etwas, so spart und arbeitet er unverzagt bei seiner mageren Kartoffelkost. Er weiß im allgemeinen immer etwas zu sagen und ist lebhaft in seinen Bewegungen. Sein Blut kommt leicht ins Kochen, aber augenscheinlich ist er schnell wieder gut. Allerdings kann auch Lust zur Vergeltung sich in ihm festsetzen. Kurz, wenn man mit Wohlwollen diesen Menschen begegnet und mit etwas Klugheit mit ihnen umgeht, so ist es ein wackerer Volksschlag."

Jetzt sind die Schranken, die die deutschen Kolonisten von der dänischen Umgebung trennten, gefallen. 1835 wurden die Kinder noch deutsch konfirmiert von ihrem in Tondern gebürtigen Pastor Petersen. 1856 wurde angeordnet, daß die Predigten abwechselnd deutsch und dänisch sein sollten. Als 1864 die deutschen Soldaten in Jütland einrückten, verstand man sich noch allgemein gegenseitig. Von 1870 an durfte nur noch dänisch als Kirchen- und Schulsprache verwendet werden. Die Kolonie hatte damals 695 Einwohner. Um die Jahrhundertwende verstanden nur noch die älteren Leute deutsch. Diese lasen die deutsche Bibel, den deutschen Katechismus, das Gesangbuch der deutschen Gemeinde in Kopenhagen.

Jetzt sind es nur noch wenige ganz alte Leute, die deutsch können. Die Rasseeigenschaften, Sitten und die Bauart der Dörfer, dazu die Namen erinnern daran, daß auch inmitten der Heide Jütlands Deutsche es waren, die in harter Pionierarbeit Vorbildliches schufen, dann gingen sie auf in einem fremden Volk.

Hier erfüllte sich ein Schicksal in kleinem Ausmaße, wie es sich in größeren Ausmaßen in Amerika und sonst auf dem Erdball erfüllen muß, wenn nicht das deutsche Volk Mittel und Wege findet, den Brüdern draußen die Hände zu reichen, daß sie immer wieder den Herzschlag der alten Heimat spüren.

Bücherschau.

Jahrbuch für historische Volkskunde. Herausgegeben von **Wilhelm Fraenger.** 2. Band: Vom Wesen der Volkskunst. 216 Seiten mit 92 Abbildungen. Berlin W 15. Herbert Stubenrauch 1926. Preis geb. Mk. 20.—.

Der zweite gehaltvolle Band dieses Jahrbuches handelt vom Wesen der Volkskunst. Er wird auch dem Rasseforscher willkommen sein, denn der Herausgeber hat es verstanden,

durch einen wohl überlegten Aufbau alle Fragen, die sich an den Begriff der Volkskunst anknüpfen, nicht nur methodisch bearbeiten zu lassen, sondern auch auf das hinter der Volkskunst stehende Volkstum mit seiner besonderen Arbeitsleistung hinzuweisen. Die Aufsätze sind in drei Gruppen geteilt. Die 1. Gruppe behandelt die Grundfragen der ethnographischen Kunstforschung, die seelischen Grundlagen der primitiven Gestaltung und eine Arbeit von Arthur Haberlandt, der den Begriff der Volkskunst zu umschreiben versucht. In der 2. Gruppe, die sich mit der wissenschaftlichen Organisation der Volkskunst beschäftigt, ist der Aufsatz von Michael Haberlandt „Die europäische Volkskunst" für Rassefragen von besonderem Wert. Die Entwicklung der Volkskunst im romanischen Westen und Südwesten Europas hat gegenüber der Volkskunst auf deutschem Volksboden ihre besonderen Bahnen eingeschlagen; sie ist von den rassischen Volksanlagen bestimmt und zeigt ganz eigene Entfaltung des volkskünstlerischen Triebes, und im Gegensatz zur deutschen und slavischen Volkskunst eine auffallende Hinneigung zu plastischer Gestaltung und geometrischer Ornamentik. Die volkskünstlerischen Erzeugnisse der Völker Europas lassen sich in entwicklungsgeschichtliche Reihen einordnen, die von der Urgeschichte bis zur Gegenwart zu verfolgen sind und den verschiedenen Kulturprovinzen Europas gehen entsprechende Volkskunstkreise parallel. Peßler weist in seinen Grundzügen zu einer Sachgeographie der deutschen Volkskunst auf die Notwendigkeit der kartographischen Darstellung einzelner Erscheinungen der Volkskunst hin und gibt über die Methodik der kartographischen Darstellung wertvolle Fingerzeige. Der Aufsatz zeigt aber gleichzeitig, welche Aufschlüsse aus einer Sachgeographie der deutschen Volkskunst für die Rassefragen zu erwarten sind. Hoffmann-Krayer gibt dann praktische Vorschläge für Museen für vergleichende Volkskunde. Dieser Aufsatz sollte vor allen Dingen von den Heimatmuseen, die überall jetzt gegründet werden, sorgfältig beobachtet werden, denn er legt den Finger auf ein sehr vernachlässigtes Gebiet der Museumskunde.

Die Gruppe 3 der Aufsätze untersucht die Frage, inwieweit man die Volkskunst als ursprüngliches Gemeinschaftsgut oder als ein nur abgeleitetes, gesunkenes Kulturgut anzusprechen habe. Diese Aufsätze werden dem Rasseforscher am willkommensten sein, denn sie bringen unmittelbar für Rassefragen verwertbare Ergebnisse. Karl Spieß behandelt den Mythos als eine der Grundlagen der Bauernkunst und zeigt an Beispielen die Beziehung zwischen mythischer Überlieferung zur Sitte, zum Brauch und zur Volkskunst; selbst in der geometrischen Ornamentik, die die Bauernkunst im Osten und Südosten Europas vorwiegend beherrscht, läßt sich der Niederschlag mythischer Überlieferung nachweisen. Die Wanderung von Ornamenten und damit auch von Mythen von Volk zu Volk ist bei den Rassefragen wohl zu berücksichtigen, denn sie weist auf völkische Verbindungen hin, die rassekundlich zu verwerten sind.

Die Arbeit von Sigurd Erixon über schwedische Bauernmalereien behandelt ein begrenztes Kapitel der Volkskunst, das sich volkskundlich aber von Wert erweist, insofern als jene Malereien von ausgesprochener Altertümlichkeit auf Gewebe zurückgehen, die für die Ansdachhäuser bestimmt waren, jene bis zum Firstbalken offenen Bauten.

Von allgemeinem Interesse ist die sorgfältige Arbeit von Wilhelm Fraenger über deutsche Vorlagen zu russischen Bilderbogen des 18. Jahrhunderts. Die Wandlung und Wanderung einer Serie Augsburger Kupferstiche des 18. Jahrhunderts, die in Rußland als Bilderbogenvorlagen verwendet und in die Volkskunst übergehen, ist zugleich eine Warnung, ohne eingehende Untersuchungen auf völkische und rassische Einflüsse schließen zu wollen.

Das Jahrbuch enthält sodann die Denkschrift über die von der Arbeitsgemeinschaft für deutsche Handwerkskultur im Jahre 1929 in Dresden geplante deutsche Volkskunstausstellung. Die Ausstellung soll das Können der deutschen Hand aufweisen und nachweisen, wie sich im Gebäude, im Gerät, in Festen und Gebräuchen die Eigenart des Volkstums ausdrückt. Sie hat also ein großes Ziel und wird hoffentlich nachweisen, wie die Volkskunst als Ausdruck der rassemäßig gebundenen Begabung in den einzelnen Gebieten unseres Vaterlandes sich ausgewirkt hat und ferner nachweisen, wie in der Volkskunst die unbewußt und ursprünglich treibenden Kräfte eines Volkes lebendig sind.

Schließlich enthält das Jahrbuch eine kritische Bibliographie über allgemeine Volkskunde, die sich als ein wertvoller Wegweiser durch die wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Volkskunde erweist. Aus allem ergibt sich ein reicher Inhalt, in dem auch der Rassenforscher manchen Fingerzeig finden wird. Dr. Otto Lehmann, Altona.

Deutsche Köpfe nordischer Rasse. 50 Abbildungen mit Geleitworten von Professor **Dr. Eugen Fischer und Dr. Hans F. K. Günther. J. F. Lehmanns Verlag, München. Mk.** 2.40.

Aus den Ergebnissen des Preisausschreibens für den besten nordischen Rassenkopf, das der Werkbund für Deutsche Volkstums- und Rassenforschung erließ, sind hier 50 preisgekrönte Bilder zusammengestellt. Es muß eine ungeheuer schwierige Aufgabe gewesen sein, die den Preisrichtern vorlag; nicht so sehr wegen der riesigen Zahl von Bildern, die sie zu beurteilen hatten, sondern vor allem deshalb, weil es außerordentlich schwer ist, das Rassenbild eines Menschen nach photographischen Bildern oder gar nach einem einzigen Bild, zu beurteilen. Ganz abgesehen davon, daß in so vielen Fällen das Haar die Kopfform verhüllt, der Bart die Gestalt des Mundes und des Kinnes, können schon allein durch die Richtung der Aufnahme manche Rassenmerkmale hervorgehoben, andere verdeckt werden, Haar- und Augenfarbe je nach der verwendeten Plattensorte und der Beleuchtung heller oder dunkler erscheinen. So wird man nicht annehmen dürfen, daß eine Auslese möglichst nordischer Bilder eine solche rein nordischer Personen bedeutet, und gerade aus der vorliegenden Sammlung wird man erkennen, daß kaum einmal in unserer jetzigen Bevölkerung sich alle Züge einer Rasse ungemischt in einem Menschen vereinigen, ganz abgesehen von individuellen Bildungen, durch die das Rassenbild gestört werden kann. Vielleicht wird auch nicht jeder einverstanden sein mit der Reihenfolge der vergebenen Preise; ist doch gar sehr vom persönlichen Urteil abhängig, ob man der Form des Kopfes oder der Nase, der Lippen, des Kinnes, der Haar- und Augenfarbe das größere Gewicht zuerteilen will. Der Zweck des Büchleins aber, unserem deutschen Volke die Züge der nordischen Rasse an einer Anzahl von Bildern wieder einmal vorzuführen, und dadurch zu einer Auslese in dieser Richtung anzuregen, wird zweifellos erfüllt. Nun bliebe übrig, die Gegenprobe zu machen. Ob wohl auch eine Zusammenstellung typisch alpiner Köpfe zu einer Auslese in dieser Richtung verlocken würde? Mollison.

Gesunde Schulkinder! Neuzeitliche deutsche Schulkinder-Vorsorge von Dr. med. **E. Welde.** Verlag J. F. Lehmann, München 1926. 143 S. Preis geheftet Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Das Buch behandelt die biologische Entwicklung des Kindes, Konstitutions-, Vererbungs- und Familienforschung, die Umweltschäden und Vorsorgemaßnahmen. An Umweltschäden werden u. a. besprochen: Ernährungsschäden, die Sitzschäden, die Schäden der Verstädterung, Krankheiten, Sexualnöte, Rauschgifte. Unter den Vorsorgemaßnahmen ist den Leibesübungen ein verhältnismäßig breiter Platz eingeräumt.

W. beabsichtigte ursprünglich nur einen kurzen Leitfaden für Schulärzte zu schreiben. Durchdrungen aber von der Erkenntnis, daß nur gemeinsame Arbeit aller am Erziehungs- und Fürsorgewerk Beteiligten Ersprießliches leisten kann, erweiterte er seine Schrift und bemühte sich, sie auch dem Laien verständlich zu machen.

Das Buch macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit. W. kommt es nicht darauf an, all die durch 99 andere Bücher über „Schulhygiene" schon hinlänglich bekannten Aufgaben zum hundertstenmal zu wiederholen, sondern er will lediglich die Aufmerksamkeit auf besonders wichtige Punkte lenken und dabei die Leser mit den neuesten Forschungen bekannt machen. Dank seiner reichen Erfahrung als Kinderarzt, Schularzt und Stadtmedizinalrat (in Leipzig). Dank seiner großen Belesenheit und seinem Sinn für das Praktische und Erreichbare löst W. diese Aufgabe in ausgezeichneter Weise. Was aber das Buch zu einer besonders erfreulichen Erscheinung macht, ist der Umstand, daß es, nicht um des Autors willen, sondern offensichtlich um der Sache willen geschrieben ist, daß es dem Autor heiliger Ernst ist, der deutschen Jugend, dem deutschen Volke zu dienen.

Trumpp-München.

Walter, M., 1926, Kleiner Führer für Heimatforscher. 2. Aufl. 112 S. Karlsruhe, Boltze.

In weiten Kreisen der Bevölkerung, besonders auch auf dem platten Lande, findet man gegenwärtig lebhaftes Interesse an der Heimatforschung. Manch einer möchte sich auch gern auf diesem Gebiet selbst betätigen. Allen Anfängern kann das vorliegende Buch ein brauchbares Hilfsmittel sein, das Winke geben und Wege weisen will und in Form einer ausführlichen Gliederung eine Übersicht über die weiten Stoffgebiete, die für den Heimatforscher in Frage kommen, vermittelt.

W. Klenck.

Volk im Wort

Beilage zu „Volk und Rasse"

Schriftleitung:

Börries, Freiherr von Münchhausen, Windischleuba bei Altenburg, Thüringen.

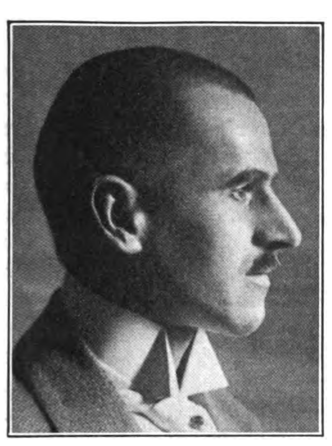
Nr. 3 August (Ernting) 1927

Die Rechte, die ein Mensch sich nimmt, stehen im Verhältnis zu den Pflichten, die er sich stellt, zu den Aufgaben, denen er sich gewachsen fühlt. . .

Nietzsche.

Die Meistererzählerin Thüringens.

Zum Geburtstag Marthe Renate Fischers am 17. August von Walter Bähr.



Walter Bähr

Es ist eine Eigentümlichkeit wahrhaft großer Erzähler, in der Scholle der angeborenen oder erwählten Heimat zu wurzeln, gleichzeitig den Grenzzaun landschaftlicher Enge weithin sichtbar zu überragen. Das Tiefstes erschürfende, Höchstes erstrebende Schaffen von Marthe Renate Fischer ist mehr als eine lokalthüringische Angelegenheit. An schreibenden Frauen ist kein Mangel. Es gab aber nur eine Marie von Ebner-Eschenbach, es gibt nur eine Enrika von Handel-Mazetti. Den beiden Österreicherinnen tritt die in der Mark Brandenburg geborene, in Saalfeld an der Saale wahlbeheimatete Thüringerin ebenbürtig zur Seite. Die Literaturgeschichten der Gegenwart werden sich mit ihr beschäftigen müssen. Einzig Professor Adolf Bartels gedachte bisher ihres Namens, beschränkte sich auf die Erwähnung einiger Büchertitel, bezettelte sie als Heimatkünstlerin, damit unabsichtlich eine Warnungstafel für die Freunde bedeutender epischer Schöpfungen errichtend. Die Kleinen unter den Größeren haben dem schönen und reinen Begriff der Heimatkunst den bitteren Beigeschmack des nicht voll Literaturwertigen beigemengt. Es gilt, ein Vorurteil aus dem Wege zu räumen. Die Kraft der Darstellung, die Allgemeingültigkeit der Fragen und besonderen Schicksale erheben die Werke Marthe Renate Fischers über die Ebene schriftstellerischer Lesefuttermittelkost auf die Gipfel erzählender Dichtung.

Um die lebensprühenden Bücher brodeln keine Versuchsnebel. Der Gang der Erzählungen tastet nicht nach dem Wege. Klar und offen sind die Verhältnisse,

maßvoll trotz gesättigter Fülle. Weder dem Zeitgeschmack, noch einer Richtung ist gehuldigt. Es handelt sich um keine Kamerabilder der Natur, sondern um wichtigeres, um ihren unverfälschten Ausdruck. Dichterische Menschendarstellung ist das Ziel, die naturalistische Einkleidung das Mittel. Erfüllt sind die Forderungen Dürers und Balzacs, die von den verschiedenen Seiten zur selben Erkenntnis gelangten. „Denn wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur; wer sie heraus kann reißen, der hat sie“, bei jenem und „Aufgabe der Kunst ist nicht, die Natur abzuschreiben, sondern sie auszudrücken“, bei diesem. Hieraus erhellt die Notwendigkeit des festen Knochengerüstes, um das erst ein warmdurchblutetes Fleisch blüht. Die Stilmittel kommen den Befehlen des einsichtsstrengen Schopenhauer entgegen, der vom guten Schriftsteller gewöhnliche Worte für ungewöhnliche Dinge erheischte. Selbstverständlichkeit ist die kantische Richtschnur der sittlichen Gerechtigkeit vor dem unbestechlichen Richter des Innern (die sich in keiner Erfüllung sonntäglicher Buchstabentugenden erschöpft) bei einer Dichterin, in deren Lebensbekenntnis der tapfere Satz glüht: „Die Pflicht ist heiliger und vornehmer als alles Glück irdischer Erfüllungen“.

Sie hat nicht ständig auf der Sonnenseite des Daseins gewohnt. Durch dunkle Schatten schmerzlichen Erlebens wand sich ihr Weg. In Zeiten tiefer seelischer Niedergeschlagenheit schrieb sie Erzählungen für die Jugend so heiter, als wäre ihr nichts bitteres auf die Zunge gekommen. Die erste große Bucherzählung übergab sie in gereiftem Alter von 43 Jahren der Öffentlichkeit. Ihre Bücher sind nicht erdacht und gemacht, sie wurden erlebt und erwandert. Die Dame Marthe Renate Fischer drang in der Tracht der Bäuerin ins dörfliche Leben ein.

Im mittleren Saaletal, in den verkehrsabgelegenen Seitentälern, im Hochwald und zwischen den Ackerflächen, auf Landstraßen und Fußpfaden, die nur der Ortsangesessene kennt, trat ihr das bunte Leben Thüringens bannend entgegen. Sie kannte gründlich die kleinen Häusler, die Taglöhner, die Kleinhandwerker, die Heimarbeiterinnen, die Botenfrauen, die Landstreicher, die Strebenden und die Verlorenen, die Händler und die großen Bauern auf fürstlichem Besitz. Sie erlernte ihre Sprache und belauschte mit geschärftem Ohr den Herzschlag des thüringer Landes. Mit männlicher Seele haßte sie das Wehleidige und Verstiegene. Ihre Menschen sind nicht unterschieden in Schafe und Böcke. Bei ihr ist der Landmann ein Bauer und kein verkleideter Prinz oder Pflugscharphilosoph. Sie mildert weder, noch schminkt oder übertreibt sie. Ihr Humor befreit und drückt nicht auf die Tränendrüse. Überraschend klar erfaßt sie das Seelische im Manne. Dem tückischen Bruder des Glaubens, dem Aberglauben, hat sie Kampf bis aufs Messer angesagt. Und sie weiß ihn in ihren Büchern zu führen, ohne lehrhafte Tendenz.

Aus der Mark hinein nach Ostthüringen weist die erste große Bauernerzählung „Die Aufrichtigen“. Die einzig überlebende Tochter einer Bäuerin ist verwachsen. Das Leiden des Kindes unter den Händen einer ländlichen Engelmacherin greift der Mutter ans Herz, schmilzt ihren Stolz. Näher an Mittelthüringen heran rückt die Novellensammlung „Aus stillen Winkeln“. In ihr steht „Die Fahnenträgerin“, eine Meisternovelle. Herzensheiterkeit einer brustkranken Bäuerin überwindet die Schrecken des Todes. Die zweite Novellensammlung „Auf dem Wege zum Paradies“ ist wurzelechtes Thüringen. Sie enthält ein Kleinod in der Prägung Meister Gottfrieds, des Staatsschreibers von Zürich: „Die Liebesüße“, ein einziges Frühlingsgezwitscher. Der nächste Novellenband umschließt mit „Toska baut“ und der „Kränzchenfrau“ erstaunliche Gegensätze. Hier verhutzelte,

schlaupfiffige, groteskknorrige Herzenswärme eines alten Weibleins, das neben seinem Haus fast wider Willen ein junges Glück miterrichtet, dort bittersüße Wiederkehr eines Liebesverzichtes bei der Tochter einer unglückzertretenen Mutter.

Aus den großangelegten Romanen quillt ein Gestaltsreichtum, der unerschöpflich scheint, ohne in Wiederholungen zu entarten. „Das Patenkind" geht mit blutender Seele als armes Gemeindeziehkind auf Distel- und Dornenwegen. Reiches Gerank halbverschollener Volkssitten überblüht den weitästigen Baum der gradlinig geführten Handlung. Eine spätherbstliche Atempause, sammelt der Skizzenband „Die letzte Station" Kraft zu größerem. In liebermannhafter Kleinzeichnung scheint die Sonne der Güte auf lebenzerzauste, wrackgewordene Hospitaliten. Wie ein Gewitter zieht der Roman „Die aus dem Drachenhaus" herauf, unstreitig eine der gewaltigsten epischen Dichtungen der letzten zwei Jahrzehnte. Die Geißel dörflichen Aberglaubens peitscht ein unverbildetes Naturkind durch finstere, mit Qual und Grausen erfüllte Jahre. Vor dem Ziel wird es unter der bleiernen Sohle des Schicksals zertreten. Mit heißen Augen dankte Maria von Ebner-Eschenbach der Verfasserin für das „schöne und fruchtbare Buch".

Diesem Roman der Magd, die sich zur Meisterin des Lebens nicht emporkämpfen durfte, folgte der Roman der Herrin: „Die Blöttnerstochter". Der glückliche Ausgang löst die Erschütterung weniger aufwühlend. Besitzharter Stolz einer reichen Hoferbin greift nach dem feinergearteten Mann, ohne innerlich mit ihm zu verwachsen. Die Abkehr seiner Seele schlägt ihr Wunden der Erkenntnis, läutert sie zu magdlichem Frauentum. Der Glanz ihres gemünzten Goldes verblaßt der dörflichen Brunhilde vor der tieferen Leuchtkraft eines gefestigten Charakters. „Wir ziehen unsere Lebensstraße" umspannt eine ganze Dorfgemeinschaft eng verflochten auf Gedeih und Verderb. Das Ende des Weges umflammt mit zuckender Helle und schattendem Dunkel der Weltbrand des letzten Krieges. Ein Werk reifer epischer Abgeklärtheit ist „Die kleine Helma Habermann", ein Roman mit tiefen Untertönen. Wirft der Oberstrom der Handlung — der Eheverzicht zweier Jugendgefährten aufeinander, trotz des dazwischengestellten Kindes — sparsam schaumgekrönte Wellen, so bewährt der Unterstrom — zwei Ehen ohne innere Nötigung und doch voll wärmespendender Herdglut — die alte ziehende Kraft.

Über den arbeitserfüllten Abend der Dichterin senkten sich die Schatten unheilbarer Krankheit. Vor dem Abschluß ihrer Forschungen über den thüringer Volksaberglauben und mitten aus einem kraftvoll sich rundenden Roman heraus nahm sie am 17. Juli 1925 ein Gehirnschlag hinweg. Noch hat die große Menge der Lesewelt den Weg zu ihren außerordentlichen Büchern nicht gefunden, die im Verlag von Adolf Bonz und Co. in Stuttgart erschienen sind. Aber dauernd wird an dem Werk einer der besten Erzählerinnen deutscher Zunge nicht vorübergegangen werden können.

Der Bundschuh.

Nun wollen wir aber heben an,
Ein Liedlein wolln wir singen:
Der Baur, der wollt die Herren schlahn,
Er meint, itzt müßt's ihm g'lingen —
So weh der argen Not!
Der Kunz von Elendingen
Hat nichts, denn trocken Brot.

Da sprach sein Nachbaur, hieß Matz Quast:
Geh her! und auf gut G'lingen!
Der Baur wird ledig aller Last,
Der Bundschuh soll sie zwingen! —
Das walt der Herre Gott!
Der Kunz von Elendingen
Mag auch wohl Speck zum Brot.

Der arme Kunz den Acker ließ,
Den Hunger wollt er zwingen.
Sein Hauptmann ihn brav laufen ließ;
Gar wacker mußt er springen
All auf Matz Quasts Gebot,
Der Kunz von Elendingen —
Und aß sein trocken Brot.

Matz Quast, der ging gleich wie ein Herr
Und ließ sein Rößlein springen.
Der arme Kunz der schnaufte sehr;
Von seinem Wamse hingen
Die Lappen in den Kot —
Der Kunz von Elendingen,
Er aß noch trocken Brot.

Matz Quast, der sang im Zelt beim Wein,
Bis Kopf und Arme hingen;
Der arme Kunz stapft querfeldein
All nach des Fähnleins Schwingen,
All nach dem Bundschuh rot —
Der Kunz von Elendigen
Ward knapp sein trocken Brot.

Der Bundschuh brannt in Kampf und Qualm,
Doch half kein Sensenschwingen;
Die Mähder sanken, Halm bei Halm;
Hart ließ die Sichel singen
Der grause Bauerntod —
Der Kunz von Elendingen
Schrie auf sein trocken Brot.

Matz Quast, dem war das Liedlein leid,
Sie mußtens ohn' ihn singen.
Wohl in ein Grab, gut lang und breit,
Tät man die Toten bringen.
Fest hielt, o bittre Not!
Der Kunz von Elendingen
Sein blutig Bröcklein Brot.

Moritz Jahn.

Eine Malerin für Volk und Rasse.

Von Dietrich Bernhardi.



Abb. 1. Selbstbildnis der Malerin Hedwig Woermann.

Wir sehen im Leben so oft, daß die Wissenschaft im Grunde keine vorwiegend entdeckende, sondern sehr viel öfter nur eine nachprüfende und bestätigende Wirkung hat. Es fällt ihr im Haushalte der Kultur also eine ganz ähnliche Aufgabe zu, wie in dem Dasein des Einzelmenschen dem Verstande. Dieser prüft und bestätigt meist auch nur nachträglich, was ein ungetrübtes Gefühl längst erschaute. Johann Georg Haman, Herders „Magus des Nordens", hat das in dem wundervollen Worte ausgesprochen: „Das Herz schlägt schneller, als der Kopf denkt."

So entdeckt im weiteren Leben auch die Kunst — oft ohne zu wissen, was sie aller Augen sinnfällig gemacht hat — ganz unbeeinflußt von denkmäßigen Erwägungen und Zielen, Dinge, die die Wissenschaft auf dem Wege bewußter Beobachtung und Forschung feststellt. Wir hatten ein solches Beispiel in diesen Blättern bereits an Karl Bantzer (Volk im Wort, 1926 Nr. 3), der in seinen

hessischen Bauerngemälden sowohl den heimatlichen Volksschlag, wie innerhalb desselben das Durchschlagen alter germanischer Bestandteile aus reiner Schau heraus treffend ins Licht gestellt hat.

Ein solcher Künstler mit dem unbewußten Auge für persönliche nicht nur, sondern auch volkstümliche, volksschichtmäßige und rassische Eigenart ist in ganz hervorstechender Weise die Malerin Hedwig Woermann in Wustrow. Eine Tochter der weitbekannten Hamburger Schiffsreederfamilie, weit gereist und lange über See, haust sie nun in dem reizvollen Fischerdorfe und Ostseebadeort, in ihrem schmucken niedersächsischen Fischerhause, das, ohne sein Wesen zu verleugnen, mit

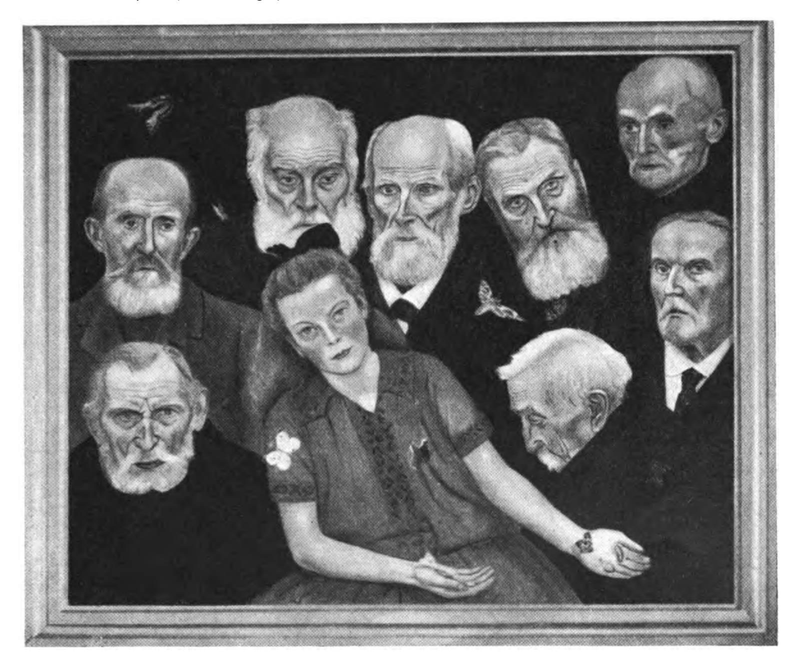


Abb. 2. Männer aus einem Dresdner Armenhaus.

Storchnest und Roßhäuptern geschmückt, doch gleichzeitig, außer behagliches Heim zu sein, ganz das Wesen der Künstlerin atmet und zugleich ihre ständige Kunstausstellung ist, jedem zugänglich, der den Ort durchwandelt.

Wir erblicken vorwiegend Menschen gemalt, häufig in Gesellschaft von Tieren, selten ohne Blumenbeigaben. Die Bildnisse zeigen Vorliebe und Auffassung für eigenartige Erscheinungen, die sie mit scharfer Erfassung und leiser Betonung ihrer bezeichnenden Züge darstellt. Die Künstlerin war zuerst Bildhauerin. Hierher rührt offenbar ein gut Teil der scharfen Herausmeißelung der Einzelzüge und Muskeln des Gesichts, die bisweilen an holzschnittartige Härte streift.

Über diese merkwürdige Künstlerin schreibt der bekannte Kunstgelehrte und Maler Dr. Gottfried Niemann (Sohn des großen Wagnersängers Albert Niemann und der Hedwig Niemann-Raabe): Die Bilder von Frau Hedwig Wörmann tragen das Gepräge eines bedeutenden Charakters. Sie sind oft hart und herb, aber stets voll von seelischem Gehalt, Wahrheit und Geist. Hinter ihren Bild-

nissen würde man oft eher die Hand eines Künstlers als die einer Künstlerin vermuten. Aber ihre Blumenstücke in ihrer tiefen und liebevollen Innerlichkeit beweisen, daß sie mit dem ernsten männlichen Charakter auch die Vorzüge der weiblichen Seele zu verbinden weiß. Alles in allem spricht aus ihren Werken das Beste, was die Kunst zu vermitteln vermag: der Zauber einer starken Persönlichkeit.

Was nun für uns von besonderem Werte ist — und dem rassenkundlich Geschulten sofort beim Betreten ihres Hauses ins Auge springt — ist aber das „Rassenkundliche" in ihrer Malerei. Dabei kommen uns weniger in Betracht die Bildnisse von Negern und Mongolen (diese meist Theatermasken), Früchte ihrer Reisen,



Abb. 3. Frauen aus einem Dresdner Armenhaus.

als die europäischen Bilder, vor allem die unsrer eigenen Landsleute und Volksgenossen. Hedwig Woermanns Kunst hat bisweilen einen Stich ins Psychiatrische, möchte man sagen. Jemand äußerte einmal: Sie malt ihren „Opfern" alle inneren Eigenschaften und Leidenschaften heraus ins Gesicht. So, wie Frenssen besonders in „Hilligenlei" seine Menschen gern aussprechen läßt, was man sonst nur empfindet. Ich persönlich vermute, habe auch ein Beispiel dafür, daß sie Gesichter ganz reiner aber schlichter Menschen ohne geprägte Eigenart und Komplikation tot und leer malt. Kurz: auf ihren Bildern kommt heraus, was im Menschen darin ist oder nicht.

Was aber für die vorliegende Betrachtung wichtiger ist: ihr Pinsel hebt auch das heraus, was etwa der zeitgenössische Rassenforscher Dr. Frhr. v. Eickstedt innerhalb des Volkstyps als Gau- und als Sozial-Typ bezeichnet. (Vgl. „Die Umschau" 1924, Heft 24. Freiherr von Eickstedt ist der bekannte Herausgeber des „Archiv für Rassenbilder" [Lehmann, München] und anderer verdienstvoller Arbeiten auf rassenkundlichem Gebiete.) Der Weg dazu ist oben gekenn-

zeichnet: Hedwig Woermann hat ein außerordentlich scharfes, fast unheimlich scharfes Auge für die persönliche Eigentümlichkeit, besonders den seelischen Ausdruck ihrer Modelle. Dieser aber wird eben sehr stark mitbestimmt durch Rassenzusammensetzung, Landschaft, bürgerliche — oder vielfach gerade nichtbürgerliche (H. W. hat Vorliebe für verwickelte Naturen, Landstreichertypen, Armenhäusler und dergl.) — Umwelt. So sind unter ihren Werken häufig eigenartige Gestalten, Familien und Gesellschaften, denen man auf den ersten Blick ihre Heimat in der oder jener deutschen oder sonstigen Landschaft ansieht, ihre Gesellschaftsschicht, Beruf, Lebenslage u. dergl.... So holt die Künstlerin aus Einzelmenschen und Gruppen überall, wo sie die Persönlichkeit herausholt, ungewollt auch die Rassen heraus, denn was ergibt schließlich die Persönlichkeit? Und was hat den Großteil der heutigen Menschheit so unpersönlich gemacht, als allzuweit gehende Mischung, mithin Entrassung?

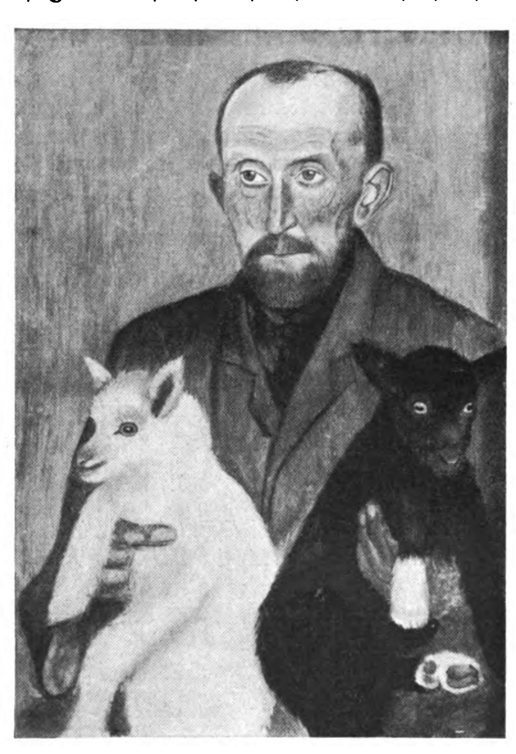


Abb. 4. Mann aus Mecklenburg.

Man tritt vor ein Gemälde und sagt: Dies ist sicher eine Sippe aus Obersachsen! (Bild 2 u. 3). — „Aus einem Dresdener Armenhause". — Dieser Mann ist aus Mecklenburg? (Bild 4)... So deutlich ist der Gautypus festgehalten. — So erraten wir aus jenem straffen, scharfzügigen Herrenkopfe den Adelsmenschen vorwiegend nordischer Prägung. Es ist ein vornehmer Russe z. T. deutscher Abstammung. Die Eltern der Künstlerin sind auch dem, der Adolf Woermanns und seiner Gattin Bild nicht kennt, als Hamburger vorwiegend nordischer Rasse ersichtlich. Schmale rassige Gesichter, die meist blond und blauäugig wie die Meisterin selbst (Bild 1 Selbstbildnis) in die Welt blicken und vielfach sogar gleich ihr die auch bei Engländern und schon in den Gräbern der Völkerwanderung häufigen ein wenig vor die Reihe gerückten hohen vorderen Schneidezähne tragen. (Ad. Woermann.) — Nordisch-dinarischer Prägung ist der prächtige Manneskopf des Bildhauers Jänichen, Wustrow. Zu den Sachsengruppen (Bild 2 u. 3), die beliebig vermehrt werden könnten, ist noch zu bemerken, wie selbst hier bei Menschen aus dem Herde der größten Mischung, die gemeinsame nordische Grundlage hindurchschimmert. — Überhaupt „entziffert" ihre Kunst die Mischtypen mit Meisterschaft! — Es sind unter diesen Armenhäuslern geradezu feine Gesichter und man fühlt sich fast zu dem Gedanken versucht, ob denn vielleicht gerade die feinsten Seelen bei uns im Reiche der Mitte nicht überhaupt die meiste Aussicht zum Verarmen haben, weil sie für diese verrohte, enge und unehrliche Zeit unge-

eignet sind? Das trifft naturgemäß nicht immer, denn jener Landstreicher ist sicher nur ein disharmonischer Psychopath.

So haben wir in Hedwig Woermann eine Künstlerin feinster Menschen- und Lebenskenntnis vor uns, wie sie echte Kunst immer unbewußt und ungewollt darbietet. Sie läßt uns in Lebenstiefen blicken, die unserm Auge in der Wirklichkeit nur zu oft entgehen, weil es von Natur trübe dafür ist, weil es sich zu geahnten Erkenntnissen aus Erziehung nicht zu bekennen wagt, oder endlich, weil es in der Hast und Hatz des Alltags den Blick nicht lange auf den Erscheinungen ruhen läßt. Anders unsere Künstlerin. Sie fordert, daß jedes Menschenkind, das sich von ihr malen lassen will, eine zeitlang ihr Gast sei. Denn wenn es nur zu den „Sitzungen" käme — wie soll sie ihm dann ins Herz sehen, wie seine Seele in das Bild hineinmalen können? Und so finden wir denn bei ihr jene Sammlung von Bildern, die den Kunstfreund wie den Anthropologen, den Volkskundler und den Soziologen, endlich vor allem wohl den Menschenfreund, in gleicher Weise fesseln. Man kann wohl nicht ganz mit Unrecht von Hedwig Woermann sagen — cum grano salis natürlich! — sie geht innerhalb ihres Gebietes auf Frenssens Spuren. Doch nein, nicht ganz! Es kommt noch deutlich hinzu ein wenig Thomas Mann und John Galsworthy bei den Vornehmen; bei den Leuten aus dem Volk aber noch — W. Bonsels!

Wenn ich Deutscher wär!

Von Hermann Georg Scheffauer.

Unter dem obigen Titel hat der berühmte amerikanische Publizist im Verlag Max Koch in Leipzig ein Werk erscheinen lassen, dessen einziger Fehler vielleicht dies ist, daß es allzu deutschfreundlich ist. Ich pflücke aus ihm die folgenden vier Lesefrüchte, die den Lesern gewiß den Wunsch nach mehr erwecken werden.

1. Die häßliche Rasse.

Ganz außer sich kam eines Tages ein alter Freund, ein Deutscher, zu mir, der sein Vaterland von ganzem Herzen liebt.

„Gott," rief er aus, „wie ist unsere Rasse doch häßlich geworden! Man kann oft die ganze Leipziger oder Potsdamer Straße von einem Ende bis zum anderen durchschreiten, ohne eine einzige schöne Gestalt, ein einziges schönes, vornehmes, stolzes oder sogar geistreiches Mannesgesicht zu sehen!"

Mein Freund hatte den Irrtum begangen, in einer Geschäfts- und Kolonialstadt mit slawisch-wendischem Einschlag, wie Berlin es ist, edle Gesichter zu suchen.

* * *

2. Die häßlichen Geistigen.

Wie oft habe ich mit Fürsten deutschen Gedankens, mit Männern von seltenstem und höchstem Genie, mit großen Künstlern und Wissenschaftlern gesprochen. In manchem Antlitz strahlte die Majestät des Genies. Aber wie oft war ich auch über ihre unvornehmen, unbegeisterten, oft langweiligen und sogar geistlosen Gesichter entsetzt! Ich kenne berühmte deutsche Dichter, deren Lied ein

Meister- und Halbgöttergesang ist — doch man könnte sie für Dorfkrämer oder Schuster halten. Ich kenne Fürsten aus reichsunmittelbarem Geschlecht, Aristokraten alten Stammes, die kaum von plebejischen Händlern oder Oberkellnern zu unterscheiden wären.

Männer der deutschen Öffentlichkeit, Richter und Geistliche lassen durch ihr Äußeres selten die Macht, Würde oder Bedeutung ihres Amtes erkennen. Viel zu selten stößt man unter diesen vielen hervorragenden Charakteren, diesen Meisterintelligenzen und ausgesprochenen Persönlichkeiten, auf ein edles, vornehmes oder bedeutendes Gesicht. Die Gelehrten Deutschlands fügen sich selten dem schönen Gelehrtentypus ein, mit Ausnahme etwa eines prachtvollen homerischen Hauptes, wie Haeckels, oder einer hageren, vergeistigten und asketischen Erscheinung wie Mommsen oder Wilamowitz-Möllendorf.

* * *

3. Die häßlichen Bilder.

Ist es der Niederschlag der sozialistischen Welt — die Adelung der Unschönheit eines Proletariats, das sich selbst nicht zu adeln vermag — wie William Morris es einst von ihm erträumt hatte — und dem Modelle und Muster abhanden gekommen sind? Doch gibt es sogar berühmte deutsche Künstler, die als Opfer eines falschen Realismus so sehr der Schönheit und Natur entwöhnt sind, daß ihr gesamtes Schaffen vom Fluche des Ungefügen, Unverhältnismäßigen gebrandmarkt ist — wie die „Andromeda“, die späte Arbeit eines Künstlers, der einst ein vollblütiger, dem Rembrandt verwandter Meister war — Lovis Corinths?

Käthe Kollwitz ist eine große Zeichnerin, deren Genius von einer mütterlichen Leidenschaft für die Kinder des Proletariats erfüllt ist, wie für alle Armen und Unterdrückten. Doch hat sie in ihrem großen, allumfassenden Mitleid begonnen, sie mit ihrem Stift zu beschimpfen, indem sie jetzt regelmäßig mißgeformte, abscheuliche Ungeheuer daraus macht, denen alles Süße und alles Rührende der Kindheit fehlt — Eigenschaften, die sogar der moderne Industrialismus oder die britische Hungerblockade den Kindern Deutschlands nicht zu rauben vermochte. Das ist die Kunst des Krüppelheims und des Spitals, keine Arbeiterkunst! Diese bewunderungswürdige Künstlerin und Menschenfreundin, die aber eine schwache Psychologin ist, mußte wissen, daß ungemilderte Häßlichkeit die Macht hat, sogar das Mitleid zu morden — ja, die Kunst selber. Ebenso vermag die ungemilderte Derbheit und Gemeinheit moderner Karikaturisten aus der Schule eines Heinrich Zille oder Georg Groß sogar den Humor oder die Satire zu vernichten. —

* * *

4. Die häßlichen Fremdworte.

Was soll man von einem Volke sagen, das seine eigene reiche, wundervolle und bildsame Sprache durch Fetzen und Flicken fremder Redensarten verunreinigt und zum Bastard macht? Wie kann der Hingabe weiter Strecken deutschen Landes an Deutschlands Feinde ein ernsthafter Widerstand erwachsen, wenn weite Strecken der edlen alten deutschen Sprache freiwillig der Besetzung durch Feindes Wort und Rede ausgeliefert werden? Ein Volk, das die Würde seiner Sprache nicht kennt — wie soll es sich seiner Würde als Rasse oder Nation bewußt werden?

Rassische Einflüsse in sächsische Sagen

Von Friedrich Sieber.

(Schluß.)

Die Sagen und sagenhaften Züge der sächsischen Geschichte wurden im Verhältnis zum Gesamtraume des Buches etwas breit behandelt. Doch schien mir das notwendig zu sein, um eine fühlbare Lücke auszufüllen. Gelegentlich wurden einige rein geschichtliche Bemerkungen eingefügt, um eine fortlaufende Erzählung zu ermöglichen oder um den Hintergrund zu umreißen, auf dem eine Sage sich abhebt. Diesem Zwecke mußte mitunter auch Anekdotenhaftes dienen, das jedoch oft in unmittelbarer Nachbarschaft der Sage steht. Es ist wohl möglich, daß der eine oder der andere Bericht von seiten des Geschichtsforschers als nicht rein sagenhaft zurückgewiesen wird. Die grundsätzlichen Fragen, die ich an jeden Bericht stellte, waren in kurzem so: Arbeitet der Bericht mit Vorstellungen alten Volksglaubens? Zeigt der Bericht das Stilmerkmal der Übersteigerung, bemüht er sich also, Ereignisse oder Personen aus dem Ringe des Alltags zu lösen, um sie zu geschauter Gestalt zu erheben? Doch von solchen Ansätzen bis zur mythischen Ausformung ist ein weiter Weg, und es wird oft dem Stilgefühl des Einzelnen überlassen bleiben, ob er Übersteigerung erkennt oder nicht.

Neben den geschichtlichen Sagen, die an Ereignisse anknüpfen, die das ganze Volk erschüttern, sind geschichtliche Ortssagen nicht selten. Ihre Träger sind die Rittergutsherren, die Pfarrherren oder sonst hervorragende Persönlichkeiten der Gegend. Für diese Art Sage haben häufig der Toten- und Zauberglaube den Reichtum ihrer Vorstellungen geliehen. Die Sagen, die in dem Abschnitt „Die Landschaft und ihre Gestalten" berichtet werden, sind in der heutigen Volksüberlieferung selten geworden. Buschweibel und Moosmännchen, Wasserleute, Riesen und Zwerge, die Otternkönige und den wilden Jäger, wer kennt sie noch? Und doch habe ich bei meiner Sammeltätigkeit die Überzeugung gewonnen, daß auch die vorhandene gedruckte Überlieferung kein rechtes Bild der früheren Verhältnisse dieser Sagenkreise gibt. So oft sind mir die Namen dieser Wesen genannt worden, so oft ist mir von alten Leuten gesagt worden: „Davon haben Großmutter und Großvater viel erzählt, aber ich hab's vergessen", und das in Ortschaften, aus denen keine einzige Sage vorliegt, so daß ich der Überzeugung bin, daß diese Sagenkreise einst auch in Obersachsen reich entwickelt waren. Ein wertvolles Gut ist uns damit verloren gegangen, denn eine gegenwärtige Sammlung kann, wie ich weiß, nur geborstene Trümmer bergen.

Günstiger liegen für diese Sagengebiete die Verhältnisse im angrenzenden Sudetendeutschland. Dort ist die Natursage länger lebendig geblieben, und rechtzeitig einsetzende Sammeltätigkeit hat vieles gerettet.

Das Verklingen der Natursage ist eine Folgeerscheinung der wirtschaftlichen Entwicklung des vergangenen Jahrhunderts. Die fortschreitende Ausprägung der Kulturlandschaft hat diesen Vorstellungen ihre natürliche Grundlage entzogen. Büsche wurden geschlagen, Wälder wurden zum Forst, Teiche wurden trocken gelegt, Flüsse und Bäche reguliert, heimliche Wege breiteten sich zur Straße. Rasende Verkehrsmittel rissen Dörfer und Städtchen aus ihrer verträumten Stille. Großstädte sogen mit ihrer schreckenhaften Großartigkeit die Massen in sich hinein. Die landschaftliche Maschine lockerte und veränderte das Schollengefühl des Bauers. Als Unternehmer trat und tritt er seinem Boden gegenüber.



Markgraf Diezmann, Holzstatue in der Pauliner Kirche zu Leipzig

Aber mit dem allmählichen Hinwelken der Natursage war das Schicksal der Sage überhaupt noch nicht besiegelt. Die Sagen, die ich in dem Abschnitt „Leib und Seele, der Teufel“ zusammenfasse, sind heute noch in weiten Kreisen des Volkes lebendig. Geschichten von wiederkehrenden Toten, von allerlei Spuk, vom Alp, von Zauberei und Hexerei, vom Drachen, werden dem Sammler noch heute zahlreich erzählt. Ein obersächsisches Sagenbuch, das sich nur auf die heutige Überlieferung stützte, würde mit derartigen Sagen zum allergrößten Teil gefüllt sein. Ja, auch eine Geschichte von Teufelsbesessenheit, die sich vor kurzem ereignete und die sich in nichts von den ausführlichen Berichten des 16. und 17. Jahrhunderts unterscheidet, könnte ich erzählen. Die Geisteshaltung, in der jahrhundertelang das objektive Geschehen gefaßt wurde, ist bei weitem noch nicht völlig zerbrochen. Der alte Glaube lebt heute noch wie von einer dünnen Haut umsponnen in breiten Massen des Volkes, um bereits bei geringen Erschütterungen wieder emporzubrechen. Der Sachse ist weniger aufgeklärt als er selbst glaubt.

Doch ich muß gestehen, daß meine Freude über das Fortleben des zuletzt genannten Glaubensgutes nicht ungetrübt ist. Diese Glaubensvorstellungen haben oft ihre Beziehungen auf einen inneren organischen Kern verloren, sie liegen als unzusammenhängende Bruchstücke da, häufig entstellt und verzerrt. Aus dem Glauben wurde Aberglaube. In seinem Bereiche wirken sich oft die dunklen, weniger erfreulichen Wesenszüge des Volkes aus: üble Nachrede, Neid und Mißgunst. Die gestaltende Schaukraft des Volkes, die sich in den Natursagen und mitunter in den Geschichtssagen dem freien künstlerischen Spiele nähert, ist auf diesem Glaubensgebiete in Gefahr, seine ungeläuterten, vorsittlichen Triebe zu entfalten. Aber in all dem Schatten, den diese Sagengebiete gelegentlich bieten können, offenbart sich doch auch hier wiederum die starke Bildkraft des Volkes: Es sieht die Beziehungen zwischen Mensch und Mensch, zwischen Mensch und Ding, zwischen Mensch und Schicksal, zwischen gut und böse, wesenhaft.

Aber auch auf Geistesgebieten, die heute neben dem Volksglauben emporwuchern, feiern manche Vorstellungen dieser Volksüberlieferung eine Auferstehung. Gewisse Sekten, die sich heute in weiten Teilen des Volkes großer Beliebtheit erfreuen, würden nimmer ihren Erfolg erreicht haben, stünden nicht Teile ihrer Lehre in naher Beziehung zum Volksglauben. Sei es, daß sie mit spiritistischen oder apokalyptischen Vorstellungen arbeiten: Das Volk erkennt sein altes Glaubensgut wieder und biegt die Lehre in seinem Sinne um. Aber auch manche Schauer- und Hintertreppengeschichten, die heute geschwätzig von Haus zu Haus gehen, veratmen den letzten Hauch hinsterbenden Sagengutes.

Die volkskundliche Forschung hat während der letzten Jahre bei Betrachtung der Volksüberlieferung ihre Aufmerksamkeit darauf gerichtet, zwischen dem Volksgut, das aus der urtümlichen Gemeinschaft stammt und solchem, das sich als gesunkenes Kulturgut darstellt, zu scheiden. Auch im Sagenschatz eines Stammes, ist dieser doppelte Ursprung nachweisbar. Die Spinnstubengeschichten, die bis tief in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts bei den bäuerlichen Zusammenkünften erzählt wurden, tragen oft deutliche Stilmerkmale gewisser literarischer Strömungen um 1800 an sich. Bei mancher der rührseligen Geschichten von Mönchen und Nonnen, von Rittern und Edelfräulein, bei mancher Schauergeschichte hat sicherlich die Erzählung eines verschollenen Literaten Pate gestanden, sei es, daß die ganze Fabel übernommen wurde, sei es, daß im Geiste dieses literarischen Erzeugnisses ein älterer Sagenkern umgestaltet wurde. Aber der unechte, süßliche, falsch romantische Ton, der manche dieser aufgezeichneten Sagen

ungenießbar macht, gehört nicht zu den Eigenheiten der volksläufigen Sage, sondern ist zu Lasten des Aufzeichners zu buchen.

Das Volk ist in vielen der volksläufigen Lieder geschmackloser und rührseliger als in seinen Erzählungen. Und das ist leicht erklärbar. Das gesunkene Kulturlied wird vom Volke hochdeutsch übernommen. Wohl schleichen sich beim Zersingen mundartliche Formen ein, aber der hochdeutsche Rahmen ist zu stark, um ihn zu zersprengen. Das Volk hat auch nicht den ernsten Willen dazu. Denn hochdeutsch ist wie das Lied immer noch seine Feiertagssprache.

Aber wenn das Volk erzählt, spricht es Mundart. Und die Mundart ist gar nicht fähig, süßliche und falsche Töne anzuschlagen. Sie bleibt immer schlicht und natürlich und schützt den Erzähler vor Entgleisungen.

Das überreiche Einströmen gesunkener Kulturlieder hat im Volke die liedschaffende Kraft ertötet. Dagegen die Fähigkeit zu frischer, bildhafter, wirkungsvoller Erzählung habe ich bei meiner Sammeltätigkeit bei vielen Männern und Frauen mit Erstaunen festgestellt.

Einige Sagen, wiederum gerne die Spinnstubengeschichten, die oft eine besonders sorgfältige Durcharbeitung zeigen, nähern sich in ihrer Verknüpfung der Motive dem Märchen.

Im vorliegenden Bande wurde der Sagenschatz der Provinz Sachsen bis Wittenberg hin und der Sagenschatz des angrenzenden Sudetendeutschlands bis in den Leitmeritzer Gau gebührend berücksichtigt. Möchte das manchen anregen, sich eingehender mit dem reichen und tiefen Volkstum in Böhmen zu beschäftigen. Er wird mit tiefem Erstaunen erkennen, daß es Fleisch von unserem Fleische, Blut von unserem Blute ist, das hier ertötet werden soll. Dann erst wird jeder die Verstümmelung dieses Gliedes unsres Volksleibes körperhaft an sich selbst empfinden.

Ich erhoffe von dem vorliegenden Bande, daß er zum wenigsten beiträgt zu einer Mehrung des Wissens um die heimische Überlieferung. Aber darüber hinaus wünsche ich, daß er Teilnahme und Liebe zum heimischen Volkstum auch in denen wecke, die diesem mütterlichen Grunde ganz entrissen wurden. Mag auch der Wald mit seinen Kronen im Lichte spielen und ins Blau sich recken, sein Wurzelwerk senkt er tief in den braunen, dumpfen Boden. Und sollte unser Volk noch die jugendstarke Schaukraft in sich bergen, kahle Horizonte noch einmal mit übermenschlichen Gestalten zu bevölkern, die irren Wertesterne noch einmal zu einem das Menschliche überschattende Gewölbe zu zwingen, dann wird und muß der Sagenschatz Baugrund sein und seine naturnahen Kräfte Baugesetz des neuen Domes. Uralte Grundhaltungen der Seele können wohl umgebogen und verfeinert, aber nimmer zerbrochen werden. Wir wollen Zerstürzendes im Fallen nicht aufhalten, aber wir wollen mit seinen ewigen Kräften unser Welthaus gründen. Ob uns dieses Glück reift, ist eine Frage der Glaubenskraft und des Willens und der unergründlichen Tiefe, deren Reichtum oder deren Armut unser Schicksal ist.

Bücherschau.

Peter Zoege v. Manteuffel, Könige der Scholle. Ein baltischer Roman. Stuttgart, Ad. Bonz & Co., 1926.

Ich bin in der glücklichen Lage, unseren Lesern diesen besonders guten, spannenden und im besten Sinne deutschen Roman empfehlen zu können. Manteuffel ist estländischer Edelmann und hat am eigenen Leibe alles das erlebt, was wir in früheren glücklicheren Zeiten voller Neid von dem großartigen Landleben der baltischen Barone gelesen — was wir dann in den grauenhaften Zeiten des russischen Umsturzes mit Schaudern von ihnen gelesen haben. Die Könige der Scholle sind eben jene Edelleute, deren Leben sich nur mit dem unserer gemeinsamen englischen Standes- und Blutsgenossen vergleichen ließ. Auf den herrlichen Gütern des Baltikums, jenes vielleicht schönsten Landes, spielt der Beginn des Romans, und das Geschlecht der Altenschwert haust und regiert dort wahrlich wie die Könige im Märchen: Unbekümmert und gerecht, genießerisch und nicht ohne eine gewisse sympathische Gewalttätigkeit. Zwei Söhne wachsen dem alten Baron heran, — zwei schöne Mädchenknospen blühen auf dem Nachbargute. Aber diese sind nicht gleichen nordischen Blutes mit ihnen, vielmehr ist ihre Mutter eine Russin, und es ist wahrlich nicht nur der griechisch-katholische Glaube, der sie trennt. Mit sicheren Strichen zeichnet Manteuffel das Wesen des Ostentums: Die Liebe zum Äußerlichen, die Sucht, mühelos „Karriere" machen zu wollen, die aus flackernder Sinnlichkeit erwachsende Treulosigkeit, die Liebe zu Schmuck und Duftstoffen, die Vorliebe für französische Sprache und Kultur. Der jüngere Altenschwert erliegt den Verlockungen der einen Tochter und heiratet sie, — schon am Hochzeitstage betrügt sie ihn mit einem früheren Liebhaber und während er an der Front weilt, gebiert sie ein Kind, das nicht seines ist...

Der ältere Bruder sucht und findet eine ihm wesensgleiche Frau und die entsetzlichen Schicksale während des Umsturzes zeigen ihm, daß er in Wahrheit ein seiner würdiges Weib, eine goldechte Freundin, eine tapfere Lebensgenossin gewählt hat.

Neben diesem Brüderpaare steht ihr prächtiger Vater und eine fast übergroße Menge anderer Gestalten. Die „Literaten" (wie man dort die deutschen Geistlichen und Gelehrten nennt) sind ausgezeichnet in dem Propst vertreten, der halbdeutsche in die Höhe strebende Mittelstand in dem Besitzer des Kruges. Auch den gottlob seltenen Typus des Geldheiraters lernen wir kennen, der mit einer Frankfurter Bankierstochter sein Wappenschild vergolden will und doch nur sein Leben und seine Zukunft zerstört. Daß bei der Schilderung russischer Offiziere und Beamten die Schatten etwas stark aufgetragen sind, wird niemand dem Baron Manteuffel verargen, — wir, die wir diese Leute nur aus Büchern kennen, haben es leicht „gerecht" zu sein! Der Verfasser aber hat ein Menschenleben lang alle diese Züge wirklich erlebt und hat Recht und Gerechtigkeit ebenso für sich wie wir, wenn er seine Erlebnisse schildert.

Dabei verfällt Manteuffel nicht in den Fehler mancher baltischen Schriftsteller, die herrliche Vergangenheit und seine stolze Ritterschaft allzusehr ins Himmelblau zu stilisieren. Ein Buch für Mädchenschulen ist sein Roman nicht, und man fühlt, daß er über eine Liebschaft junger Männer mit Tänzerinnen nicht anders denkt, als seine Standesgenossen (nur diese?) diesseits und jenseits der Grenze. Nur als der jüngere Altenschwert, der später die Russin heiratete, unmittelbar vor seiner Verlobung ein schmieriges estnisches Bauernmädchen verführt, grollt der Vater über diese Unsauberkeit, — wobei noch fraglich bleibt, ob nicht die bei dieser Gelegenheit häßlich zutage tretende Schofligkeit in Geldsachen ihm an dem Sohne mehr mißfällt als das Abenteuer selber. Auch getrunken wird in dem Roman recht tüchtig, aber wir haben nicht das Gefühl, als ob der Verfasser dabei übertriebe.

Schließlich bricht diese ganze ritterliche Welt der baltischen Länder krachend zusammen, und was wirklich an Fehlern und Verfehlungen begangen ist, das müssen jene Ärmsten der Armen furchtbar büßen. Der Ekel steigt einem bis zum Halse bei den Schilderungen der Revaler Revolution, — es gibt kein anderes Wort mehr als das Wort „Viehisch"!

In der Stunde der furchtbarsten Not rücken die deutschen Truppen ein, jubelnd begrüßt von allen Deutschen und allen Esten, die nicht Verbrecher sind. Ruhe und Ordnung, Mannszucht und Sicherheit, Sauberkeit und Frohsinn halten wieder ihren Einzug. Das ganze Land atmet auf, weil alle sicher sind, daß die Ostseeprovinzen nun für immer bei Deutschland bleiben werden.

Bis dann auch dieser Traum zerbricht und die Westmächte von Deutschland auch die Aufgabe des russischen Friedensschlusses verlangen. Das Buch schließt mit dem er-

schütternden Straßen-Anschlag des abziehenden sozialdemokratischen deutschen Soldatenrates, dessen entsetzliche schier unfaßbare Lügenhaftigkeit und Torheit auch hier nachgedruckt sein mögen:

An das estnische Volk!

Schlechte Führer haben uns in euer Land geführt gegen unsern Willen. Gezwungenermaßen sind wir ihnen gefolgt und haben eueren Unterdrückern, den deutschen Baronen, geholfen gegen euch. Wir bitten euch

Verzeiht! — Verzeiht!

Der deutsche Soldatenrat.

Niemals, seitdem es eine Geschichte von Völkern und Staaten gibt, ist ein gleich widerliches, würdeloses und verlogenes Schriftstück von einem Sieger in tausend Schlachten gegen zwanzigfache Übermacht, freiwillig selber an die Straßenecken einer Stadt angeklebt, die er allein von Dieben, Räubern und Mördern, von Zuchthäuslern und asiatischen Halbtieren befreit hatte! Auch für dies hündische Gewinsel gibt es nur das eine Wort: Viehisch — „verzeiht, verzeiht, verzeiht!!!" Münchhausen.

Elisabeth. Das tolle Jahr. Von **Frieda von Oppeln.** Köhler, Berlin und Leipzig. 1926. Mk. 8.—.

Das tolle Jahr ist nicht Untertitel, der Roman hat zwei Teile. Im ersten Teil steht die bayrische Prinzessin Elisabeth im Vordergrund. Ein halbes Kind, hat sie durch einen Zufall den Kronprinzen von Preußen kennen gelernt, ohne zu wissen, wer es war, und dem geistvollen, jugendschönen Fürstensohn ihr Herz geschenkt. Ein Hemmnis stand der Vereinigung im Wege, die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses. Fein wird gezeigt, wie das Hemmnis innerlich überwunden wird, wie die Kronprinzessin den Weg zum Glauben des Gatten findet und in diesen Kämpfen selbständig und willensstark wird, stärker als der begabte, romantisch veranlagte und im Grunde weltfremde Gemahl. Nun tritt in das Leben der beiden das tolle Jahr. Der König glaubt an die Liebe des Volkes, das ihm Hosianna singt, er zerbricht daran, daß es, von fremden Zugelaufenen verhetzt und verleitet, sein „Kreuzige, Kreuzige!" ruft. Neben dem König steht die willensstärkere Frau, sie sieht schärfer, weil sie liebt, und kann doch das Unheil nicht wenden. Heute verstehen wir die Tragik dieses Fürstenlebens besonders gut, und wir danken es der Dichterin, daß sie uns die Vergangenheit lebendig macht. Ein besinnliches Buch!

Hans Braune.

Peter von Horn, von **Adalbert Reinwald.** Haberland, Leipzig. Mk. 5.—.

Reinwald, der Verfasser der „Menschen", lebensgeschichtlicher Darstellungen von Männern und Frauen, die er tief in ihrem Wesen erfaßt hat, gibt mit diesem Buch ein Werk erzählender Art. Es beginnt im Schützengraben, bei einer Kompagnie, in der, dank dem Führer, nichts faul und modrig ist. Um so furchtbarer empfindet sie den Zusammenbruch. Geschlossen kommt sie in der Heimat wieder an, der Führer geht seinen Marterweg durch ein Deutschland, dem zuchtlose Burschen vorjohlen, daß ein roter Lappen und das Brüllen der Internationale aus dem stinkenden Massenrachen Revolution sei. Mit ihm sehen wir in den Wirrwarr der Rettungsversuche. Etwas von der Hoheit dessen, der den Tempel reinigte, steckt in dem Dichter, wenn er kulturlosen Edelkommunismus, waschlappiges Ästhetentum geißelt. — Und nun hebt die Erzählung allmählich ihre Füße aus dem Boden der Wirklichkeit und steigt in das Reich der Wahrheit, wird zur Märchendichtung. Von höheren Mächten will er berichten, von nichts anderem. Unausgesprochen leuchtet über diesem Teile der Dichtung, der den Weg zur Befreiung zeigen möchte, Lagardes Wort: „Die Kraft des einzelnen und der Völker liegt in der Zucht und der Opferfähigkeit". — Hans Braune.

Der weiße König. Roman aus Deutsch-Ostafrika von **Else Morstatt.** Verlag J. Neumann in Neudamm. Geb. Mk. 5.—.

Ein Pflanzer aus Ostafrika hat sich aus der Heimat die Frau geholt, ein sonniges, junges Ding, die Lebenslust und Heiterkeit in Person. Und nun nimmt das Sonnenland das lachende Kind in seine Schule und macht aus ihm einen ernsten Menschen. Der Krieg kommt. Zu Füßen des „weißen Königs", des Kilimandscharo, spielt sich ein erschütterndes Menschenschicksal ab. Die Vertriebenen kehren heim in das zertretene, zerrüttete Vaterland. Aber trotzdem: „Was wir verloren haben, darf nicht verloren sein." Mit der Zähigkeit des Pflanzers aus Deutschostafrika gehen sie an die Arbeit, denn Deutschland braucht jeden, der helfen will, daß es wieder wird wie früher. Einmal geht es doch wieder zurück ins Sonnenland, auf das der „weiße König" hinabsieht. — Kein wissenschaftliches Buch bringt Deutsch-Ostafrika so echt vor die Augen, wie diese Schilderungen einer deutschen Pflanzersfrau. Liebe und Sehnsucht nach dem verlorenen Lande spricht aus jeder Zeile, und wer es liest, fühlt wie die Frau, die dieses Buch schrieb. — Hans Braune.

Frank Thieß: Der Tod von Falern. Stuttgart 1924, J. Engelhorns Nachf.; Mk. 7.—.

Mit einer wie in Erz gegrabenen Sprache von knapper, kraftvoller Deutschheit und atemraubender Anschaulichkeit erzählt dieses höchst bemerkenswerte Buch die Geschichte einer Stadt, die drei Jahre lang der Belagerung des Feindes getrotzt hat, um zuletzt ohne Schwertstreich als Trümmerhaufen von ihm eingenommen zu werden, — weil vorher der Tod in sie eingezogen ist, der Geist des Bruderhasses, dessen erste Keime auf Betreiben schwächlicher Volksbeglücker nicht mit der gebotenen Unerbittlichkeit ausgerottet wurden. Während draußen der Feind in stummer Drohung wartet, bis die fiebernde Stadt an sich selber stirbt, sucht drinnen der verbrecherische Umsturz eines Einzelnen, dem keiner wehrt, das Paradies der bisher Verdammten zu begründen. Das „Volk" wählt sich in schauerlicher Stunde an Stelle des heldischen Feldherrn Marsos, den man der Folter und dem Hungertod überantwortet, einen anderen Führer: San, den Mörder, den lügnerischen Propheten von „Macht und Brot", der nichts als den Genuß der eigenen Macht will und ihnen in grauenhafter Erbärmlichkeit nichts zu geben vermag, als: tierische Freiheit des Genießens und dann Sterben. Dieses ganze Gemälde von düsterer Großartigkeit ist gerade deshalb so erschütternd, weil — obschon zeitlos dargestellt — seine sinnbildliche Beziehung auf jüngstes Geschehen unverkennbar ist: das notwendige Schicksal eines von Feinden umgebenden Gemeinwesens, in dem die Volksführer sich von Volksverführern die Zügel nehmen lassen, und in dem die Erbsünde herrscht, ein großes Ziel um des Genusses willen zu verlieren, die Gemeinschaft um der Selbstsucht willen zu verraten. Fritsch.

Goethe in Fonsmonsponsa, von Karl Theodor Straßer. Hübner, Hannover, 1925.

Fonsmonsponsa steht auf keiner Karte, und Goethe ist nie leiblich dort gewesen, aber es könnte überall liegen. Die Erzählung versetzt uns in die Zeit der Goetheschwärmerei vor hundert Jahren. Ein fahrender Schauspieler, wegen seiner Liebe zu einer Berufsgenossin fortgejagt, wird in einer hannoverschen Stadt für Goethe gehalten und schwärmerisch verehrt. Auf dem Rathause ahnt man, warum der Sachsen-Weimar-Eisenachische Würkliche Geheimbde Rat gekommen ist: es handelt sich um eine hochpolitische Zusammenkunft mit dem Vizekönige, dem Herzog von Cambridge, der wie Harun al Raschid durch das Land zieht. Im Laufe des Tages zieht die Schauspielertruppe zu einer Vorstellung ein. Im Kreise der Vornehmen sitzt der vermeintliche Goethe, der sich in seine Rolle gefunden hat, vor der Bühne. Ein Schauspieler, der Gegenspieler der Geliebten, fällt in Ohnmacht; um ihre Rolle zu retten, springt der Ehrengast auf die Bühne und spielt die vertraute Rolle. „Ganz Goethe," jubelt das literarische Fonsmonsponsa, „Goethe hat ja auch in Weimar die Bretter betreten." Droben wird der Fortgejagte freudig wieder aufgenommen. Einer der Schauspieler faßt den tollen Plan, die Stadt noch tiefer in Verwirrung zu verstricken, er eilt fort, um als Vizekönig einzuziehen. Die Stadt schwimmt in Freude, die Straßen werden taghell vom Fackelzug der Bürger, ein Bankett wird dem volkstümlichen Herzog geboten. „Wie wird der tolle Spuk enden?" fragt belustigt der Leser. — Der Dichter weiß Rat. Plötzlich schmettert die Königsfanfare des Hauses Hannover in den Festsaal, der wirkliche Vizekönig ist gekommen und bringt alles zum guten Ende. — Ein wundervolles Kleinstadtkleinbild, in feingeschliffener Sprache. —

Hans Braune.

Eingegangene Bücher.

Heliand, die altsächsische Evangelien-Dichtung nebst den Bruchstücken der altsächsischen Genesis, Einleitung und Anmerkung von Otto Kunze (Herder & Co., Freiburg, Breisgau 1925).

Dr. Franz Schneider, Heimatkunde v. Baden als Einführung in die Geographie (List und von Bressensdorf, Leipzig 1927). M. 2.—.

Peter Joege v. Manteuffel, Tagebuch einer Egoistin (Fleischhauer & Spohn, Stuttgart).

Prof. Dr. Paul Schultze-Naumburg, Flaches oder geneigtes Dach? (Seger & Cramer, G. m. b. H., Berlin 1927). M. 3.50.

Dichtersegen, herausgegeben von Dr. Magda Horny (Deutscher Verlag für Jugend und Volk, G. m. b. H. Wien, Berlin, Leipzig).

Der Burgring, Das Jahr des Frommen, herausgegeben von Severin Rüttgers (Velhagen & Klasing, Bielefeld, Leipzig).

Der Burgring, Geschichten und Balladen, herausgegeben von Severin Rüttgers (Velhagen & Klasing, Bielefeld, Leipzig).

Heinrich Eckmann, Das Weib und die Mutter (Gottfried Martin, Itzehoe, 1927).

Gaben des Werkbundes für deutsche Volkstums- und Rassenforschung:

Die Elbinsel Finkenwärder

von **Hinr. Wriede (Finkenwärder)** u. **Dr. Walt. Scheidt (Hamburg)**

Geh. Mk. 10.—, geb. Mk. 12.—, für Mitglieder geh. Mk. 8.—, geb. Mk. 9.60.

Diese Arbeit ist nach jeder Hinsicht eine Musterleistung. Die Verfasser, ein eingeborener Finkenwärderer und ein erprobter Fachgelehrter, zeigen am Beispiel Finkenwärders wie man volkstumskundliche Tatsachen feststellen, verarbeiten und darstellen muß, um wissenschaftlich sichere Ergebnisse zu erhalten und gleichzeitig ein Buch zu schaffen, das für weiteste Kreise fesselnd und unterhaltend ist. Hinrich Wriede schildert Land und Leute der Heimat Gorch Focks, Sitten und Gebräuche, Trachten und Bauweise, Sprache und Weltanschauung, Geschichte und Landeskunde mit der Liebe dessen, der sein eigenes Volkstum schildert. Dr. Scheidt veröffentlicht die Ergebnisse seiner rassenkundlichen Erhebungen an 150 photographierten und 170 beobachteten Personen. Ein Anhang führt in die Methodik derartiger Untersuchungen ein. So sei dieses Buch nicht nur jedem Freunde des Finkenwärderer Fischervölkchens, einer Kerntruppe unserer Marine, empfohlen, sondern jedem, der etwa in seinem Kreise ähnliche Arbeiten unternehmen will.

Der Anhang: Anlage u. Arbeitsweise volkstumskundlicher u. rassenkundlicher Erhebungen in Deutschland von Direktor **Dr. W. Peßler** und Privatdozent **Dr. Walter Scheidt** ist auch als Sonderdruck zu haben. Preis Mk. 1.20, für Mitglieder Mk. 1.—.

Dieser Sonderdruck sollte von jedem Werkbundsmitglied erworben werden, da er die Grundlagen für eine unserer wichtigsten Aufgaben bietet.

Graf J. A. Gobineau:

Die Bedeutung der Rasse im Leben der Völker

Einführung in die unvollendet hinterlassene Rassenkunde Frankreichs

Aus dem Französischen übertragen und herausgegeben von **Dr. Julius Schwabe**

Geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.80, für Mitglieder geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Die hier zum ersten Male veröffentlichte Arbeit Gobineaus, des Vaters der modernen Rassenkunde, ist ein unentbehrlicher Beitrag zum Schrifttum über das heute so wichtige Gebiet. Über die darin enthaltenen neuen rassenkundlichen Erkenntnisse hinaus gibt der Franzose Gobineau mißachtende Bemerkungen über sein Volk und die lateinische Rasse, sowie über die anderen Großmächte Europas.

Das Ergebnis des vom Werkbund veranstalteten Preisausschreibens:

Deutsche Köpfe nordischer Rasse

50 preisgekrönte Bilder. — Erläuternder Text von Prof. Dr. E. Fischer und Dr. Hans F. K. Günther. Preis kart. Mk. 2.40, für Mitglieder Mk. 2.—.

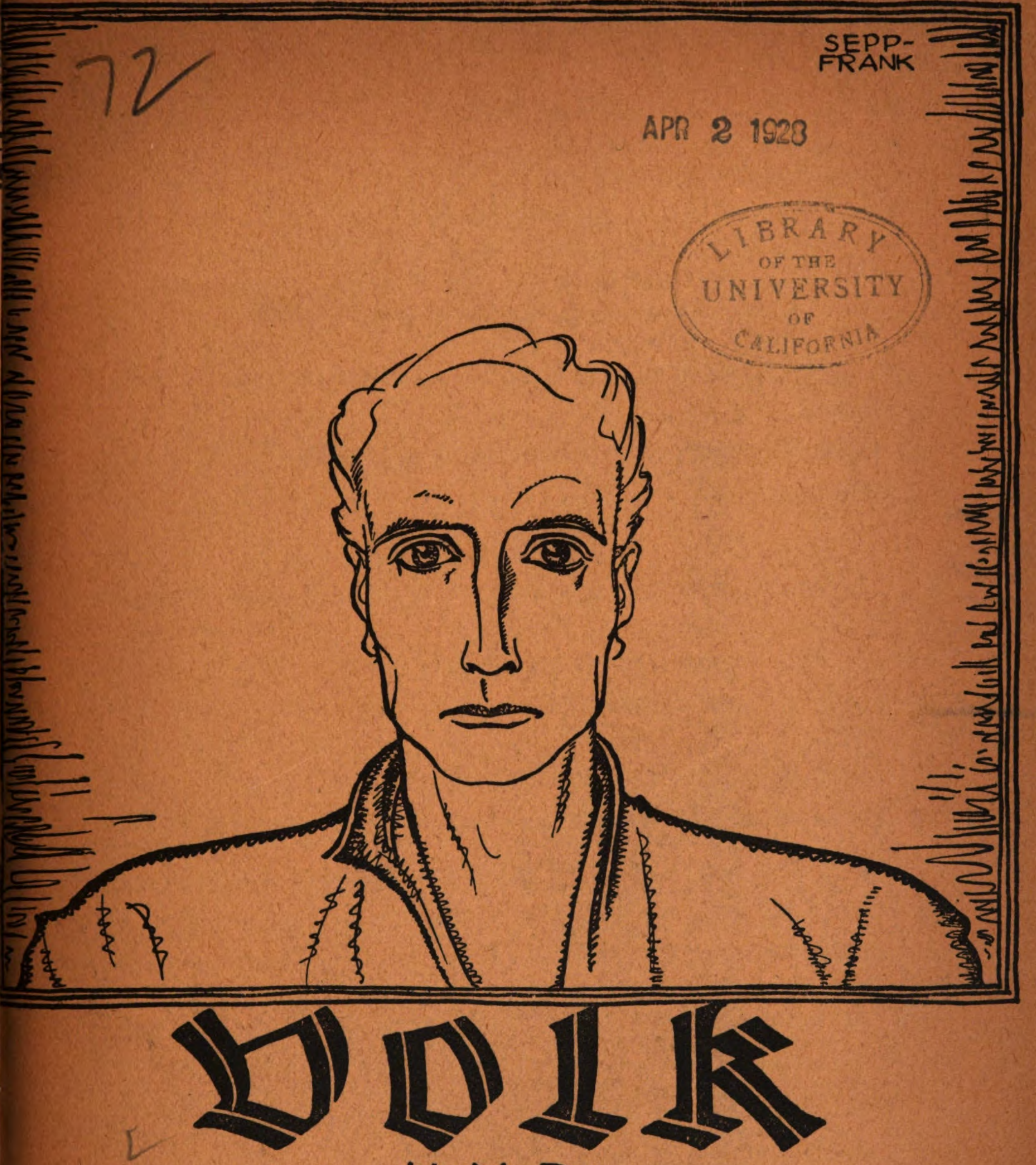
Die unerwartet große Beteiligung weitester Volkskreise an dem Preisausschreiben beweist die immer zunehmende Anteilnahme an der Rassenfrage; man hatte begriffen, daß es sich bei diesem Preisausschreiben nicht um eine der vielen recht fragwürdigen Schönheitskonkurrenzen handelte. Die Frage nach der Rassenzugehörigkeit und Rassenreinheit soll ja richtunggebend auf die Lebenshaltung, vor allem auf die Gattenrasse wirken.

Der Text der beiden bekannten Forscher enthält wertvolle Hinweise auf die nordische Bewegung, die das deutsche Volk zur Klarheit über seine rassische Aufgabe erziehen will.

J. F. Lehmanns Verlag, München SW. 4.

Verantwortlich für die Schriftleitung von „Volk und Rasse": Dr. H. Zeiß, München. — Verantwortlich für die Schriftleitung von „Volk im Wort": Börries, Freiherr von Münchhausen, Windischleuba i./Altenburg. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: B. Waibel, München SW. 7. — Verlag: J. F. Lehmann, München. — Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-München.

Jahrgang Heft 4 November (Nebelung) 1927



Volk und Rasse

Schriftleitung: Prof. Dr. Otto Reche, Leipzig u. Dr. phil. H. Zeiß, München
für die Beilage „Volk im Wort": Börries, Frhr. v. Münchhausen

J. F. Lehmanns Verlag / München

Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—

Inhalt:

An unsere Leser . . . . Seite 20

Mythologie und Volkskunde. Von Dr. Friedrich Lüers, München. (Mit 2 Abbild.) „ 20

Alamannen und Franken in Süddeutschland. Von Dr. Walther Veeck, Stuttgart. (Mit 27 Abbildungen) . . . . „ 21

Die berühmten Rommelfiguren im Museum der Stadt Ulm. Von Kustos A. Häberle, Ulm. (Mit 7 Abbildungen) . . . . „ 22

Die mittelalterlichen Ansiedelungen fremder Kolonisten in Nordwestdeutschland (800—1600). Von Dr. Johann Folkers zu Rostock i. Meckl. (Forts.). (Mit 4 Abbildungen) . . . . „ 22

Kleine Beiträge: Friedrich Nicolai über die Ulmerinnen. Von A. Häberle „ 23

Preisausschreiben . . . . „ 23

Das Archiv für Rassenbilder. Herausgeg. von E. v. Eickstedt. Von W. Gieseler „ 24

Besprechungen . . . . „ 24

Volk im Wort.

Das Eigenhafte niederdeutscher Dichtung. Grundsätzliches zur Voraussetzung einer Stilkritik. Von Albert Mähl . . . . „ 24

Gottesdienste. Von Gertrud v. d. Brincken . . . . „ 25

Gewissen. Von Franz Friedrich Oberhauser . . . . „ 25

Bücherschau . . . . „ 263

Zur Besprechung eingegangene Druckschriften . . . . „ 264

Volk und Rasse

Illustrierte Vierteljahrsschrift für deutsches Volkstum

Herausgeber: Prof. Aichel (Kiel); Dr. Bächtold (Basel); Prof. Detblefffen (Königsberg i. Pr.); Prof. Fehrle (Heidelberg); Prof. Fischer (Berlin); Prof. Hambruch (Hamburg); Prof. Helbok (Innsbruck); Prof. Lehmann (Altona); Dr. Lüers (München); Prof. Mielke (Hermsdorf b. Bln.); Prof. Mollison (München); Prof. Much (Wien); Prof. Panzer (Heidelberg); Dr. Peßler (Hannover); Prof. J. Petersen (Berlin); Prof. Sartori (Dortmund); Prof. W. M. Schmid (München); Prof. Schultz (Königsberg); Prof. Schultze-Naumburg (Saaleck); Prof. Thurnwald (Berlin); Prof. Wahle (Heidelberg); Prof. Wrede (Köln); Dr. Zaunert (Wilhelmshöhe).

Schriftleitung der Zeitschrift: Universitätsprofessor Dr. Otto Reche, Gautzsch bei Leipzig, Ring 35 und Dr. Hans Zeiß, München 51, Holzkirchnerstraße 2.

Schriftleitung der Beilage „Volk im Wort": Börries, Freiherr von Münchhausen, Windischleuba, Thür.

Verlag: J. F. Lehmann, München SW. 4, Paul-Heyse-Straße 26.

Jährlich erscheinen 4 Hefte. Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—.

Postscheckkonto des Verlags München 129. — Postsparkasse Wien 59 594. — Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauerstraße 11 (Postsparkassenkonto der Kreditanstalt: Prag 62 730). — Schweizerische Postscheckrechnung Bern III 4845. Schwed. Postscheckkonto Stockholm 4167.

2. Jahrgang Heft 4 November (Nebelung) 1927

An unsere Leser.

Wie bereits im Augustheft mitgeteilt wurde, haben die Unterzeichneten die Schriftleitung übernommen. Diese Regelung ist das Resultat eingehender Verhandlungen zwischen dem Verleger, maßgebenden Fachgenossen und uns.

Es ist selbstverständlich, daß mit dem Wechsel der Schriftleitung eine Änderung in der Richtung der Zeitschrift **nicht** beabsichtigt ist; dafür bürgt allein schon die Tatsache, daß „Volk und Rasse" im Verlage von J. F. Lehmann bleibt. Die Schriftleiter beabsichtigen vielmehr, den ursprünglich gedachten Zweck der Zeitschrift möglichst noch klarer herauszuarbeiten: sie werden nicht Artikel bringen, die nach Inhalt und Form ausschließlich für den sehr engen Kreis der eigentlichen Fachgenossen bestimmt und lesbar sind — solche mit großen Tabellen, reichem Zahlenmaterial, mathematischen Ausführungen u. dgl. ausgestattete Arbeiten gehören in die längst vorhandenen Fachblätter!

Die Zeitschrift soll vielmehr ausschließlich dazu dienen, in möglichst kurz gefaßten, dem neuesten Stand der Wissenschaft entsprechenden Artikeln einen großen interessierten Leserkreis über all die zahlreichen Fragen zu unterrichten, die mit Volk und Rasse zusammenhängen und deren Kenntnis, wie wir immer mehr einsehen, für das Gedeihen der Völker und Kulturen durchaus notwendig ist; als Deutsche werden wir dabei selbstverständlich die deutschen Belange in den Vordergrund rücken.

Wir haben die Schriftleitung zu zweien übernommen, weil eine Verteilung des umfangreichen Arbeitsgebietes der Zeitschrift auf mehrere Fachleute nur von Vorteil sein kann; und so wird der eine von uns vorwiegend in rassenkundlicher (anthropologischer), der andere in volkstumskundlicher Richtung arbeiten, selbstverständlich unter steter Berücksichtigung des engen Zusammenhanges der beiden Gebiete.

Die Zeitschrift soll dazu beitragen, daß endlich einmal die rassische Zusammensetzung und die Rassengeschichte des deutschen Volkes und aller seiner Stämme — einschließlich der Auslandsdeutschen — gründlich aufgeklärt und daß dabei nicht nur die körperlichen, sondern auch die geistigen und seelischen Eigenschaften berücksichtigt werden. Besonders pflegen wollen wir auch die biologische Familienforschung, die Erkundung des Erbganges körperlicher und geistiger Anlagen und Fähigkeiten, die Erforschung des Verhältnisses der Rasse zur Sprache und Kultur, nicht zuletzt sollen auch die Fragen behandelt werden, die mit der Rassenhygiene, mit der Aufartung zusammenhängen.

Durch umfassende Heranziehung der mannigfaltigen Forschungszweige, die sich mit dem geschichtlichen Werden und Wachsen des deutschen Volkes und mit dem gegenwärtigen Stand seiner Entwicklung beschäftigen, hoffen wir wertvolle Hilfsmittel für die Behandlung dieser Fragen zu gewinnen. „Volk und Rasse“ soll so der Selbstbesinnung des deutschen Volkes auf seine Art und sein Erbe die Wege bahnen und damit einen nicht unwesentlichen Dienst an der deutschen Gegenwart und Zukunft leisten.

Prof. Dr. O. Reche. Dr. H. Zeiß.

Mythologie und Volkskunde.

Von Dr. Friedrich Lüers, München.

Die Wiege der Mythologie als Wissenschaft steht in der Zeit der Romantik der deutschen Literatur, hat doch der Vater der germanischen Sprachwissenschaft, Jakob Grimm, auch die Lehre vom Glauben unserer Vorfahren als erster zur Wissenschaft erhoben. Grimm gebührt unstreitig das Verdienst, aus den weit zerstreuten Quellen zuerst den germanischen Götterglauben und Kult aufgebaut zu haben. Auf seinen Schultern stehen mehr oder weniger die meisten Forscher, die sich seitdem mit Mythologie beschäftigt haben.

Das Romantische, das der Lehre vom deutschen Götterglauben aus der Zeit Grimms immer noch anhaftete, hat sie schweren Angriffen von hartnäckigen Feinden ausgesetzt. Das lag aber vielfach auch daran, daß Unberufene stümperhaft an der altgermanischen Götter- und Glaubenslehre herumzudeuten versuchten, die wahren Mythen falsch und phantastisch deuteten und so auch die wissenschaftlich betriebene Mythologie in einen schlechten Ruf brachten. Dieses Schicksal teilt die Mythologie mit der Volkskunde, um deren Anerkennung als selbständige Wissenschaft seit Wilhelm Heinrich Riehl, also bereits über ein halbes Jahrhundert, gekämpft wird. Auch hier steht vielfach heute noch die unbestrittene Tatsache hindernd im Weg, daß sich eine Unzahl unberufener Dilettanten auf dem Feld der Volkskunde tummelt und breit macht und mit ihren oft tollen Sprüngen geradezu zu Heiterkeit und Spott zwingen, so daß es

nicht zu verwundern ist, wenn auch die wissenschaftlich betriebene Volkskunde nicht immer ernst genommen wird.

Mythologie und Volkskunde sind so durch eine Schicksalsgemeinschaft äußerlich miteinander verbunden, aber auch innerlich besteht eine ebenso starke wie enge Verbindung.

Die Volkskunde, deren Aufgabe die Erforschung des Volkslebens der Gegenwart in allen seinen Äußerungen ist, wird im gesamten Brauchtum des Volkes Dinge finden, die sich in ihrer Entwicklung bis über die Schwelle des Christentums zurückverfolgen lassen; und die Mythologie, die den vorchristlichen Volksglauben darzustellen hat, wird sich in Vielem mit den Wurzeln unseres heutigen Bei- oder Nebenglaubens zu befassen haben. Wir können von solchen Gesichtspunkten aus die Mythologie eine historische Volkskunde und die Volkskunde eine angewandte Mythologie nennen.

Religion ist Sache der Gesellschaft, d. i. einer beliebigen Anzahl in Gemeinschaft lebender Menschen, die sich unter gemeinsame Satzungen gestellt haben; Volksglaube ist Privatsache einzelner Personen, ist rein individuell und an keine Vorschrift einer gesellschaftlichen Vereinigung geknüpft. Religion und Volksglauben stehen aber in gegenseitigem Wechselverkehr und sind nicht voneinander zu trennen. Im Volksglauben erkennen wir zumeist eine Schicht älterer Religion, die nach dem Aufkeimen einer neuen in einem Teil der Bevölkerung zurückgeblieben ist. Bei allen Völkern und zu allen Zeiten findet sich Volksglaube neben der Religion. Andererseits aber können Äußerungen des Volksglaubens auch in den Bereich der Religion gezogen werden, indem sie mit den Gestalten des Gesellschaftsglaubens verknüpft oder zu diesen in Beziehung gesetzt werden. Aus dieser Zweiteilung des Glaubens erklärt es sich, daß beim Aufkommen einer neuen Religion in der Regel nur die alte Religion, aber nicht der Volksglaube in seinem Kern getroffen wird.

Religion wie Volksglaube äußern sich entweder durch das Wort oder durch Handlung. Die Glaubensäußerung durch das Wort ist Mythos, die Lehre davon die Mythologie, die Äußerung durch die Handlung ist der Kultus. Wir haben daher auf der einen Seite volkstümlichen Mythus und volkstümlichen Kult oder nebengläubischen Brauch, auf der andern Seite religiösen Mythus und religiösen Kult; beide aber stehen in wechselseitiger Beziehung, und so ist es namentlich für die ältere und älteste Zeit, bei dem Mangel an klaren Quellen, oft schwer, zuweilen unmöglich, beide voneinander zu trennen.

In meinen folgenden Ausführungen beschränke ich mich in der Hauptsache auf die Gebiete der germanischen Mythologie, deren Auswirkung wir noch in unserm heutigen Volksglauben lebendig finden, wenn auch vielfach gewandelt und umgedeutet.

Bei einem Naturvolk knüpft sich der Glaube an das Übersinnliche im allgemeinen an die täglich oder in größeren Zeitabständen aber regelmäßig wiederkehrenden Erscheinungen in der Natur, an die persönlichen Erlebnisse, kurz an alles das an, was die menschliche Brust bewegt. Hinter all den Erscheinungen, denen gegenüber der Mensch macht- und hilflos ist, fühlt er eine höhere Macht, die unwillkürlich Gestalt erhält und zwar eine Gestalt, die der Mensch von sich oder aus der ihn umgebenden Umwelt ableitet. Ein so entstandenes übernatürliches Wesen hat Bedürfnisse und Leidenschaften, wie das Geschöpf. Es wird besänftigt und geneigt gestimmt durch Speise und Trank, seine Hilfe erfleht

man durch Gebete. So entsteht der erste Kult, das erste Opfer und Gebet. Man sprach aber auch von diesen höheren Wesen und man wußte, bedingt durch die lebhaftere Phantasie des Naturvolkes, von diesem Wesen bald dies bald jenes zu erzählen, und damit war auch die Wurzel des Mythus gelegt. Allmählich wurden diese Gestalten ganz von ihrem natürlichen Hintergrund losgelöst und zum Mittelpunkt frei erdichteter Eigenschaften und Handlungen. Damit hat sich die Dichtung des Glaubens bemächtigt, und sie schaltet vollkommen frei mit dem ihr überkommenen Stoff. Diese mythologische Dichtung ist nichts anderes als ein Teil der Poesie des Volkes überhaupt. Der Forscher, der sich mit diesem Teil der Dichtung eines Volkes beschäftigt, muß vor allem mit der Natur und der Bodenbeschaffenheit des Landes vertraut sein, wo der Mythus seine Wurzeln hat, er muß insbesondere all das als Faktor mit in seine Forschung einstellen, was von hier aus einen natürlichen Menschen beeinflußt.

Dabei ist dann wohl zu berücksichtigen, daß die glauben- und mythenzeugende Kraft in der großen Menge selbst durch die Einführung einer geoffenbarten Religion durchaus nicht aufgehoben wird. Auch bei den Germanen hat sich diese Kraft in ungebrochener Frische erhalten, als das Heidentum durch das Christentum ersetzt worden war. Noch in christlicher Zeit entstanden in Angleichung an die alten neue Mythen; und namentlich im Mittelalter verbanden sich mit den immer noch lebendigen alten oft auch neue, aus dem Morgenland und aus dem Süden hereingebrachte Glaubensvorstellungen. So kommt es, daß sich altes, ja ältestes Heidentum bis zum heutigen Tag erhalten konnte.

Auf die Quellen der germanischen Glaubenslehre will und kann ich hier im einzelnen nicht eingehen, das wäre Sache einer systematischen Methodik der Mythologie, eine wesentliche Quelle aber muß ich erwähnen, da sie mit unserm volkskundlichen Stoffgebiet in engstem Zusammenhang steht, es ist die Volksüberlieferung des Mittelalters und der Gegenwart. Ein großer Fehler ist bei der Forschung auf diesem Gebiet dadurch gemacht worden, daß man einseitig fast ausschließlich die Volksüberlieferung der Gegenwart berücksichtigt hat, während wir aus den verschiedensten Jahrhunderten bis in hohe Mittelalter hinauf Schriftstellen besitzen, die uns wertvolle Aufschlüsse über Volksglaube und Volksbrauch geben. Erst wenn dieses ganze Material systematisch durchforscht sein wird, werden wir von einer historischen Volkskunde sprechen können. Bei dieser Volksüberlieferung ist dann aber wieder scharf zu scheiden zwischen Volkssitte, Volksbrauch und Volksdichtung. Im Volksbrauch lebt weit mehr Altertümliches, Heidnisches, als in der Volkspoesie; denn Märchen, Sage, Lied sind nur zu oft erst spät in den oder jenen Gau eingewandert und somit nicht urecht.

Die erste und hervorragendste Ursache, welche die Tatsachen des alltäglichen Lebens und seiner Erfahrungen zu Mythen umbildet, ist der Glaube an das Belebtsein der ganzen Natur, der in seiner höchsten Form zur Personifikation gelangt. Nur ein kleiner Schritt weiter führt zur kultischen Naturverehrung. Es ist eine anerkannte Tatsache, daß alle Völker in der Kindheit ihrer Entwicklung an ein Fortleben der Seele in der Natur glauben. Der Tod mag es in erster Linie gewesen sein, der zu solchem mythischen Denken Anlaß gegeben hat. Die Beobachtung des Überlebenden lehrt, daß aus dem toten Körper etwas entwichen ist, was in ihm noch unverändert fortlebt, was er aber auch in der Natur, die ihn umgibt, in deren Elementen wiederzufinden glaubt. Schon früh muß der Mensch die Seele, das Leben mit der bewegten Luft, dem Lufthauch,

dem Wind, in Zusammenhang gebracht haben; beide erkannte er, ohne daß er sie mit seinen leiblichen Augen wahrnehmen konnte. Aber nicht nur im Tode verließ die Seele den Körper, auch im Schlaf ging sie wandelnd bald in dieser bald in jener Gestalt umher. Das Traumleben der Seele mußte den denkenden Menschen in dieser seiner ganzen Auffassung nur noch bestärken. So entstand der Seelenglaube, der folgerichtig zu einer Reihe von Weiterbildungen führen mußte. Aus dem Seelenglauben mußte sich organisch der Totenkult entwickeln.

Das Verhältnis von Körper und Seele drückt in der Sprache am klarsten der Norweger aus durch sein Wort „fylgja", d. h. Folgerin. Die Seele ist die Begleiterin des Menschen auf seinem ganzen Lebensweg. Nach dem Tod kehrt sie in die ewig belebte Natur zurück. Hier setzt sie ihr irdisches Leben fort und findet Aufnahme in die Schar der Geister, ja sie kann sogar wiedergeboren werden. Im Winde merkt man ihr Fortleben, der Wind besteht aus dem Seelenheer, das aus dem Berg der Totengeister kommt und wieder dorthin zurückkehrt. Zuweilen aber kehrt die Seele zurück an den Ort, wo sie im Menschenkörper gelebt, und erscheint den Überlebenden als Widergänger, als Gespenst. Den zeitweiligen oder dauernden Aufenthalt der Seelen Abgeschiedener glaubt man in der Nähe oder unmittelbar am Ort, wo der entseelte Körper seine letzte Ruhestätte gefunden hat.

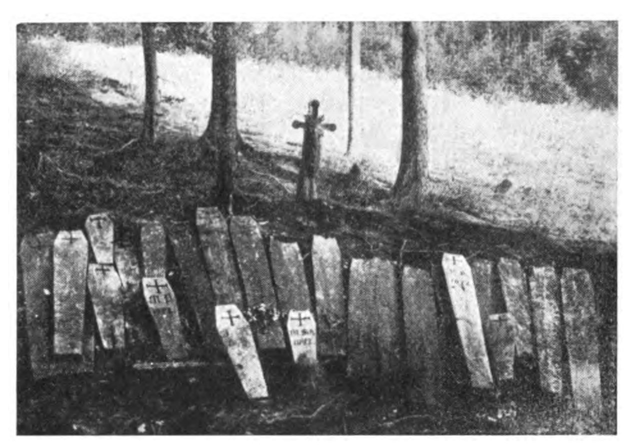
Damit sind wir bereits an einer bedeutsamen Erscheinung des Volkslebens der Gegenwart angelangt.

Die Totenbretter mit der teilweise so eigenartigen Aufstellung in kleineren und größeren Gruppen an Kreuzwegen, Feldkreuzen, Kapellen, ja selbst an einsamen Plätzen im Dunkel des Waldes, haben die Forschung zu den verschiedensten und teilweise geradezu entgegengesetzten Deutungsversuchen veranlaßt. Auf dem Toten- und Rebrett wird der Leichnam, solange er im Hause liegt, aufgebahrt, nach der Beerdigung wird das Brett mehr oder weniger kunstvoll verziert, auf ihm der Name und die Lebensdaten des Verstorbenen angebracht, manchmal auch noch ein frommer Spruch dazugeschrieben und dann an einem der genannten Orte aufgestellt. Wir gehen nicht irre, wenn wir annehmen, daß dieses Brett gleichsam eine sinnlich wahrnehmbare Form der Seele darstellen soll, daß weiterhin der Ort, wo die Rebretter zur Aufstellung gelangen, als der Aufenthaltsort der Seelengeister gedacht wird. (Abb. s. nächste Seite.)

Die vergleichende Volkskundeforschung hat hier einigermaßen Licht in das Dunkel gebracht. Wir kennen Geisterstätten heute noch heidnischer Völkerschaften, die uns diese Auffassung noch deutlicher erkennen lassen. Es handelt sich um Nomadenstämme im Flußgebiet des Ob im nördlichen asiatischen Rußland. Stämme, die teilweise in kultürlicher Abhängigkeit von der finnisch-ugrischen Völkergruppe standen, die ihrerseits wiederum bereits im 6. Jahrhundert vor Christus in der Nachbarschaft der Germanen wohnten und eine erhebliche Zahl kultürlichen Lehngutes übernommen haben.

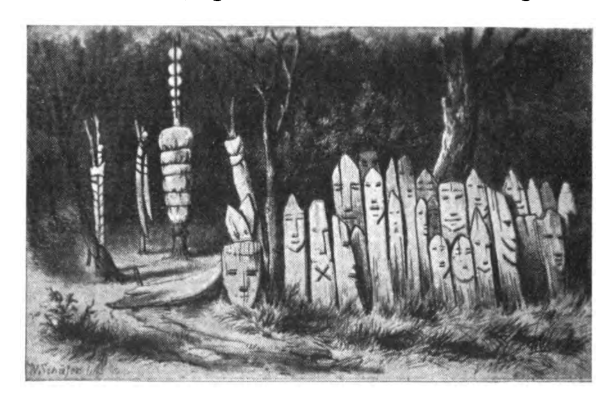
Im Seelenglauben und im Totenkult der ältesten, noch heidnischen Zeit unserer Vorfahren haben weiterhin die Grab- und Totenbeigaben ihren Ursprung. Sie sind ja im Lauf der Zeit immer ärmlicher geworden, die zahlreichen Gräberfunde aus der früh- und vorgeschichtlichen Zeit lehren uns, daß ursprünglich der Glaube voll ausgeprägt war, daß die Seele, nachdem sie den Körper verlassen, ein Dasein führt, das dem irdischen, körperlichen Leben bis ins kleinste entspricht. Wenn allgemein einer toten Wöchnerin heute noch Schuhe angezogen und ihr Kinderwäsche mitgegeben wird, so ist das ein Rest dieser alten An-

schauung. Ja, daß die Seele geradezu als ein Wesen mit bestimmter körperlicher, wenn auch unsichtbarer Gestalt gedacht wird, beweist der Leichenschmaus, der als letztes Zusammensein mit ihr gedacht und gleichsam als ein festliches Abschiedsmahl gefeiert wird; ebenso der Brauch, daß unmittelbar nach einge-



Totenbretter im Bairischen Wald.

tretenem Tod die Fenster geöffnet, zuweilen sogar Schindeln oder Ziegel des Daches ausgehoben werden, damit die freigewordene Seele ungehindert das Haus verlassen kann. Damit sie ja nirgends hängen bleibt, stürzt man Bänke und Stühle um. Die Seele ist gedacht als ein Teil der ewig belebten Natur und



Heilige Stätte am unteren Ob. (F. F. C., Helsingfors.)

kann zufolge dieser Gemeinschaft mit dem Lebewesen der Natur unter Umständen in jedem beliebigen Lebewesen ihren künftigen Wohnsitz aufschlagen, daher das Aufscheuchen des Viehes im Stall, das Umstellen der Blumenstöcke vor den Fenstern, das Verstellen oder Rütteln der Bienenstöcke, das Umschaufeln des Getreides im Kornspeicher und dergleichen Maßnahmen bei einem Todesfall im Bauernhaus.

Abgesehen vom Leichenschmaus haben wir aber auch heute noch eine rituelle Totenspeisung oder wenigstens einen wenn auch umgedeuteten Rest davon in

der Verteilung von Seelenwecken und Seelenbroten am Totenfest, dem Allerseelentag; in manchen Gegenden werden an diesem Tag den Verstorbenen Speise und Trank auf die Gräber gestellt. Da aber die Seelen auch in den Elementen der Natur fortleben, so gibt es noch eine ganz besondere Art dieser Totenspeisung oder wie wir sie auch nennen können, der kultischen Opfer an die Seelengeister. Wir nennen es „Füttern der Elemente", das, soweit mir bekannt ist, auf jeden Fall in einigen einsamen Bergtälern in Tirol heute noch geübt wird: Am Sonnwendabend wirft die Mutter des Hauses vom Nachtessen etwas in den Bach, etwas ins Feuer, vergräbt etwas davon in die Erde und streut Mehl in die Luft.

Gehen wir wieder von den ursprünglichen Anschauungen des heidnischen Volksglaubens unserer Ahnen aus, so führt ein anderer Weg zu ähnlichen, ja fast gleichen kultischen Handlungen unseres Volkes von heute. Wir haben gesehen, daß unsere Ahnen in der Kindheit ihrer Entwicklung glaubten, daß die Seele in die belebte Natur zurückkehre. Sie erschien dem Naturvolke als etwas Bewegliches, das beim Tod als Hauch, Wind, Wolke, Nebel, Schatten oder Feuer entwich. Sie zeigt sich dem Menschen wieder in der Gestalt des Menschen, eines Tieres, einer Pflanze, in Gewässern, im Sturm, in der Sturmwolke, in der Schar der Geister im wütenden Heer. Anfangs ist dieses wilde Heer der Geister führerlos, später tritt Wodan, der Sturmgott, als sein Führer auf. Aber nicht zu beliebigen unregelmäßigen Zeiten erscheint dieses Heer, sondern entsprechend der naturmythischen Entstehung des ganzen Glaubens sind es die stürmischen Nächte zur Zeit der Wintersonnwende. Die sogenannten Zwölfnächte sind ihre Festzeit, die Zeit ihrer größten Macht. Zu den Orten aber, wo man die Schar der Geister am sichersten treffen kann, gehört vornehmlich der Kreuzweg. Diese Zeit der kürzesten Tage, der längsten Nächte und der heftigsten Stürme ist bezeichnenderweise nicht einheitlich im Germanenvolk, sie fällt später, je weiter wir nach Norden gehen: schon aus dieser Tatsache folgt, daß eine alte, vom Volk heilig gehaltene Zeit lediglich einen anderen Namen bekommen hat. In Bayern gehen sie vom Thomastag bis Neujahr, in Mitteldeutschland von Weihnachten bis Dreikönig, in Norddeutschland erst von Neujahr ab, in Skandinavien feiert man diese heiligen Tage, das Julfest, erst Mitte Januar. Die Natur hat hier die Festzeit des großen Jahresfestes der Geister bestimmend beeinflußt. Allmählich ist dann an Stelle des Seelen- und Geisterkultes der reine Götterkult getreten, der oder die Führer des Geisterheeres sind Ziel und Mittelpunkt besonderer Verehrung und besonderer Opferfeierlichkeiten um diese Zeit. So wurde daraus die Zeit, wo nach altgermanischem Glauben die oberste Gottheit als Wanderer unter den Menschen weilt und ihr besondere Opfer gebracht werden mußten. Opfer aber geben nur unter der Voraussetzung einen Sinn, daß derjenige der geopferten Speisen teilhaftig wird, dem die Opfer gelten. Diese Opfer als solche sind im allgemeinen im Volksglauben von heute vergessen, gewisse Gerichte, die in diesen Tagen genossen werden, erinnern aber noch deutlich daran. Die Gans war ein dem Wodan geweihter Vogel und heute noch ist der Festbraten am St. Martinstag die Gans, womit man den christlichen Heiligen, der an Wodans Stelle getreten ist, feiert. Der Martinstag wie der Nikolaustag, beide in heidnischen Zeiten dem Wodan zu Ehren gefeiert, sind zugleich der Anfang der Festzeit der Wintersonnenwende, die eine Reihe alter Gebräuche in sich schließt. Bei dem angelsächsischen Kirchenchronisten Beda lesen wir: „Die heidnischen Angelsachsen begannen ihr Jahr mit dem 25. Dezember

und begingen diese erste Nacht mit abergläubischen Gebräuchen." Ähnlich berichten isländische Geschichtsschreiber von drei großen Opferfesten zu Wintersanfang, um die Mitwinterszeit und zur Sommersonnenwende. Auch für unsere Vorväter war diese Zeit nicht nur eine festliche, sondern auch eine geheimnisvolle, und gerade das hat sich bis heute im Volk erhalten; denken wir an das Bleigießen in der Thomas- und in der Sylvesternacht und an die sogenannten Los- oder Schicksalsnächte auch gerade in dieser Zeit. Die Träume in den Zwölfnächten erfüllen sich; einige bestimmte Nächte sind besonders geeignet für die Liebesorakel und zur sonstigen Zukunftserforschung.

Da nun aber die Seelen der Abgeschiedenen nicht immer nur als die Helfer und Freunde der Lebenden auftreten, sondern beinahe ebenso häufig auch als schädliche Dämonen, so begegnen uns wieder zur selben Zeit eine Reihe sogenannter Abwehrbräuche. An erster Stelle steht hier der rituelle Lärm, durch den sie verjagt werden sollen. Wo heute in der Christnacht das Weihnachtsschießen und in der Sylvesternacht das Neujahranschießen noch geübt wird, haben wir einen lediglich umgedeuteten, meist vollkommen mißverstandenen Rest dieses alten Abwehrbrauches vor uns. Wie bereits erwähnt, stiegen zur Zeit der Zwölfnächte die Götter zu den Menschen herab und hielten Umzüge im Land; Wodan auf seinem Schimmel, begleitet von Freija und seligen Helden aus Walhall. Sie segneten dabei Wiesen und Felder und die Quellen, und das Volk schöpfte nachts das geheiligte Wasser und besprengte die Behausungen damit. Jede Arbeit mußte ruhen, vor allem mußten die Frauen das Garn abgesponnen haben. Freija ist die Schutzgöttin der Häuslichkeit und lebt in der nachchristlichen Zeit fort als Frau Holda oder Perchta, die die fleißigen Spinnerinnen belohnt, den Faulen aber das Garn verwirrt; eine Weiterbildung und Umdeutung dieses Volksglaubens haben wir dort, wo es heißt, in der Weihnachtszeit dürfe man keine Wäsche trocknen, weil sonst jemand im Hause stirbt.

Das männliche Gegenstück zu Freija-Perchta ist der Pelzmärtel, Knecht Ruprecht, Nikolaus, Schimmelreiter oder wie er eben gerade je nach der Landschaft genannt wird. In einigen Gegenden Deutschlands kommt er tatsächlich zu Pferd, und die Kinder legen Brot oder Zucker vor die Fenster für den Schimmel. Auch er belohnt und beschenkt die Guten und straft die Bösen, nimmt sie unter Umständen in seinem Sack mit. Das ist wiederum nur ein verblaßter Rest aus dem alten Götter- und Seelenglauben, der dahin ging, daß einer, der dem wütenden Heer an einem Kreuzweg begegnen würde, von der Schar der Geister mitgerissen würde.

Glaube und Kult dieser altgermanischen Gottheiten in der unter christlichem Einfluß gewandelten Form hat sich mit am reinsten in Südbayern erhalten, wo das Perchtenlaufen in der Sylvester- oder Dreikönigsnacht noch in ausgedehntem Maße stattfindet. Heute noch sagt der Bauer: Je mehr Perchten laufen, um so fruchtbarer wird das kommende Erntejahr. Das ist noch der Sinn des Umzugs der feldersegnenden Gottheiten, wenn es auch in später Zeit als reiner Abwehrkult gedeutet wurde, so zwar, daß man glaubte, die wilden, mit abschreckenden Masken angetanen „schiachn" Perchten würden, wenn sie in großer Zahl nächtlicherweile bei Fackelschein über die Felder laufen, die der Feldfrucht schädlichen Dämonen verjagen.

Neben Wodan und Freija lebt aber noch ein anderer germanischer Gott in der Volkserinnerung fort, wenn auch namenlos. Es ist eine erwiesene Tatsache, daß bei den Südgermanen der Gott, der die größte Verehrung genossen

hat, nicht eigentlich Wodan, sondern Donar Thor gewesen ist. In der altheidnischen Zeit weihte man die Türe und damit das ganze Haus mit dem Werkzeug des Gottes Donar, dem Hammer, der gleichsam als das Schutzsymbol von Recht, Gerechtigkeit und unverletzlichem Herd- und Hausfrieden galt. Mit ihm wurde die germanische Ehe geschlossen, der Neugeborene wurde bei der heidnischen Wassertaufe mit dem Hammer berührt und einen Hammer gab man vielfach den Toten mit ins Grab. Der Hammerwurf als Grenzbestimmung war allgemein verbreitet und das Zeichen des Hammers, das ja große Ähnlichkeit mit dem Kreuzzeichen hat, fand man häufig auf alten Grenzsteinen. Dieses Zeichen war als Rune die des Gottes Donar. Donar aber war der Gott des segenspendenden Frühlingsgewitters, war der Gott des Ackerbaues, der Feldfrüchte, des Brotes. In heidnischen Tagen machte die Mutter des Hauses die Donarsrune auf den Brotlaib, wie heute noch die fromme Hausfrau, ehe sie den Laib anschneidet, das dreifache Kreuzzeichen darauf macht. Es ist nicht belanglos, daß die Glaubensboten bei der Bekehrung der Germanenstämme in der Abschwörungsformel nicht nur der christlichen Dreieinigkeit eine Dreizahl der heidnischen Götter gegenübergestellt haben, sondern Donar dabei als den einen der drei wichtigsten Götter nannten: Du sollst abschwören Wodan, Donar und Saxnot.

Man hat mit einer sprachlichen Erscheinung in der altbairischen Mundart beweisen wollen, daß den Baiern-Markomannen und vielleicht sogar den südlichsten Germanenstämmen der altgermanische Donnerer Asathor fremd war, oder doch wenigstens nur eine ganz untergeordnete Rolle in ihrem Götterglauben gespielt habe. Veranlassung zu dieser Annahme gab die an sich ja zunächst auffallende Tatsache, daß entgegen allen übrigen Nachbarstämmen der 5. Tag in der Woche nicht Donarestag, Donnerstag, sondern Pfinztag bei den Baiern lautet. Dieser Beweisversuch kommt aber sofort ins Wanken, sobald man nicht nur diese eine Erscheinung allein sprechen läßt, sondern auch die hier maßgebenden ebenso wichtigen anderen Faktoren heranzieht, nämlich Volksglauben, Rechtsbrauch und kultische Handlungen. Fassen wir diese Dinge alle zusammen, so ergibt sich uns die Tatsache, daß Donar-Thor im südlichsten Germanenland und vornehmlich bei den Bayern sogar besonders hohe Verehrung genossen hat, ja man möchte beinahe sagen: Donar nahm hier die Stelle des Wodan und Odin des Nordens ein. Der Pfinztag kam auf dem Donauweg, wahrscheinlich durch die Vermittlung der Ostgoten, aus dem Orient zu dem Bayern und hat erst im Anfang der christlichen Glaubenszeit unter dem starken Einfluß des Arianismus den alten Donnerstag verdrängt; auf der andern Seite begegnet uns der Name aber häufig dort, wo sich der Einfluß von dieser religiösen Seite nicht geltend machen konnte; wir haben eine erhebliche Zahl von Donnersbergen. Dazu kommt noch ein anderer höchst bedeutungsvoller Umstand: Die Kirche, die verschiedene Gottheiten der heidnischen Volksreligion mit dem Namen eines christlichen Heiligen belegt in die neue Glaubenslehre herübernahm, ersetzte den ehrwürdigen Donar durch den Heiligen Petrus. Donar ist den Germanen der Gott des segenspendenden Frühjahrsgewitters gewesen, er ist durch seinen Hammer der Gott der wohltätigen Macht des Feuers. Petrus ist heute noch der Wetterheilige. Bonifatius errichtete an der Stelle und aus dem Holz der gefällten Donarseiche eine Peterskapelle, und die erste Kirche, die im Lande der Baiern geweiht wurde, war ebenfalls eine Peterskirche. Heute noch sagt der Volksmund beim Rollen des Donners: St. Peter tut Kegelscheiben.



Eine höchst interessante Sache haben wir auf dem Petersberg bei Flintsbach-Brannenburg am Inn. Dort erhebt sich eine kleine frühromanische Kirche weitab von den Siedlungen der Menschen drunten im Tal. Die Westseite der gegen 1200 ungefähr erbauten Kirche schmückt ein ungefüges Petrusbild. Die Sage berichtet auch hier wie bei vielen Kirchengründungen, daß der Bau erst an einer andern Stelle beabsichtigt war, man sich aber doch zu dieser wohl altheidnischen Kultstätte entschloß, nachdem durch mehrere Nächte das Baumaterial von unsichtbarer Hand immer wieder an diese Stelle geschafft worden war. Der Kern solcher Sagen ist: Die Glaubensboten wollten die Kultstätten der neuen Lehre lieber nicht an den ehemals heidnischen haben, das Volk aber ließ nicht gerne ab von den ihm gewohnten Opferplatz, und so war man gezwungen, für die christlichen Kirchen die alten heidnischen Kultstätten beizubehalten, wie das ja dann auch Papst Gregor der Große ausdrücklich befiehlt. In einem viereckigen Feld des abgetreppten Seitengewändes dieser Peterskirche erkennen wir die Darstellung eines verknoteten Hakenkreuzes, die unzweifelhaft mit vorchristlicher Sonnen- und Feuerverehrung zusammenhängt. Der christliche Bildhauer hat das Zeichen bewußt verändert aus Scheu, den alten Unhold unmittelbar zu nennen, um ihn nicht dadurch etwa herbeizurufen, es blieb aber noch immer so eindeutig, daß der Kundige leicht erkennen konnte, was damit gemeint war. Hakenkreuz und Swastika werden namentlich für den Norden nicht mit Unrecht auf Donar als den Feuer- und in gewissem Sinn germanischen Sonnengott bezogen[1]).

Im Volksbrauch von heute haben wir noch eine rituelle Handlung, die unbestreitbar auf Donar zurückgeht. In einigen Gegenden Westfalens muß am Petritag ein Schlag mit dem Hammer an den Hauspfosten ausgeführt werden; in Bayern zieht man in der Adventzeit, der Zeit der Wintersonnenwende und, wie wir gehört haben, nach altgermanischem Glauben der Tage, wo die Götter auf Erden wandelten, von Haus zu Haus und klopft mit oder ohne Hammer an die Türen: die sogenannten Klöpfelnächte; beide nichts anderes als eine sogar nur sehr geringfügige Umwandlung der altheidnischen Weihe der Türe durch Asathors Hammer.

Die Verwendung dieses Attributes des Gottes von Recht und Gerechtigkeit finden wir aber heute auch noch da, wo der Grund für diese Verwendung vielfach gar nicht mehr erkannt und verstanden wird. Bei der Grundsteinlegung werden drei Hammerschläge ausgeführt, die Versteigerung, die rechtliche Übertragung des Besitzrechtes von einem zum Andern erfolgt unter dem Hammer.

Die alte Verehrung für Donar hat sich aber auch noch in einigen kleineren Bräuchen erhalten, wenngleich das Volk ihren Ursprung heute nicht mehr empfindet und, wenn es überhaupt darüber näher nachdenkt, die Erklärung in allen möglichen und unmöglichen anderen Dingen sucht. In manchen Gegenden Deutschlands darf, wie Wutke in seiner Volkskunde ausführlich berichtet, am Donnerstag kein Holz gemacht, kein Mist gefahren, kein Spinnrad gedreht, ja mitunter überhaupt keine körperliche Arbeit verrichtet werden; oder wie das in ausgedehntem Maße auch bei uns in Baiern der Fall ist, wird der Donnerstag als ländlicher Hochzeitstag vor allen andern bevorzugt, der Tag Donars, mit dessen Hammer einst die germanischen Ehen geschlossen wurden.

[1]) Vgl. Dr. E. Jung: „German. Götter und Helden in christlicher Zeit". Verlag J. F. Lehmann. München.

Nach altgermanischem Brauch schleuderte man am Feiertag des Donar im Lenz kleine hölzerne Hämmer oder Axte in die Felder, ein Analogiezauber, der die segenspendende Kraft des ersten Frühlingsgewitters versinnbildlichen sollte, ein gerade an diesem Tag aber gelegtes Hühnerei färbte man rot, mit der Farbe des Gottes, der Blitz und Feuer in seiner Gewalt hatte und steckte es in das Saatkorn oder grub es in den Acker. Wie unendlich viele Züge dieses Götterkultes haben sich wieder bis auf unsere Tage im Beiglauben erhalten, der sich um den Antlaßpfinztag, den Gründonnerstag, webt.

Nun steht in der germanischen Mythologie eine Gestalt der sogenannten Wanengötter dem Donar-Thor ungemein nahe und hat ihm in späterer Zeit zweifellos auch kennzeichnende Züge geliehen; das ist Freyr, der Gott der fruchtbringenden Witterung, der Lebenslust, der wohltätige Sonnengott. Roß, Stier und Eber sind seine heiligen Tiere. Man opferte ihm Pferde, Früchte des Feldes und Eber, ja sogar Menschen. Freyrs Hauptfest war das Julfest, die Wintersonnenwende.

Und damit stehen wir denn vor dem stärksten Beweis für die Tatsache einer sogar außergewöhnlich hohen Verehrung Donars bei den Baiern. Donar, späterhin noch ausgestattet mit Eigenschaften und Mythen des sanfteren Gottes Freyr ist der christliche Leonhard, der höchstgefeierte Volksheilige unserer altbairischen Landbevölkerung, kann doch Donar geradezu auch für das germanische Zeitalter als der Bauerngott bezeichnet werden. Wie ich schon an anderen Stellen öfters betont habe, sind gerade im Leonhardikult die beiden Grundelemente des altheidnischen Kultes deutlich erhalten. Die Opferstätte Donar-Freyrs, des Gottes der Fruchtbarkeit der Flur wie des Viehes, wurde vor Sonnenaufgang dreimal umritten und dann ein Pferdeopfer dargebracht. Die Leonhardikapellen werden in feierlichem Zug umritten oder mit besonderen Fahrzeugen umfahren, die Opfer werden heute noch sinnbildlich in Form kleiner Nachbildungen der Tiere in Schmiedeeisen oder Wachs dargebracht.

Wie hier bei Donar Freyr, so könnten wir behutsam abwägend die oft feinen und stellenweise verdeckten Spuren vom heutigen Volksbrauch bei dieser oder jener Gelegenheit im Jahreslauf und Menschenleben zurückverfolgen und kämen bald zu der bald zu jener altgermanischen Gottheit, zu Baldur-Phol, zu Loki, zu Frigga, Freya und verschiedenen andern, die Walhall, die Götterwelt der Germanen, bevölkerten.

Ich kann hier nicht auf all diese Einzelheiten eingehen, eine besondere Erscheinung halte ich aber noch für erwähnenswert, da sich gerade auch der Kult dieser Göttergestalt, diesmal einer Göttin, im Brauchtum unseres Volkes heute noch auswirkt.

Nicht weniger als sieben Stämme des nördlichen Germanenlandes hatten auf einer fruchtbaren Insel, wahrscheinlich auf Seeland, ein gemeinsames Heiligtum der Göttin N e r t h u s. Tacitus nennt sie in seinem ausführlichen Bericht in seiner Germania: Terra mater, die Erdmutter. Daß man ihr nachgewiesenermaßen Menschenopfer darbrachte, beweist die große Bedeutung, die ihr in der germanischen Götterverehrung zukam. Im heiligen Hain stand ein Wagen, der Göttin geweiht; er war mit einem Teppich verhüllt und durfte nur vom Priester berührt werden. Bestimmte Zeichen kündigten ihm an, wenn die Lenzgöttin erschien. Dann geleitete der Priester die Göttin auf ihrem Wagen, der von Kühen gezogen wurde, hinaus ins Land. Überall, wo sich der feierliche Götterumzug zeigte, wurden frohe Feste gefeiert, überall



herrschte Frieden und Waffenruhe. Sobald die Göttin in den Hain zurückgekehrt war, wurde ihr Bild und der Wagen im Wasser des heiligen Sees gewaschen, worauf der Priester die dabei helfenden Knechte in den Fluten ertränkte.

Nerthus festliche Umfahrt brachte Segen und Fruchtbarkeit für die Fluren; sie verkörperte das Erwachen der Natur im Frühling. Ihre Rückkehr und das Bad im See versinnbildlichte das Absterben der Naturkraft im Herbst. Wie unsere Vorfahren, so feiert noch heute das Volk das Erwachen der Natur in allerlei Formen. Die dabei veranstalteten Aufzüge des Volkes decken sich Zug um Zug mit dem alten Nerthusfest. Beim sogenannten Züricher Sechseläuten ziehen die Kinder hinaus ins Freie und fahren dabei den Bogen, eine Puppe auf einem Wagen herum, während die übrigen Einwohner der Stadt den Tag unter allen möglichen Freuden und Lustbarkeiten verbringen. Bei uns holt man am Morgen des 1. Mai frischgrüne Zweige ins Dorf herein und steckt sie den Mädchen vor die Fenster; oder man holt, wie das meist nur alle fünf Jahre geschieht, den großen Maibaum herein und stellt ihn auf dem Dorfplatz auf. Vielfach ist diese Feierlichkeit auch mit der Wahl und zeremoniellen Huldigung einer Maikönigin oder eines Maigrafen verbunden, die dann ebenfalls im festlichen Zug durch die Dorfgemarkung geführt werden. Ungemein deutlich aber sind uns kultische Handlungen aus dem Nerthuskult im altbairischen Pfingstlbrauch erhalten geblieben, der sich auch zeitlich vollkommen mit der Kultzeit der Nerthus deckt. Eine in Stroh, frisches Grün und Blumen gehüllte Gestalt wird in festlichem Zug von Haus zu Haus geleitet, tanzt davor den Pfingstltanz und singt einen feststehenden Spruch, der häufig die Kennzeichen eines alten Fruchtbarkeitszauberspruches trägt. Wenn dieser Pfingstl nicht schon vor jedem Haus mit einem Kübel Wasser übergossen wird, so schleppt man ihn zum Schluß zum Dorfbrunnen, -bach oder -weiher, wo man ihn ausgiebig untertaucht. Der alte Nerthuskult liegt hier zugrunde, wenn auch im Lauf der Zeit sich das Schwergewicht nach der Seite des Regen-Analogiezaubers verschoben hat. Bei der Landbevölkerung ist es ein durchaus ländliches Fest geblieben bis zum heutigen Tag; in den Städten ist es von den Zünften und Gilden weitergeführt und umgestaltet worden. In diesen Kreis gehört kein geringerer als unser Münchner Metzgersprung, bei der heutigen Generation beinahe ein Märchen, vielleicht schon bald ganz vergessen.

Es würde eine Wiederholung dessen bedeuten, was ich hier ausgeführt habe, wollte ich die Zusammenhänge von altgermanischer Mythologie und Brauchtum unseres Volkes von dem Gesichtspunkt der germanischen Opfer und Festzeiten betrachten. Hier wie dort muß zusammenfassend gesagt werden: das Christentum hat die Blüten altgermanischen Götterglaubens und Kultes teils zerstört, teils durch neue von einem andern Stamm ersetzt, die Wurzeln aber hat es nicht auszurotten vermocht, sie leben fort noch heutigen Tages in dem, was man fälschlich mit dem irreführenden Namen Aberglauben belegte und was man richtiger, wie es die wissenschaftliche Volkskunde tut, mit Bei- oder Nebenglaube bezeichnet.

Ich habe eingangs von der Romantik gesprochen, die der Lehre vom deutschen Götterglauben Pate gestanden hat, ich will auch zum Schluß noch einmal dieser geistigen Patin gedenken, indem ich meinen Standpunkt dahin kennzeichne, daß Mythologie wie Volkskunde ohne ein, wenn auch bestimmt

begrenztes Maß von Romantik undenkbar ist, soll diese Wissenschaft nicht über kurz oder lang verdorren und vertrocknen, sondern den heimatlichen Erdgeruch atmen, der unseren altererbten Volksgütern in der Tat von altersher anhaftet und immer anhaften wird.

Einer der romantischen Dichter unseres bairischen Heimatvolkes, der unvergeßliche Karl Stieler, hat das wie kaum ein anderer gefühlt und so sind wir durch ihn in die Lage versetzt, in einem seiner „Almenlieder vor tausend Jahren" diese Romantik des Volksglaubens nachzuempfinden, wenn wir seine Verse lesen:

„O sag mir, wo ist Wodan jetzt,
wo mag er zu Raste gehen?
In Felsenschluchten, im tiefen Wald,
da hat ihn mancher gesehen!"
So sprach wie träumend Hildegund,
und Kunrat stund daneben,
sie lugten empor ins Himmelblau,
das Wodan der Welt gegeben.
„Und heimlos reitet er nun durch die Nacht
sein Roß mit feurigen Hufen.
Mein grauer Ahne ward hundert Jahr
und hat sterbend nach ihm gerufen!
Und wenn er käme — es graut mir oft
in finsteren Nächten und Tagen —
und dennoch könnt ich ihm nimmermehr
die Rast am Herde versagen.
Verzeih mirs Gott, doch unsere Herrn,
die dürften es nie erkunden,
daß Wodan, der so viel Treue verlor,
noch Treue hat gefunden!" —

Alamannen und Franken in Süddeutschland.

Eine archäologische Studie.

Von Dr. Walther Veeck, Stuttgart.

Mit 27 Abbildungen.

Die germanische oder besser noch die deutsche Besiedlung Süddeutschlands fällt schon in die geschichtliche Zeit. Und zwar sind es die Alamannen, welche als erster deutscher Stamm den obergermanisch-rätischen Limes überrannten und vom römischen Provinzialboden zwischen Rhein, Bodensee, Argen, Iller und Donau, dazu dem Rheingau und der Wetterau Besitz ergriffen. Ihr Name wird 213 zum erstenmal erwähnt, als sie vergebens den Mainübergang zu erzwingen versuchten; Kaiser Caracalla warf sie damals zurück. Zwei Jahrzehnte später wiederholten sich ihre Anstrengungen, wiederum ohne Erfolg; noch hielt die römische Grenzwacht stand. Erst ums Jahr 260 gelang ihnen die Vertreibung der Römer aus dem heutigen Südwestdeutschland, und für die folgenden Jahr-



hunderte blieben sie die unbeschränkten Herren des erkämpften Gebietes; ja sie dehnten sich auch links des Oberrheins und Mittelrheins aus und drangen in der Schweiz weiter vor. Vorübergehend haben ihnen die Burgunder einen Teil ihres Besitzes streitig gemacht, welche sich längs des Mains von Osten her zwischen sie und die nördlich benachbarten Franken schoben. Nach dem Abzug der Burgunder in die Westschweiz stießen die Alamannen wieder weiter nach Norden vor.

Nach dem Tode des letzten großen weströmischen Heerführers Aetius (454) lag ganz Gallien für die Germanen offen da. Die Alamannen, die ja vorher schon auf dem linken Rheinufer Fuß gefaßt hatten, drangen nun in größeren Massen über den Strom. Aber auch die Franken hatten sich die veränderten politischen Verhältnisse zunutze gemacht und suchten links des Rheins Neuland zu erwerben. Hier in Gallien nun stießen die beiden deutschen Stämme, die, soviel wir wissen, vorher friedlich nebeneinander gesessen haben, im Kampf um das römische Erbe aufeinander. Es hat den Anschein, als ob die Alamannen die Angreifer gewesen seien. Die Franken blieben Sieger. Die Schlacht, welche die Entscheidung brachte, wurde wohl am Mittelrhein im Jahre 496 geschlagen. Schwer traf die Unterlegenen die Hand des Siegers. König Chlodwig, der tatkräftige und rücksichtslose Führer der Franken, zwang die Alamannen zur Preisgabe ihres Besitzes nördlich der Linie, welche vom Hesselberg bei Wassertrüdingen, über den Hohenberg bei Ellwangen, den Lemberg bei Affalterbach, den Hohenasperg zur Hornisgrinde und dann längs der Oos zum Rhein und links des Stromes längs des Selzbachs und nördlich des Hagenauer Forstes zum Kamm der Vogesen verläuft. Die Stammesgrenze, welche Chlodwig zog, ist bis in unsere Tage mit kleinen Verschiebungen dieselbe geblieben. Noch heute kann man sie als Mundartgrenze erkennen, noch heute unterscheiden sich die Leute nördlich dieser Linie durch ihr Temperament, durch ihre Sitten und Bräuche teilweise erheblich von den südlich davon wohnenden.

Nach der Niederlage des Jahres 496 fanden die südlichen Alamannen Schutz bei Theoderich, dem großen Ostgotenkönig. Aber nicht lange wurde ihnen dieser Schutz zuteil. Zehn Jahre nach Theoderichs Tod trat König Wittigis 536 das ostgotische Alamannien an Chlodwigs Enkel Theudebert I. ab. Theudeberts Herrschaft war für die Alamannen nicht drückend. Er setzte ihnen einen eigenen Stammesherzog; das Verhältnis der Alamannen zum Frankenreich war mehr das von Bundesgenossen, denen ein ziemliches Maß von Selbständigkeit verblieb. Unter den schwachen Nachfolgern Theudeberts sind die alamannischen Herzöge oftmals recht aufsässige Untertanen ihrer fränkischen Herren gewesen. Erst der Karolinger Pippin hat 748 diesem alamannischen Stammesherzogtum ein Ende gemacht.

Aus dieser kurzen Schilderung sehen wir, daß wir über die politische Geschichte der Alamannen einigermaßen, wenn manchmal auch nur in großen Zügen, unterrichtet sind. Unsere Kenntnis schöpfen wir aus volksfremden, lateinischen oder griechischen Quellen. Stammeseigene Schriftsteller, welche ihre Frühgeschichte aufgezeichnet hätten, sind ihnen versagt geblieben. Das erklärt uns die vielen Lücken in der Überlieferung. Nirgends in unseren Quellen finden wir etwas über ihren Ursprung, ihre alte Heimat. Wenig können wir aus ihnen schöpfen über ihre früheste Kulturgeschichte, kaum etwas wird uns überliefert über die Siedlungsgeschichte.

Bei diesem bedauerlichen Mangel in der schriftlichen Überlieferung sind wir also auf andere Quellen angewiesen. Und tatsächlich sind solche vorhanden.

Seit Arnold 1875 ein Buch „Ansiedlungen und Wanderungen der germanischen Stämme“ (zumeist nach hessischen Ortsnamen) hat erscheinen lassen,

hat sich die Ortsnamenforschung in immer ausgedehnterem Maße der Siedlungsgeschichte angenommen. Ihre Ergebnisse sind aber sehr umstritten. Ich erinnere nur an den Kampf um die Bedeutung der —ingen- und —heim-Orte. Sind die —ingen-Orte alamannisch, sind die —heim-Orte fränkisch, sind —ingen- und —heim-Orte gemeingermanisch? Jede dieser Meinungen hat noch heute ihre Verfechter und Anhänger. Was der eine Forscher als richtig erkannt zu haben glaubt, wird von dem anderen wieder bestritten. Von sich aus wird die Ortsnamenforschung niemals zu der erwünschten Klarheit kommen.

Glücklicherweise haben wir jedoch noch andere Quellen von unbedingter Zuverlässigkeit, die aber bis jetzt fast noch gar nicht benutzt sind und noch lange nicht ausgeschöpft werden können. Es sind die archäologischen Funde des frühen Mittelalters, die uns der Erdboden in den vielen Reihengräberfriedhöfen bewahrt hat.

Diese Reihengräberfriedhöfe unterscheiden sich rein äußerlich in ihrer Anlage nicht von unseren heutigen Friedhöfen. Die Gräber liegen in mehr oder minder regelmäßigen Reihen, sie sind von Ost nach West gerichtet. In ihnen ruht der Tote mit dem Kopf im Westen, das Gesicht gegen die aufgehende Sonne gewandt. Durch eines aber sind diese Gräber wesentlich von unseren heutigen verschieden: sie führen z. T. sehr reiche Beigaben an Waffen, an Schmuck, an Gefäßen. Erst die christliche Kirche hat der Sitte der Grabbeigaben ein Ende gemacht.

Die Bedeutung dieser frühmittelalterlichen Reihengräberfriedhöfe ist nun eine mannigfache. Ihre Lage am Rande oder im Weichbild unserer heutigen Ortschaften — für alle frühmittelalterlichen Grabfelder mit ganz verschwindenden Ausnahmen trifft das zu — beweist uns, daß wir auch die germanischen Ursiedlungen, zu denen sie gehörten, an derselben Stelle zu suchen haben, wie unsere heutigen Dörfer und Städte, daß diese also, soweit in ihrem Bering Reihengräberfriedhöfe gefunden wurden, mit ihrer Entstehung in die Landnahmezeit zurückgehen. Wir erhalten also durch diese Feststellung für die Gründung eines Teiles unserer Ortschaften Daten, welche uns um Jahrhunderte über ihre erste urkundliche Erwähnung hinausführen. Es mag hier zwischengeschaltet werden, daß wir z. B. für Württemberg die ersten urkundlichen Ortserwähnungen aus dem 8. Jahrhundert haben. Eine Karte sämtlicher bekannten Reihengräberfriedhöfe wird uns also viel besser, als die scharfsinnigsten Schlüsse unserer Historiker oder Ortsnamenforscher es vermögen, den Weg zeigen, welchen die ersten germanischen Siedler bei der Landnahme genommen haben, welche Gebiete zuerst von ihnen besiedelt und bebaut worden sind.

Aber damit ist die Bedeutung unserer Reihengräberfriedhöfe noch bei weitem nicht erschöpft. Die Anlage der Friedhöfe mit der Verteilung ihrer Gräber läßt uns die ständische Gliederung einer Markgenossenschaft erkennen. Das in ihren Beigaben erhaltene Kulturgut gibt uns Zeugnis von der Höhe des künstlerischen und handwerklichen Könnens unserer Vorfahren. Der im Laufe der Jahrhunderte feststellbare Wechsel der Formen zeugt uns von dem Wechsel des Geschmacks, er offenbart uns, wie neue von außen kommende Einflüsse vieles Althergebrachte gewandelt haben, wie manches Alte durch Neues verdrängt wurde.

Gelingt es nun schließlich noch, aus der Fülle der Formen, welche uns die Grabfelder der einzelnen germanischen Stämme erhalten haben, das herauszuarbeiten, was einem jeden von ihnen stammeseigen ist, dann erhalten wir ein wertvolles Hilfsmittel, um die alten Stammesgebiete genauer zu umgrenzen, oder um das einmal an einem Beispiel zu zeigen: Gelingt es, das alamannische und fränkische Eigengut genauer zu erfassen, so ist es mit Hilfe dieser Feststellungen



möglich, auch den Umfang des alten alamannischen Stammesgebiets, über dessen Grenzen vor der Niederlage des Jahres 496 wir ja nur sehr oberflächlich durch schriftliche Nachrichten unterrichtet sind, fester zu umreißen.

Dies Ziel ist erreichbar, eine Voraussetzung dafür aber ist, daß eine Neuaufnahme sämtlicher bekannten Reihengräberfriedhöfe sowie der aus ihnen gehobenen Funde, soweit sie noch erreichbar sind, vorangeht. Versucht man eine Auswertung auf Grund allein der in der Literatur weitverzweigten, teilweise dürftigen archäologischen Nachrichten, die dazu oft von Sachkenntnis nicht getrübt sind, so wird dies immer zu Fehlern führen.

Wir haben in Württemberg in den letzten Jahren diese Arbeiten durchgeführt. Auf dem Grund dieser Neuaufnahme ruhen die Ergebnisse, welche ich im folgenden vorlegen will[1]. Das eine möchte ich noch betonen, daß wir das, was die Durcharbeitung unseres überaus reichen württembergischen Materials uns als richtig hat erkennen lassen, an den vielen außerwürttembergischen alamannischen und fränkischen Friedhöfen nachgeprüft haben. Erfreulicherweise fanden wir dort die Bestätigung unserer Feststellungen.

Wenn man sich eingehender mit den aus alamannischen und fränkischen Reihengräberfriedhöfen stammenden Funden beschäftigt, dann fällt neben vielen gemeinsamen Erscheinungen doch auch manches auf, was der eine oder andere der beiden Stämme nicht hat, was wir also als alamannisches oder fränkisches Eigengut bezeichnen müssen. Vor allem, auch für den Laien leicht erkennbar, erscheinen diese Unterschiede in der Keramik. Die Tongefäße eigneten sich ja wegen ihrer Zerbrechlichkeit nicht als Handelsware, die über weite Strecken fortgeschafft werden konnte. Im allgemeinen wurde sie jeweils nicht weit von ihren heutigen Fundorten hergestellt. In ihr können wir also am ehesten auch das Stammeseigene erkennen.

Die frühalamannische Keramik ist nun von der fränkischen grundverschieden. Wir können sie in zwei große Gruppen scheiden: die eine umfaßt die Gefäße, die unter dem Einfluß römischer Töpfertechnik, welche die Alamannen hier auf süddeutschem Boden kennen gelernt haben, entstanden sind. Es kommen in dieser Gruppe einmal rein spätrömische Formen vor, dann aber auch solche, welche als Fortbildung spätrömischer Typen bezeichnet werden müssen. Wichtiger ist jedoch die zweite Gruppe, welche mit römischer Keramik überhaupt nichts zu tun hat, sondern uns rein das den Alamannen stammeseigentümliche Formengut zeigt.

Wir finden unter der zuletzt skizzierten Gruppe zunächst eine Reihe von Gefäßen, die in Gestalt und Technik ganz roh sind. In der Regel sind sie sehr schlecht gebrannt, aus einem ungeschlemmten mit vielem Sand zersetzten Ton gefertigt. Alle sind mit der Hand geformt ohne Verwendung der Drehscheibe. Wir haben da kleine Schalen, Kumpen, Töpfe und Henkelkrüge, die ganz noch an Formen der germanischen La Tènezeit und der Kaiserzeit erinnern (Abb. 1—6). Man kann hier kaum eine Fortentwicklung feststellen. Meistens sind diese Töpfe gänzlich unverziert, vereinzelt zeigen sie rosettenartige Stempeleindrücke wie der Kump von Wurmlingen (Abb. 4) oder auf der Schulter eine roh eingeritzte Wellenlinie wie der Krug von Ulm (Abb. 3).

---

[1] Vgl. dazu Veeck, Über den Stand der alamannisch-fränkischen Forschung in Württemberg, XV. Ber. der Röm.-Germ. Kommission S. 41 ff. — Derselbe, Die Reihengräberfriedhöfe des frühen Mittelalters und die historische Forschung, XVI. Ber. der Röm.-Germ. Kommission S. 35 ff. — Derselbe, Archäologie und Stammesforschung. Germania Korr.-Bl. der Röm.-Germ. Kommission 1927 S. 58 ff.

Daneben kommt dann eine bessere Art von Keramik vor: weitbauchige Schalen mit einem Kranz von innen heraus getriebener senkrechter Rippen um die größte Ausbuchtung des Gefäßkörpers (Abb. 7—10). Die Stücke sind zwar auch mit der Hand geformt, aber doch sorgfältig gearbeitet. Oftmals tragen sie



Abb. 1. Abb. 2. Abb. 3.



Abb. 4. Abb. 5. Abb. 6.

außerdem auf der Schulter eingeritzte umlaufende Linien und zwischen den Rippen Strichbündel wie die beiden Stücke von Wurmlingen (Abb. 7 u. 8). Manchmal sind die Rippen einfach oder paarweise nur in Abständen angebracht, während die dazwischenliegenden glatten Felder durch mit dem Töpferrädchen hergestellte Stempeleindrücke verziert sind. Einen guten Eindruck von dieser Art vermittelt der Topf von Ulm (Abb. 9).

Die Form, aus der sich dies Rippengefäß entwickelt hat, findet sich nun in den kaiserzeitlichen Grabfeldern des mittleren und unteren Elbgebiets, also in Gebieten, wo nach unseren schriftlichen Quellen vor der Völkerwanderungszeit Sueben gesessen haben. In der Völkerwanderungszeit aber finden sich diese Formen nur noch in Süddeutschland auf alamannischem Gebiet und in den Sitzen der den Alamannen stammesverwandten Thüringer. Ähnlich, aber doch leicht von ihnen zu scheiden, sind die Gefäße der Niedersachsen mit ihren ausgesprochenen Buckeln.

Mit den Thüringern haben die Alamannen noch etwas anderes gemeinsam. Es wurde schon im Vorhergehenden die Gruppe der unter dem Einfluß römischer

Technik hergestellten Keramik gestreift. Auch bei dieser können wir zwei Unterabteilungen unterscheiden. Die erste umfaßt die in der Art der römischen terra nigra hergestellten Gefäße, in der Regel steilwandige Schalen mit scharfem Bauchknick, um deren Oberteil sich entweder eingetiefte parallele Rillen ziehen, wie bei



Abb 7.



Abb. 8.

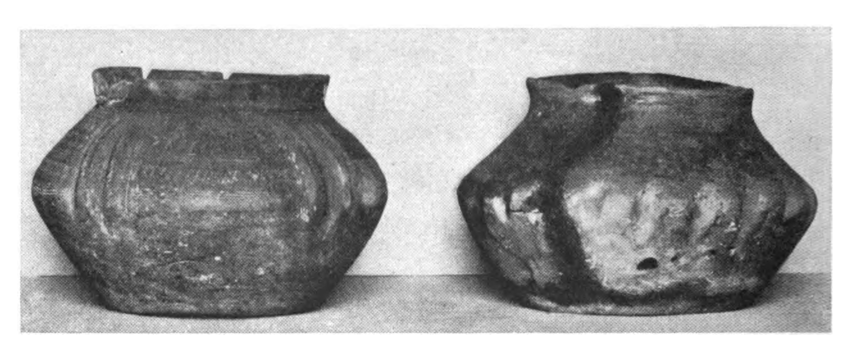


Abb. 9.

Abb. 10.

Abb. 11, 12, 14, 16, oder solche, bei denen der Gefäßkörper mit eingeglätteten polierten oder mattierten Ornamenten geziert ist. So zeigt das schöne Gefäß von Wurmlingen (Abb. 13) am Oberteil abwechselnd metopenartig mattierte und polierte Felder, von denen die mattierten mit einem eingeglätteten Rautenmuster verziert sind, die Schale von Kornwestheim (Abb. 15) dagegen ein eingeglättetes Wellenband. Diese Verzierungsweise begegnet uns außer bei den Alamannen nur bei den Thüringern, aber dort nähern sich die Gefäßformen mehr dem doppelkonischen Topf mit scharfem Bauchknick.

Es muß nun noch auf die anderen Gefäße römischer Form (Abb. 18—23) kurz eingegangen werden. Rein spätrömisch ist die terra sigillata-Schale mit Rädchenverzierung von Untertürkheim (Abb. 22), sind die beiden Kannen mit Kleeblattmündung von Sindelfingen und Murr (Abb. 21 u. 23), das kleine Henkelkrügchen von Ulm (Abb. 20). Dagegen zeigen die beiden weitbauchigen Henkelkannen von Göppingen und Nagold (Abb. 18 u. 19) doch schon eine Weiterbildung, eine Vermischung von römischen und alamannischen Formen.

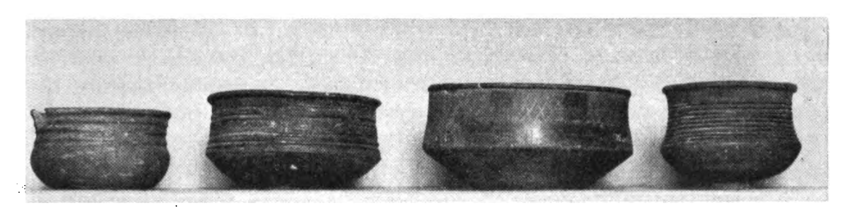


Abb. 11. Abb. 12. Abb. 13. Abb. 14.

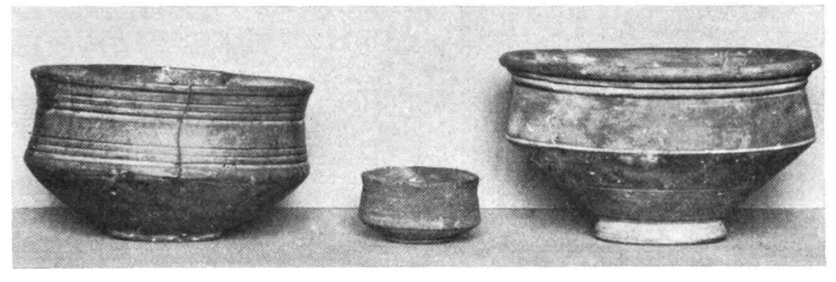


Abb. 15. Abb. 16. Abb. 17.



Abb. 18. Abb. 19. Abb. 20.

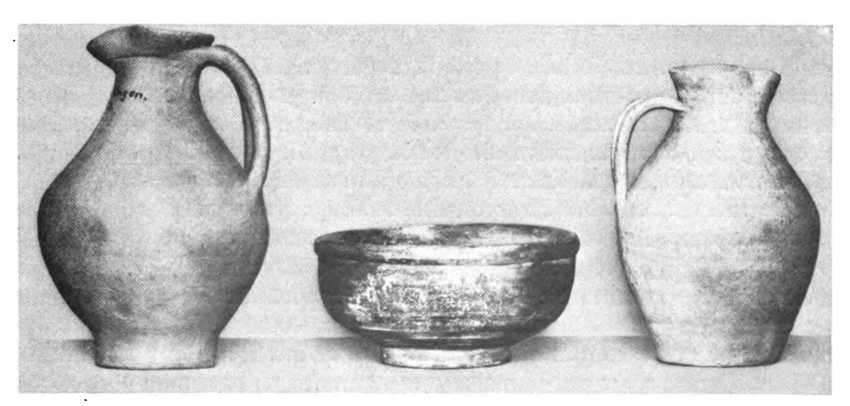


Abb. 21. Abb. 22. Abb. 23.

Diese bisher besprochenen Gefäßtypen finden sich in frühalamannischen Gräbern; sie sind teilweise so charakteristisch (vor allem gilt das für die Rippengefäße), daß sie überhaupt nicht mit anderen Formen verwechselt werden können. Rippengefäße, aber auch die in terra nigra-Technik ausgeführte Keramik mit ihrer ganz eigenartigen Verzierungsweise (eingeglättete Linien und ähnliches) kommen in fränkischen Gräbern nicht vor.

Auch die Franken haben eine ganz eigene Keramik ausgebildet; die für sie charakteristische Form ist der doppelkonische Topf mit scharfem Bauchknick (Abb. 24 bis 27). Er ist auf der Drehscheibe hergestellt und meistens besser gebrannt als die

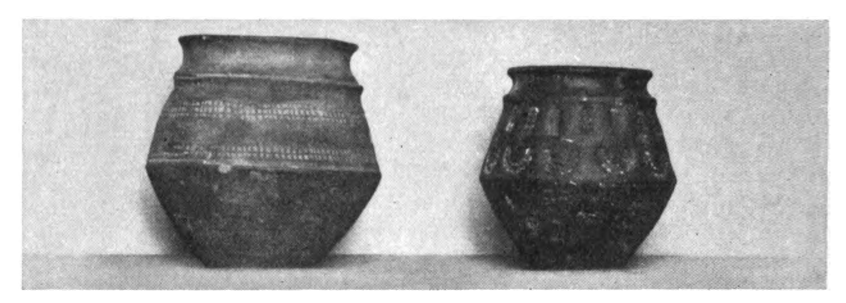


Abb. 24. Abb. 25.

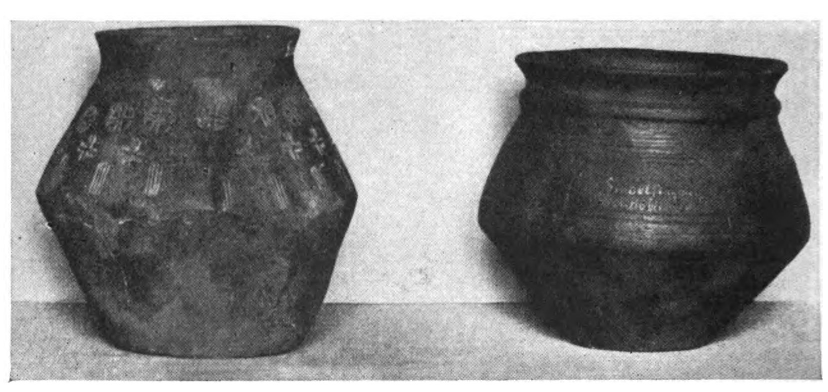


Abb. 26. Abb. 27.

alamannische Keramik. Sein Oberteil ist verziert durch mit dem Töpferrädchen eingedrückte umlaufende Verzierungen wie bei Abb. 24 und 27 oder durch Eindrücke mit dem Einzelstempel wie bei Abb. 25 und 26. Die Form ist entstanden unter dem Einfluß römischer Technik; davon zeugt die Herstellung auf der Drehscheibe und der oftmals gute Brand, der wohl in geschlossenem Brennofen erfolgt sein muß. Germanisch aber ist die weite, bauchige Form. Dieser Topf kommt schon in frühfränkischen Gräbern des 5. Jahrhunderts vor.

Es wäre nun sehr einfach, könnten wir die Gräber nach diesen Merkmalen so scheiden: Alle, in denen die oben skizzierte alamannische Keramik vorkommt, sind alamannisch, alle, in denen die fränkische vorkommt, sind fränkisch. Aber leider ist das nicht so; es gibt alamannische Gräber mit fränkischer Keramik, aber keine fränkischen Gräber mit alamannischer Keramik. Ich habe mich über die Frage

des Eindringens fränkischer Gefäßformen in alamannische Gräber eingehend in einem längeren Aufsatz (abgedruckt im XVI. Bericht d. Röm.-Germ. Kommission S. 41 ff.) ausgesprochen und nachgewiesen, daß dieser an alamannischen Grabfeldern ganz einwandfrei aufweisbare Wechsel in der Keramik Hand in Hand geht mit einem gleichfalls ganz einwandfrei nachweisbaren Wechsel in der Bewaffnung. In den frühalamannischen Männergräbern finden wir als Hauptwaffe sehr oft — nicht immer — das lange zweischneidige Reiterschwert, die Spatha; ebenso kommt in ihnen die rein alamannische Keramik vor. In späteren Gräbern tritt dann plötzlich ein Umschwung ein: die Spatha tritt immer mehr zurück und verschwindet fast gänzlich aus den jüngsten Gräbern; an ihre Stelle tritt der einschneidige Sax, die Waffe des zu Fuß kämpfenden Kriegers. Eigenartig ist nun, daß mit diesem Wechsel in der Bewaffnung auch der Wechsel in den Gefäßformen verbunden ist. Der doppelkonische fränkische Topf verdrängt ganz die alamannische Keramik. Es machen sich hier also ganz offenbar fränkische Einflüsse geltend. Der Zeitpunkt, zu dem dies geschah, läßt sich nun ziemlich genau festlegen: nach 536, als auch die südlich der oben beschriebenen, vom Hesselberg zum Kamm der Vogesen verlaufenden Grenzlinie sitzenden Alamannen unter fränkische Herrschaft kamen. Ich kann hier nicht die ganze Beweisführung wiederholen, und muß auf den XVI. Bericht der Röm.-Germ. Kommission verweisen.

Wir können die genaue Unterscheidung von alamannischer und fränkischer Keramik trotz des Vorkommens fränkischer Gefäßformen in späteren alamannischen Gräbern aber doch für Siedlungs- und Stammesgeschichte nutzbar machen, indem wir sagen: wenn wir in Reihengräberfriedhöfen alamannische Gefäßformen finden, haben wir sichere Zeugnisse, daß die Alamannen in der Gegend einmal anwesend gewesen sind. Mit Hilfe der Keramik lassen sich die Alamannen z. B. in der Rheinpfalz und in der südlichen Rheinprovinz archäologisch nachweisen, in Gegenden also, in denen sie nach unseren dürftigen schriftlichen Quellen einmal gesessen haben müssen, die ihnen später aber durch die Franken entrissen worden sind.

Auch bei den Gegenständen aus Metall ist es bis zu einem gewissen Grade möglich, Alamannisches und Fränkisches zu scheiden. Auch hier gibt es Formen, welche bei dem einen der beiden Stämme häufig vorkommen, bei dem anderen aber fehlen. Doch ist es hier natürlich sehr viel schwieriger, diese Scheidung vorzunehmen, als bei der Keramik. Ohne das nötige Abbildungsmaterial ist es auch nicht möglich, diese Unterschiede dem Laien verständlich vorzuführen. Ich muß für die Metallsachen auf eine in Vorbereitung befindliche große Veröffentlichung aller aus Württemberg bekannt gewordenen Funde der Völkerwanderungszeit vertrösten.

Nur kurz sei noch einmal darauf hingewiesen, welche siedlungsgeschichtlichen Schlüsse sich aus den Reihengräberfriedhöfen für Württemberg ziehen lassen. Wir kennen aus Württemberg 473 Orte mit im ganzen 687 Reihengräberfriedhöfen. 140 dieser Orte haben zwei und mehr solcher Grabfelder. Wir haben diese Orte auf einer Wandkarte verzeichnet und erhielten dadurch folgendes Bild von der Landnahme durch die ersten deutschen Siedler. Sie folgten dem Lauf der Flüsse und ließen sich in ihren Tälern und Seitentälern nieder. Der alte Kulturboden wurde durch sie in Besitz genommen, dagegen mieden sie dichtes Waldgebiet, so den Schwarzwald, den Schönbuch, den Welzheimer Wald. Nur dort, wo sich ein Flußlauf durch die bewaldeten Höhen hindurchschlängelt, finden wir in seinen Niederungen vereinzelt schon Siedlungen der Landnahmezeit. Dünnbesiedelt sind auch die Hochfläche der Alb, das Härtsfeld und das sumpfige Oberschwaben.

Lehrreich ist auch eine Betrachtung der Namen der Orte, welche durch Auffindung von Reihengräberfriedhöfen in ihrer Markung sicher als frühe Siedlungen der Landnahmezeit belegt sind. Wir erhalten folgendes Bild: Reihengräberfriedhöfe finden sich bei 175 —ingen- und 84 —heim-Orten. Aber außer diesen beiden Namengruppen mit insgesamt 259 Namen haben wir 214 Orte mit anderen Namensendungen. U. a. sind die Orte mit —hausen und —dorf je 24, die mit —statt (stadt) oder —stetten 20, die mit —bach 15, die mit —ach 10, die mit —berg 8, die mit —au und —hofen je 7, die mit —bronn oder —bronnen, —feld oder —felden je 6, die mit —wangen und —beuren je 4, die mit —weil 4, die mit —weiler 3 mal vertreten. Schon aus dieser Zusammenstellung ergibt sich, daß es nicht so einfach ist, auf Grund der Ortsnamen allein eine Darstellung der frühmittelalterlichen Siedlungsgeschichte zu versuchen.

Wie sich nun die Orte der genannten Namengruppen zeitlich zueinander verhalten, das läßt sich nach dem heutigen Stand unserer Erkenntnis noch nicht sagen. Das aber steht fest: die Archäologie kann und muß darauf eine Antwort finden. Es ist unbedingt erforderlich, daß man sich mehr als bisher der Untersuchung der bekannten Reihengräberfriedhöfe widmet. Wenn eine solche Grabung aber in Angriff genommen wird, dann muß sie bis zum Ende durchgeführt werden. Begnügt man sich mit Teilgrabungen, so entspricht das Ergebnis in den meisten Fällen nicht dem Aufwand. Man wird vielleicht einige gute Einzelbeobachtungen machen, vielleicht auch einige schöne Museumsstücke bergen; auf der anderen Seite steht aber die große Gefahr, daß durch eine solche Teiluntersuchung vieles zerstört wird, wodurch eine spätere vollständige Untersuchung des Grabfeldes sehr erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht wird. Auch sollten solche Untersuchungen niemals ohne Zuziehung von Fachleuten vorgenommen werden, wie das leider immer wieder geschieht. Auch der gewissenhafteste Laie wird manches übersehen, worauf es ankommt; nur das geschulte Auge des Fachmannes kann hier alle nötigen Beobachtungen machen.

Eines können wir allerdings heute schon mit aller Bestimmtheit betonen, daß die —heim-Orte in Württemberg und Bayrisch-Schwaben mit ihrer Entstehungszeit z. T. wenigstens in die vorfränkische Zeit fallen. Wir haben aus Kornwestheim, Walheim, Untertürkheim, Heidenheim, ferner das Museum Dillingen Funde aus Schretzheim, die auf das 5., ja teilweise auf das 4. Jahrhundert zu datieren sind; also fällt die Entstehung dieser —heim-Orte in eine Zeit, wo hier in Süddeutschland noch keine Franken saßen. Die Deutung der —heim-Orte als typisch fränkische Siedlungen ist unhaltbar.

Unsere Reihengräberfriedhöfe verteilen sich auf alamannisches und fränkisches Gebiet. Es ist nicht möglich, rein äußerlich aus der Lage eines Reihengräberfriedhofs oder aus der Orientierung seiner Gräber einen alamannischen von einem fränkischen zu unterscheiden, wie Schumacher annimmt, der folgendes erkannt zu haben glaubt: Die Franken bestatteten ihre Toten in einem zentralen Friedhof, der oftmals um die älteste Ortskirche gelegen ist, in Gräbern, die die genaue West—Ost-Richtung aufwiesen; dagegen sollen die heidnischen Alamannen ihre Toten entsprechend ihrer zerstreuten Siedlungsweise in kleineren Gruppen (oft mehreren in einer Markung) und *nicht nach Osten* orientiert beigesetzt haben[2]).

Wir konnten aber bei unserer Ausgrabung des Holzgerlinger Friedhofs mit 316 Gräbern feststellen, daß alamannische Gräber gleich den fränkischen von West

---

[2]) *Schumacher*, Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande, III. S. 217.

nach Ost orientiert waren. Dasselbe besagen uns aber auch die vorhandenen Pläne von anderen gut ausgegrabenen alamannischen Friedhöfen, etwa von Schretzheim bei Dillingen, von Feuerbach, von Oberflacht, außerdem die zahllosen Fundberichte von kleineren Grabungen. Ebensowenig kann man von kleineren Grabgruppen der Alamannen reden; sie hatten regelrechte Friedhöfe wie die Franken. Schließlich kommt es im alamannischen Württemberg ebensogut vor, daß sich die Reihengräberfriedhöfe um die älteste Ortskirche gruppieren: ich nenne hier Ebingen, Dettingen (O.-A. Rottenburg), Pfullingen, Röhlingen (O.-A. Ellwangen), Burgfelden (O.-A. Balingen), wie das im Frankenland der Fall ist. Ferner: wenn wir schon auf die Tatsache hinweisen, daß wir bei 140 württembergischen Orten nicht nur einen, sondern mehrere Reihengräberfriedhöfe feststellen konnten, so bezieht sich diese Feststellung sowohl auf den fränkischen wie den alamannischen Teil des Landes. Es liegt der Fall für das württembergische Franken nun nicht etwa so, daß wir in den Dorfmarkungen ältere alamannische und jüngere fränkische Grabfelder feststellen müssen, sondern die meisten dieser Friedhöfe gehören nach der Art ihrer Beigaben, soweit solche überhaupt bekannt geworden sind, in die fränkische Zeit. Gesicherte alamannische Friedhöfe aus Württembergisch-Franken kennen wir nur aus Heilbronn und Böckingen, dazu ein einzelnes Grab aus Walheim. Es ist unbedingt notwendig, der Frage noch weiter nachzugehen, wo die alamannischen Grabfelder im Frankenland zu suchen sind. Voraussichtlich wird sich dann ergeben, daß sich in der Regel alamannischer und fränkischer Friedhof decken, oder mit anderen Worten, daß wir in den fränkischen Friedhöfen einen älteren Teil aus der Alamannenzeit haben. Das ist nur eine Vermutung, aber es spricht für ihre Richtigkeit, daß die Kontinuität alamannischer und fränkischer Siedlung im Frankenland als gesichert gelten kann. Wenn nun die Franken an derselben Stelle wie ihre Vorgänger siedelten, warum sollten sie nicht an derselben Stelle wie diese ihre Toten bestattet haben? Das ist wieder eine Frage, die nur durch vollständige Aufdeckung nicht nur eines, sondern mehrerer Friedhöfe des fränkischen Württemberg gelöst werden kann.

Jedenfalls das eine können wir heute schon als sicher festhalten: sowohl Franken wie Alamannen legten oftmals auf einer Dorfmarkung mehrere Friedhöfe an.

Wenn wir diese Friedhöfe nun dem einen oder anderen der beiden Stämme zuteilen wollen, so können wir das nur, wenn wir ihre Beigaben in der oben geschilderten Weise betrachten. Vor allem in der Keramik haben wir ein untrügliches Hilfsmittel, um Fränkisches und Alamannisches zu scheiden.

Die berühmten Rommelfiguren im Museum der Stadt Ulm.

Von Kustos A. Häberle, Ulm.

Mit 7 Abbildungen.

Mit dem Jahre 1846, dem Todesjahr des letzten namhaften Hafners aus der Familie Rommel, ging in Ulm eine Kunst zu Ende, welche ihresgleichen nicht wieder gefunden hat. Noch höher als ihr künstlerischer ist ihr kulturgeschichtlicher Wert. Der fast unübersehbare Stoff (im Ulmer Museum befinden sich

nicht weniger als 365 Rommelsche Tonfiguren) gibt uns einerseits eine deutliche Vorstellung echt schwäbischen Kunstschaffens, andererseits ein geschlossenes Bild reichsstädtischer Kulturgeschichte, wie man es in dieser Darstellung selten mehr finden wird.

Rassekundliche Schlüsse lassen sich, selbst bei strenger Scheidung der Stände durch die Trachten, schwer ziehen, da die einzelnen Figuren zu wenig individuelle Züge tragen. Es ist aber ohne weiteres festzustellen, daß bei allen Wiedergaben der rundköpfige, alemannisch-schwäbische Typus vorherrschend ist. Dies ist nicht verwunderlich, wenn man weiß, daß alle frühgeschichtlichen Bodenfunde, welche in Ulm bis heute ans Licht gebracht wurden, vorwiegend alemannischer Herkunft sind [1]).

Aus dem reichen geschichtlichen Material, insonderheit dem der früheren und späteren Reichsstadt, ergibt sich ferner, daß in Ulm starke Inzucht getrieben wurde. Dies erklärt sich aus den maßlosen Kämpfen der Zünftigen gegen den hier sich allmählich niederlassenden Adel und das spätere Patriziat, wobei die Zünfte vom 13. bis ins 16. Jahrhundert die Oberhand behielten. Durch alle Zeiten der Jahrhunderte hindurch, bis zum Erlöschen der Reichsstadtherrlichkeit, ist ein konservatives, strenges Vorgehen der einzelnen Volksschichten zu beobachten.

Auch bei der Familie Rommel, auf deren bedeutende Hinterlassenschaft hier nur kurz eingegangen werden kann, zeigt sich eine Neigung nach dieser Seite.

Das Stammhaus der Rommel steht heute noch unweit des höchsten Wahrzeichens unserer Stadt, des Ulmer Münsters, und läßt sich als Besitz der Hafner Rommel urkundlich nachweisen. Durch viele Geschlechter hindurch sind die Nachkommen des bescheidenen Häusleins dem Wesen zünftiger Stammesart treu geblieben, um sich nach und nach zum Künstler heranzubilden, ohne jedoch, dies ist besonders hervorzuheben, den handwerklichen Boden zu verlassen.

Die Hafner in der Familie Rommel lassen sich bis 1655 zurückverfolgen. Aus diesem Jahr stammt ein Eintrag in den ulmischen Kirchenbüchern, worin ein Hafner Martin Rommel genannt wird, der zwei Frauen hatte. Aus der zweiten Ehe stammt Joh. Jacob Rommel, welcher 1735 als Hafner heiratet, aus dieser Ehe stammt der Vater der berühmt gewordenen Familie Rommel, ebenfalls mit Namen Joh. Jacob. Dieser heiratete 1766, hat drei Söhne und eine Tochter, alle vier sterben im Kindesalter. Die zweite Ehe bringt weitere neun Kinder, unter denen sich nur eine Tochter befand. Von den acht Söhnen sind vier rühmlich dem Handwerk des Vaters gefolgt, Septimus, Nonus, Dezimus und Lorenz. Originell und bezeichnend erscheint die lateinische Numerierung seiner Söhne vom Sechsten bis Zehnten. Der alte Rommel stirbt 1823; er wurde in verschiedenen Nachrufen neben seiner erfolgreichen Tätigkeit auch als Wachsbossierer gerühmt. Er fertigte nicht nur die bekannten Tonaufsätze für die sog. „deutschen Ofen", welche kunstvoll mit Bildnissen der Besteller geziert waren [2]), sondern auch viele Wachsporträts ulmischer Familien und Persönlichkeiten, ferner ansehnliche Statuen in Ton [3]).

So wenig sich vom Vater Rommel im einzelnen nachweisen läßt, um so mehr erfahren wir von seinen Söhnen, besonders von Septimus, welcher als

[1]) Vgl. Gößler-Veeck, Katalog der vor- und frühgeschichtlichen Altertümer des Museums der Stadt Ulm, Ulm 1927, Verlag Museum der Stadt Ulm.

[2]) Vgl. Ulmer Schnellpost, 1846, Nr. 42 S. 168.

[3]) Vgl. Dritte Jubelfeier der Reformation in Ulm 1817 von Prälat Schmid und Prof. Veesenmayer S. 50. Ulm, Stadtbibliothek.

der begabteste bezeichnet werden kann [4]). Septimus fertigt neben seiner ersprießlichen Hafnertätigkeit auch Bildhauerarbeiten in Stein und in Holz, Grabmale und Holzschnitzereien, eine Bildnisbüste in Marmor und Ton, den Grafen Arco, den General-Kommissär und Gouverneur von Ulm darstellend (letztere ist heute noch im Besitz des Städtischen Museums), lebensgroße Figuren in Ton und Marmor aus der griechischen Mythologie u. a. m.

Von seinen drei Brüdern, welche mit ihm tätig waren, Nonus, Dezimus und Lorenz, wird Dezimus durchs Los der Konskription zu den Fahnen gerufen und macht den letzten Feldzug mit den Bayern gegen die Polen mit. Auch den russischen Feldzug 1813 machte er mit, um, wie so viele, nicht mehr zurückzukehren.

Der größere Teil der Tonfiguren, wovon leider nur einige hier im Abbild erscheinen können, wurde von Nonus und Septimus gefertigt. Nach des ersteren Tod, 1821, war der begabte Septimus allein und lieferte bis zu seinem Tode, 1846, noch eine große Menge dieser kunst- und kulturgeschichtlich unschätzbaren Figürchen. Sie umfassen die Zeit von ca. 1760 bis 1846. Von großem Interesse ist die Einteilung der verschiedenen Stände (vgl. Abb. 1, 2, 3 und 4), wie sie die Reichsstadt noch kurz vor ihrem Erlöschen besaß. Mit größter Sorgfalt und unglaublicher Naturtreue sind hier Stände, Trachten, Sitten und Gebräuche wiedergegeben.

Es ist hierdurch nicht nur ein Stück Geschichte und Kultur der Reichsstadt Ulm festgehalten, sondern Vergleiche lassen den Schluß ziehen, daß die Ulmer Art die der Reichsstädte im allgemeinen war, ohne daß allerdings mit Bestimmtheit festzustellen ist, von wo die Bewegung ausging. Sicher ist, daß der große internationale Handelsverkehr der Städte und Länder, das Studium der besseren Stände auf ausländischen Universitäten, ebenso das häufige Zusammentreffen der Fürsten samt Hofstaat mit Adel und Reichsstadtbürgern zur Lösung politischer und wirtschaftlicher Fragen, sowie die Gelegenheit, bei den vielen Kriegen und Belagerungen mit fremdländischen Truppen und Menschen zusammen zu stoßen, von Einfluß auf die innere Entwicklung und Ausgestaltung der Trachten war.

Es sei hier ein Beispiel verwandter Art angeführt. In Ulm erscheint um das Jahr 1630 der Stadt- und Festungsbaumeister Josef Furttenbach aus Leutkirch, rühmlichst bekannt als größter deutscher Architekturschriftsteller. Furttenbach begann seine Ulmer Laufbahn nach zehnjähriger Studienfahrt nach Italien. Er führt hier Bauten auf in italienischer Manier, er baut das erste Theater nach italienischer Art, verwendet im Ornament schon 1630 den sog. Knorpelstil, welcher in unserem Land sonst erst um 1680 vorkommt. Seine italienische Tätigkeit wirkt in Ulm nach und beeinflußt den ganzen Baustil, allerdings nicht ohne im Grunde den schwäbischen Charakter mitklingen zu lassen. Genau wie hier fremde, gestaltende Einwirkung Platz greift, wird auf dem Gebiet der Tracht mancher, der mit dem Ausland Berührung hatte, Ferngesehenes im Heimatland verwendet und ausgebaut haben. Dadurch wird es so unendlich schwer, eine genauere Analyse zu geben.

Die Kommelfiguren zeigen uns das reichsstädtische Militär vom Rittmeister der Freikompagnie hoch zu Roß und vom Hauptmann der Bürgerkompagnie bis zu den Gemeinen aller Truppen zu Pferd und zu Fuß, sowie die Zünfte in ihrer militärischen Tracht und Soldaten mit ihren Bräuten am Arm. Alle zu-

[4]) Vgl. Morgenblatt für gebildete Stände vom Mittwoch, den 29. März 1809, Cottaverlag Tübingen.




Abb. 1. Adlige Braut (Patrizierin).


Abb. 2. Braut vom niederen Handwerksstand.


Abb. 3. Frau vom niederen Handwerksstand, als eine der 6 Klagefrauen vermummt.


Abb. 4. Adliger Bräutigam (Patrizier = Handelsherr).


Abb. 5. Bräutigam vom mittleren Handwerksstand.


Abb. 6. Herr vom Kaufmannsstand, als einer der 6 Klageherren vermummt.

sammen ergeben ein ausführliches und übersichtliches Bild von Ulms reichsstädtischer Bürgerbewaffnung.

Daneben sehen wir den Adels- und Bürgerstand, wie er sich zur Hochzeit kleidete, wie er zur Kommunion ging, wie er beim Kirchgang aussah. Wir lesen aus den Aufschriften, daß es einen ersten, zweiten und dritten Handwerksstand gegeben hat.

Eine große Anzahl Figuren veranschaulichen die Art und Kleidung der Reichsstädter im Trauerfalle. Darunter finden wir die Herren Geistlichen der Stadt und des Ulmer Landes. Neben diesen Vertretern der Kirche erscheint der hohe Magistrat, Senatoren, Stadtboten; Stadtknechte, die eine Felddiebin am Pranger und eine Betrügerin im Stock züchtigen. Überaus reichlich ist das Zunftwesen vertreten. Gärtner, Färber, Rotgerber, Bierbrauer, Schiffer, Zimmerleute, Bäcker, Schuster, Meister und Gesellen, Knechte und Mägde sind in ihrer bunten Tracht am Sonn- und Werktag glänzend dargestellt.

Zahllos erscheinen die verschiedensten Paare, die von Rommel dargestellt wurden; auch Einzelporträts sind darunter, und wohl mancher Altulmer erkennt heute noch in diesen Meisterstücken seinen Großvater, Urgroßvater, seine Großmutter und Urgroßmutter oder sonstige Anverwandte. Ein weiterer Bestand zeigt Gebräuche und Trachten der Fräulein vom ehemaligen Sammlungsstift (in der Frauengasse); dann sehen wir, wie der Leprosen-(Krankenhaus-)Vater einst aussah, und wie die Waisen und Schüler gekleidet waren.

Fein empfundene Gruppenbilder treten vor unsere Augen: Tiergarten mit Jäger, Hund und Hirsch, Kartenspieler am Tisch, eine Kaffeevisite, der Lochmüller Ziegler mit seinem Fuhrwerk, ein kompletter Metzgerladen; ein Soldat, der eine Badende überrascht, die aber in herzhafter Weise auf seinem Rosse davoneilt, ein Metzger mit Ochse und Hund, eine Magd, die eine Kuh melkt, eine Kuh mit Kalb und schließlich die Wirtsstube zum Herrenkeller, wobei humorvolle Verse die dargestellte Szene erklären.

Eine ansehnliche Zahl Figuren behandelt das Ulmer Fischerstechen (vgl. Abb. 7). Von ihm erhalten wir 1545 die erste Nachricht. Es geht, wie überhaupt die Festspiele, welche uns durch Jahrhunderte hindurch überliefert wurden, auf eine ursprünglich ernste und wichtige Sache zurück. Eigen ist diesen Spielen, daß sie jeweils im Frühjahr erstmals stattgefunden haben und als Frühlingsspiele bezeichnet werden können. Vergleiche mit solchen des weiteren In- und Auslandes liefern den Beweis hierzu[5]). Wenn auch die Quelle zu diesen Gebräuchen bis jetzt nicht mit Bestimmtheit gefunden werden konnte, so ist doch wahrscheinlich, daß der Anlaß zum Fischerstechen bis in sehr frühe Zeiten zurückgeleitet werden kann. Schon die attischen und argivischen Fischer legten bei ihren munteren Sprüngen, Tänzen und Wasserkünsten Masken an. Durch die Maske wurde dem Fischer Gewalt über die Artgenossen des Maskentieres verliehen. Auch die Römer kannten das Fischerstechen, welches als völkisches Kampfspiel in der Arena von gallischen Sklaven vorgeführt wurde. Das überall auftretende, in diesem Fall in Ulm gebräuchliche Fischerstechen ist wohl nichts anderes, als eine schon längst scherzhafte, ursprünglich als Fangglück-bringender Zauber betrachtete Nachahmung des Fischstechens mit Harpune. Die Fischer hofften nach den tief im primitiven Denken eingewurzelten Grundsätzen des Nachahmungszaubers durch die eigenartigen

[5]) Vgl. Bayerische Hefte für Volkskunde. Jahrgang II, 1915, R. Eisler, Fischer- und Schifferbräuche aus alter und neuer Zeit.



Bräuche das Jahr hindurch reicheren Fang zu erzielen. Bei den Schiffern ruhte während der Stürme und Fröste des Winters auch die urtümlichste, älteste Betätigung des Menschen auf dem Wasser, der Fischfang sowie die Schiffahrt. Die Wiedereröffnung der Schiffahrt im Frühjahr ist daher nicht nur ein Fest der Schiffer und Ausfuhrhändler und der an der Ausfuhr mitbeteiligten Urproduzenten, der Bauern, Winzer usw., sondern vor allem ein Fest der Schiffer und Fischer. Daraus erklärt sich, daß das Frühlingsschiff, wie einst die attische Dionysosbarke oder der attische Dionysoskarren, nach naxischer und euböischer Überlieferung, mit Fischernetzen behängt, oder von Fischern begleitet und bemannt war, die in Feststimmung erschienen. Die späteren Fischerstechen mit ihren Anspielungen auf historische, politische, in- und ausländische Geschehnisse gehen auf das hier beschriebene zurück und dürfen wohl davon abgeleitet werden.



Abb. 7. Bauer und Bäuerin beim Fischerstechen.

Eine Sitte, die uns heutigen längst verloren gegangen ist, war das Auftreten der sog. Klagemänner und -Frauen bei Leichenbegängnissen (vgl. Abb. 5 u. 6).

Wie weit diese Sitte zurückreicht, läßt sich schwer verfolgen; doch wissen wir, daß das Beklagen des Toten bis in die graue Vorzeit zurückgeht. Die Römer, die ihre Toten verbrannten, umstanden den mit Blumen und Kränzen geschmückten Holzstoß und ließen ihre Klagelieder ertönen. Wann die Leidleute oder Klagepersonen (praeficia, eine gedingte Leidperson) erstmals auftreten, ist unbekannt. Diese kommen schon bei uralten Fastnachtsgebräuchen vor, wobei die Fastnacht durch Leidleute begraben wird, welche nach Vorschrift weiße Schürzen zu tragen haben[6]). Das Mitgehen der bestellten und bezahlten Klagemänner und -Frauen bei Leichenbegängnissen ist, wie andere Gebräuche, die von der Kirche in frühester Zeit eingeführt wurden, mit dem Auftreten des Protestantismus allmählich zurückgegangen und endlich abgekommen.

Wenn wir auch wertvolle Beschreibungen aus alter Zeit besitzen, welche Gebräuche und Sitten ausführlich geschildert haben, so würden wir doch aus ihnen keine deutliche Vorstellung der Menschen und ihrer Lebensformen gewinnen. Die Kleinfiguren des Hafnermeisters Rommel und seiner Söhne aber vermitteln uns viel stärker, als es das Wort vermag, einen tiefen Einblick in das Kulturbild jener Zeit. Nicht zuletzt sind sie wertvoll als späteste Zeugen eines altehrwürdigen, in dieser Art nun leider entschwundenen Handwerks. Sie sind die letzten Repräsentanten einer Zeit, in welcher das Handwerk noch Blüten trieb und sich wohl gepflegt vom Vater auf den Sohn vererbte.

Aus dieser Hinterlassenschaft der Jahre zwischen 1760 und 1846 spricht klar und deutlich das Aufquellen bodenwüchsiger Kräfte und das Erlöschen reichsstädtischer Macht und Größe.

---

[6]) Vgl. Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben, II, 45 und 405.

Die mittelalterlichen Ansiedelungen fremder Kolonisten in Nordwestdeutschland (800—1600).

Von Dr. Johann Folkers zu Rostock i. Meckl.

(Fortsetzung).

Einfacher als bei den Niederländern liegen die Dinge bei den Friesen. Oben (S. 160) wurde bereits die friesische Kolonie im ostholsteinischen Bezirk von Süsel erwähnt, die den slawischen Überfall des Jahres 1147 durch tapfere Verteidigung ihrer kleinen Feste glücklicher überstand als die westfälischen Siedler in Dargun. Hier gibt uns Helmold, der im nahen Bosau saß und deshalb hierüber besser unterrichtet gewesen sein dürfte als über die ferne Altmark, eine wertvolle Zahlenangabe. Die friesischen Siedler hätten wohl 400 Männer gezählt, doch seien im Augenblick des Überfalls nur 100 zur Stelle gewesen, da die meisten nach Friesland zurückgekehrt gewesen seien, um dort ihre Vermögensverhältnisse zu ordnen. Da es sich durchweg um ganz junge Ehepaare gehandelt haben dürfte, die den Zug ins ferne Koloniallland wagten, so wird die friesische Einwanderung in Ostholstein auf 1200—1600 Köpfe veranschlagt werden dürfen. Einzelne Personen friesischer Herkunft, insbesondere mit dem Familiennamen Freese, erscheinen im ostelbischen Lande weit verbreitet, namentlich längs der Ostseeküste. Man wird sich dabei zu erinnern haben, daß seit 1272 friesische Schiffer mehr oder weniger regelmäßig die Ostseehäfen anliefen, um ihre Landeserzeugnisse, Vieh, Pferde, Butter, Käse gegen Getreide umzusetzen [101a]). Bei „friesisch" benannten Dörfern liegt wiederum die Frage vor, ob sie nach dem Stammesnamen oder nach einem Familiennamen bezeichnet worden sind. In letzterem Falle wäre über die Herkunft des Grundherrn oder Lokators, nicht über die der Siedler etwas ausgesagt. So liegen die Dinge unzweifelhaft bei Fresendorf nordöstlich Greifswald, das 1361 zuerst in den Urkunden erscheint und 3 der Stadt Greifswald gehörige Höfe umfaßt, die an Paul Vrezes Witwe, senior Nicolaus Friso und junior Nicolaus Friso verpachtet sind. Die Familie Frese ist schon im 13. Jahre in Greifswald ansässig. Ein Fresenort kommt auf Ummanz, einer Nebeninsel Rügens, ferner in Mecklenburg Fresendorf östlich Rostock, Fresenbrügge südwestlich Grabow schon in alter Zeit vor. Im Binnenlande findet sich sehr früh, schon 1179, das heute wüste Dorf Friesdorf (Vristorp) bei Ziesar [102]).

Ob diese friesischen Siedler (oder Siedelungsunternehmer?) aus Ost- oder Westfriesland stammen, läßt sich nicht entscheiden. Ein Name wie derjenige der Lübecker Familie von Stoveren (Stavoren) deutet nach Westfriesland, jedoch zählt z. B. Helmold (I, 82) in seinem Sprachgebrauch auch die Rüstringer an Jade und Weser ausdrücklich zu den Friesen. Nordfriesland, das wahrscheinlich erst im 9. Jahrhundert seine friesischen Bewohner aus Westfriesland empfangen hat, dürfte schwerlich viele Kolonisten haben abgeben

101a) Walter Vogel, Geschichte der deutschen Seeschiffahrt I. Bd., Berlin 1915, S. 189.

102) Curschmann, Die deutschen Ortsnamen im nordostdeutschen Kolonialgebiet, 1910, S. 158 und 162 ff.



können. Ja, es erheben sich sogar ernste Bedenken gegen die Zuverlässigkeit und Genauigkeit der Angabe Helmolds, daß die Ansiedler der Gegend um Süsel „Friesen“ (Fresi) gewesen seien. Denn der keineswegs gewöhnliche Ortsname „Süsel“ (Susle) klingt nicht friesisch, findet sich auch m. W. nirgends in eigentlich echt friesischen Landen, wohl aber als Sysseele nicht weit östlich von Brügge in Flandern und stellt sich überhaupt zwanglos zu den zahlreichen flämischen Ortsnamen auf = zeele, die zum althochdeutschen Worte sala = Herrenhof gehören[102a]). Dazu kommt noch, daß unweit Süsel, nach Nordosten zu, das Dorf Altenkrempe liegt, das ursprünglich einfach Krempe wie die Stadt in den Elbmarschen hieß und wie diese — siehe weiter unten — als holländischen Ursprungs zu deuten sein dürfte[102b]). Und westlich von Süsel fangen schon die Holländerdörfer um Eutin an.

Noch enger begrenzt ist das Betätigungsfeld der Dänen: Rügen, dessen slawische Tempelveste Arkona 1168 durch die Dänen erstürmt wurde, das kirchlich bis zur Reformation dem Erzbistum Roeskilde unterstand und auch politisch samt dem gegenüber liegenden Festlande bis 1348 dänisches Lehen war, das spätere Schwedisch-Pommern und Nordost-Mecklenburg. Daß den mit dänischen Mönchen aus Esrom besetzten Klöstern Dargun und Eldena, ebenso dem Kloster Neuenkamp das Recht verbrieft war, Deutsche, Dänen und Slawen anzusiedeln, wurde oben (S. 110) bemerkt, ebenso (S. 157) der beträchtliche Hundertsatz skandinavischer Namen im ältesten Stralsunder Stadtbuch. Angesichts der Abhängigkeit vom erzbischöflichen Stuhl in Roeskilde ist es begreiflich, daß gerade in ältester Zeit die dänischen Namen in der Geistlichkeit stark vorwiegen[103]). Das Fischerdorf Wiek bei Eldena erscheint 1285 geschieden in den Dänischen und den Wendischen Wiek[104]). Östlich Rostock finden wir das Kirchdorf Dänschenburg (1247 als Deneschebuorch) und bei Warnemünde lag 1317 eine dänische Burg, wie überhaupt Warnemünde stets ein Einfallstor dänischen Einflusses war. Trotzdem scheinen unter den Siedlern wenig Dänen gewesen zu sein. Wehrmann[105]) dürfte recht haben, wenn er meint, daß Dänemark damals noch nicht imstande gewesen sei, eine größere Zahl von Kolonisten zu entsenden. Auffallenderweise wird Dänschendorf auf Fehmarn in

---

102a) R. Blanchard, La Flandre 1906, S. 426: Oosterzeele, Dadizeele.

102b) Neben Altenkrempe wurde 1244 Nienkrempe oder „de Nygenstad to der Krempen“ mit Stadtrecht ausgestattet: „crimpe = Haken, in diesem Falle eine hakenförmig gestaltete Meeresbucht ist ein holländisches Wort“ (Gloy). Vgl. Krimpen aan de Lek und Krimpen aan den Ijssel in Südholland östlich Rotterdam.

103) Theodor Pyl, Gesch. der Greifswalder Kirchen 1885 stellt S. 157 für die Stadt Greifswald die auf die nordischen Reiche deutenden Namen aus Rat und Bürgerschaft zusammen. Dänische Namen sind verschwindend wenig vorhanden gegenüber den vorher aufgezählten aus Niedersachsen und vom Niederrhein.

104) Nach Pyl, Gesch. des Cisterzienser-Klosters Eldena, Greifswald 1880—81, S. 211 widmete sich der dänische Teil mehr der Schiffahrt und Fischerei, der slawische Teil der Viehzucht und dem Ackerbau. Der einzige Ort unter den Besitzungen des Klosters Eldena, dessen Name so gut wie sicher dänisch ist, Ladebo, war kein Bauerndorf, sondern eine grangia, ein Gutsbetrieb, der vom Kloster aus durch Laienbrüder bewirtschaftet wurde (Pyl a. a. O. S. 209). Dänische Bauern scheinen ganz gefehlt zu haben. Sehr unsicher sind die dänischen Spuren, die Pyl (Greifswalder Kirchen S. 10 u. 56 f.) in der Deutung der Ortsnamen Wampen, Wackerow und des nach 1248 nicht wieder genannten Jonoshagen südlich vom Ryck zu finden glaubt. Vollends Hiddensee (Hithinsö) und Deneholm bei Stralsund beweisen nur das Auftreten dänischer Seefahrer, aber nichts für bäuerliche, überhaupt für dauernde dänische Siedelung.

105) Wehrmann, Gesch. der Insel Rügen, Greifswald 1923, S. 37.

König Waldemars „Erdbuch“ von 1231 als Daenskaethorp aufgeführt, aber ausdrücklich als slavica villa bezeichnet. Gloy („Heimat“ 1894), der sich auf seine „Verflüchtigungstheorie“ versteift hat, meint, daß 1231 die Slaven in Wirklichkeit bereits verschwunden gewesen seien (wohin denn?) oder daß Dänen und Slaven zusammen im Dorfe saßen. Dabei schreibt Gloy selber: „In den ausdrücklich als villae Sclavorum bezeichneten Dörfern“ (Dänschendorf, Putgaarden, Lemkendorf, Gammendorf, Gahlendorf), „in denen danach eine kompakte wendische Bevölkerung sitzen geblieben sein muß — wenigstens vorläufig — wird ohne Ausnahme nach unci gezählt.“ Also nach 1231 dieses vielleicht sicherste Kennzeichen wendischer Rechtsverhältnisse auch in Dänschendorf! Den Weg zur richtigen Erklärung weist Gloys Bemerkung: „Die Namen einiger Ritter bzw. Schulzen auf Fehmarn in damaliger Zeit sind offenbar dänischer Herkunft“ — z. B. Petrus de Kalundaeburgh (Kalundborg auf Seeland). Die Besiedlungsgeschichte auf Fehmarn ist sehr unsicher, doch gründet sich das Auftreten dänischer Grundherrn auf Fehmarn jedenfalls auf einen der Eroberungszüge des Dänenkönigs Waldemar I. oder seines Sohnes Christoph gegen die „Wagern und die übrigen Ostseeslaven“, die Dänemark solange als Seeräuber gequält hatten. Das Auftreten dänischer bäuerlicher Siedler ist in diesem Zusammenhang sehr wenig wahrscheinlich. — Immerhin muß hier hingewiesen werden auf eine im übrigen Mecklenburg nirgends feststellbare Eigentümlichkeit des Hausbaues, die sich im Umkreise von Warnemünde bis nach Ribnitz im Osten, Laage, Schwaan und Bernitt im Süden und bis Neubukow-Alt Gaarz im Westen[105 a] findet: die Befestigung des Strohdachfirstes mit kreuzweis verbundenen Paaren von Reithölzern, „Dachhengels“ oder „Fasthökels“ genannt. Darin sieht ein Bauernhausforscher vom Range Otto Lehmanns ein sicheres Zeichen inseldänischer Baueinflüsse[105 b]).



Abb. 1. Torscheune eines niedersächsischen Gehöftes zu Niendorf südlich Rostock mit Dachhengels auf dem First. (Vgl. unten Anm. 105 b).

---

105 a) Folkers, Beiträge zur Bauernhausforschung in Mecklenburg, Zeitschr. des Heimatbundes „Mecklenburg“, 20. Jahrgang, 1925, S. 119—120.

105 b) Lehmann, Das Bauernhaus in Schleswig-Holstein, Altona 1927, über diese Hängehölzer, die die Bedeckung der Dachfirst festhalten: „Das ist ein von Nordosten, von Dänemark kommender Einfluß, der in Angeln, im Sundewitt und in der Gegend von Apenrade und Hadersleben festzustellen ist und der wie eine scharfe Linie die Grenze zwischen

Nicht ganz gefehlt haben in Ostelbien mittel- und süddeutsche Elemente, obwohl sie sicher nicht zahlreich waren.

Franken erscheinen südlich der niedersächsischen Hausgrenze. Alte Ortsnamen sind: Frankendorf bei Neuruppin, Frankenfelde bei Wriezen, dicht nebeneinander westlich Luckenwalde Frankenfelde und Frankenförde am Rande des Fläming. Die von dem Pastor Jessien-Elmschenhagen zuerst aufgestellte Meinung, in der „Propstei" östlich von Kiel seien Hessen angesiedelt worden, ist von Arthur Gloy [105c] bereits durch den Nachweis der Unzulänglichkeit ihrer Unterlagen erledigt worden.



Abb. 2. Niedersächsisches Bauernhaus (Zweiständerhaus) bei Bederkesa (Nordhannover).
(Aus Mielke, Siedlungskunde des deutschen Volkes, J. F. Lehmanns Verlag, München 1927.)

Bayrische Herkunft verraten im 12. und 13. Jahrhundert ein Ordwinus Bawarus als Zeuge unter einer Urkunde des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg von 1166, der mitten unter den ritterbürtigen Lehnsträgern der Magdeburgischen Kirche aufgeführt wird und jedenfalls zu diesen gehört, ein Ritter Otto Bawarus in Mecklenburg 1230, der Domherr Magister Thidericus de Bawaria in Lübeck 1266, ein Bavarus camerarius am Hofe der Markgrafen Johann und Otto von Brandenburg 1233, endlich ein Ritter Johann Bauwarus als Zeuge in einer Urkunde des Stiftes Gramzow in der Uckermark 1288. Ein schon außerhalb des hier behandelten Gebietes liegender, aber sehr lehrreicher Fall ist es, wenn 1264 Herzog Barnim I. von Pommern dem Stifte Gramzow das Dorf Beyersdorf bei Pyritz südöstlich

---

jütisch-schleswigscher Art und dänischem Einfluß angibt.... In allen Dörfern, die nördlich und nordöstlich dieser Linie liegen, sind die Häuser inseldänischem Einfluß untertan und haben die Hängehölzer" (S. 101).

[105c]) „Die Heimat", V. Jahrgang, Kiel 1895, S. 95/96: „Über die Abstammung der Propsteier."

Stettin schenkt, das vorher ein Theodericus miles dictus Bauwarus von ihm zu Lehen getragen hatte[106]). Also auch hier bezeichnet der Name die Herkunft des Lehnsinhabers, nicht die der Bauern. Ein Beiersdorf kommt noch im Besitz des Klosters Zinna bei Jüterbog und auf dem Barnim nördlich Berlin vor, ein Beyershagen in Vorpommern nördlich Damgarten.

Wenden wir uns nunmehr vom ostelbischen Kolonialgebiet dem altsächsischen Stammlande zu, so versteht es sich von selber, daß hier die Dinge sehr viel einfacher liegen.



Abb. 3. Bäuerliches Wohnhaus (Dreiständerhaus) in Wiendorf südlich Rostock.
Dem Beschauer zugewendet ist die linke Traufseite = „Hochsied", auf der rechten Traufseite = „Affied" geht das Dach tief herunter: vgl. „Volk und Rasse" 1927 Heft 3 S. 154. — Auf dem First des Stubenendes „Dackbengels" (vgl. S. 231).

Daß Karl der Große seine Herrschaft wie in Westfalen[107]), so auch in Nordniedersachsen durch Ansetzung von Königsmannen auf Königshöfen gesichert hat, ist hinreichend wahrscheinlich, doch fehlen hierfür die Nachweise nach Ort und Zahl fast gänzlich. Bäuerliche Siedler waren aber diese milites agrarii nicht und ihre Zahl schwerlich bedeutend. Welche Schwierigkeiten einem Versuche, die wirkliche Bedeutung fränkischer Einwanderung festzustellen, entgegenstehen, zeigen die Bemühungen von Rothert in der oben erwähnten Besiedelungsgeschichte des Kreises Bersenbrück (oben S. 164). Karl Rübel hat auf das Vorkommen sog. „Sundern" hingewiesen, in denen er auf Grund seiner freilich etwas überspitzten Theorie von der fränkischen Markensetzung Aussonderungen aus den Dorfmarken als fränkischen Königsbesitz zur Ansiedelung fränkischer Kriegsleute erblickte. Was lag für Rübel näher, als in einem

106) Curschmann, Die deutschen Ortsnamen usw. S. 158 u. 163.
107) Rübel, Die Franken, ihr Eroberungs- und Siedelungssystem, Bielefeld und Leipzig, 1904.



Namen wie dem „Frankensundern" bei Engter (Gemeinde Schleptrup) eine Bestätigung dieser Ansicht und einen besonders klar liegenden Fall fränkischer Ansiedelung zu erblicken? Aber Rothert hat gefunden, daß der Frankensundern vor der Mitte des 15. Jahrhunderts urkundlich nicht vorkommt und zu dieser Zeit im Besitze des Osnabrücker Bürgermeisters Franko von Mecklenburg war, dessen Bastardsohn sich Johann Franken nannte. „Vermutlich geht deshalb im Ortsnamen ‚Frankensundern' der erste Teil des Wortes auf den Vornamen der Besitzerfamilie zurück und hat mit den Franken nichts zu tun. Was den zweiten Teil angeht, so lassen sich die Sundern und die sie bedingenden Marken nicht



Abb. 4. Mecklenburgische Durchfahrtsdiele in Wahlsdorf (Fürstentum Ratzenburg).
Vgl. „Volk und Rasse" 1927 Heft 3 S. 154.

über die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts zurück verfolgen und gehen nicht über die zweite Hälfte des 10. Jahrhunderts hinaus, die westfälischen Markgenossenschaften haben ihre Verfassung wohl nicht vor dem 12. Jahrhundert ausgebaut." (Rothert S. 60.) Rübel hat übrigens die von ihm in seinen „Franken" behauptete fränkische Markensetzung im Sachsenlande später selbst fallen lassen. Nun bleiben nicht mehr allzu viele Anhaltspunkte für fränkische Ansiedelung übrig. Die fränkisch-militärischen Anklänge, die Rothert in mancherlei Befestigungsanlagen und in Hofes- und Ortsnamen der Bauerschaft Herbergen (heribergum = Truppenlager) findet, sind für uns eine recht unsichere Grundlage, da sie für dauernde Ansiedelung zu wenig beweisen. Eine interessante Feststellung Rübels (Gesch. der Reichsstadt Dortmund S. 99) ist es, daß die Franken allgemein im Sachsenlande zuerst Mühlen gebaut haben, genau wie später im Wendenlande nach dem Winsener Schatzregister (siehe oben) die Müller nach sächsischem Recht lebten. Fränkische Einwanderer bäuerlichen Standes glaubt Rothert in Anknüpfung an Rübel auf Grund rechts-

geschichtlicher Untersuchungen nachweisen zu können: „Die neuere Forschung hat gelehrt, diese in den Freibauern wiederzufinden, die im späteren Mittelalter die Dingpflichtigen des Freigerichts waren, wie denn das Freigericht die Fortsetzung des karolingischen Grafengerichts ist, dem die nach Frankenrecht lebenden Einwohner unterstanden. Im Nordlande waren diese Freien großenteils dem Hofe zu Rüssel (südwestlich Bersenbrück) unterstellt; sie zahlten dahin ihre Gerichtsabgabe, die Malschuld, und bekundeten dort die Auflassung von echtem Eigen, so 1257 und 1276. Das Verzeichnis der bischöflichen Tafelgüter von etwa 1240 zählt 82 derartige Höfe auf, außerdem waren mehrere entfremdet. Einzelne dieser Höfe lassen sich heute noch feststellen" (S. 64/65). Freilich stehen wir nun vor derselben Frage wie bei den Teutonici des Wendenlandes: Deckt sich fränkisches Recht und fränkische Abstammung?

Verdacht auswärtiger Zuwanderung liegt immer dort vor, wo die Flurverfassung der Marsch- und Waldhufendörfer auftritt, weil dies ein sicheres Zeichen später, mittelalterlicher Kolonisation ist. Zwischen Rinteln und dem Steinhuder Meer liegt der Bezirk der Schaumburgischen Hagendörfer[108]), die sich größtenteils schon durch ihre auf „-hagen" endenden Dorfnamen, vor allem aber durch die scharf ausgeprägte Anlage als Waldhufendörfer sofort als mittelalterliche[109]) Neusiedelungen auf gerodetem Waldboden ausweisen. Ihre Namen tauchen seit 1215 in Urkunden auf, und in diesen werden sie ausdrücklich als indagines oder novalia, d. h. Rodesiedelungen bezeichnet. (Z. B.: indagines Luderscenvelde, Lewenhagen et Nortsele). Doch sind wir über die näheren Umstände der Entstehung dieser Dörfer nicht unterrichtet. An der Kolonisation waren nach Schmidt[110]) im östlichen Teil die Grafen von Wunstorf, im Westen der Bischof von Minden, die askanischen Herzöge von Sachsen-Lauenburg und die Schaumburgischen Grafen beteiligt. Die Schaumburger traten schließlich das Erbe an. Hiernach ist es unwahrscheinlich, daß die Kolonisten des ganzen Gebietes derselben Herkunft gewesen seien. Dem entspricht es, daß eine Dialektgrenze, zugleich Trachten-Grenze, das Gebiet zwischen Stadthagen und Lüdersfeld durchschneidet. „Eine ziemlich wichtige Sprachgrenze verläuft vom Steinhuder Meer zum Bückeberg und von da an Hattendorf und Oldendorf vorbei zur Weser; im Osten wird der Akkusativ des Personalpronomens mik und dik gebildet, im Westen mi und di" (Schmidt a. a. O. S. 6 und 34, Anm. 2). Die Bewohner der Hagendörfer hatten eine bevorzugte Rechtsstellung, wie bei Kolonisten üblich. Ihre Bauerngerichte unterstanden dem Landgericht zu Lauenhagen und hielten sich — zuletzt freilich ohne jede Bedeutung — bis 1812 (Schmidt a. a. O. S. 34). Die alten Bauerntage wurden bis in die Gegenwart hinein noch von folgenden Ortschaften gehalten: Ober- und Niederlüdersfeld, Vornhagen, Probsthagen, Hülshagen, Lauenhagen, Nordsehl, Krebshagen und Wendhagen. Daß in dieser Kolonistenbevölkerung beträchtliche nicht-nieder-

108) Heidkämper, Die Schaumburg-Lippeschen Hagendörfer, Mittlgen. des Vereins f. Gesch., Alt. u. Landeskunde des Fürstentums Schaumburg-Lippe, 1. Heft, 1904, und „Niedersachsen", 3. Jg. 1897, 98 S. 28 ff.

109) Vereinzelt ist diese Siedelungsform noch später angewandt, so in Hessendorf bei Rinteln, einer im Jahre 1660 von dem hessischen Landgrafen gegründeten Ansiedlung lippischer Kolonisten und ähnlich in Gewissensruh an der Oberweser bei Karlshafen, wo 1722 Waldenser aus einer französisch sprechenden Gegend von Piemont angesiedelt wurden (Reißert, Das Weserbergland, Velhagen u. Klasing, S. 35/36).

110) Günther Schmidt, Die alte Grafschaft Schaumburg. Studien und Vorarbeiten zum Historischen Atlas von Niedersachsen. 5. Heft, Göttingen 1920.

sächsische Elemente enthalten sein müssen, hat Weiß[111]) festgestellt: „Hier wirtschaftet eine manchmal auffällig von der Umgebung abweichende Bevölkerung, anders sprechend, schwarzhaarig, dunkeläugig und weit angenehmeren Charakters als die blonden und blauäugigen Germanentypen kräftigen Gemütes in der Nachbarschaft. Fremdklingende Namen wie Kinkeldei, Finkeldei, dann Köller, aber auch ortsübliche wie Homeier und Hävemeier sind gehäuft vertreten. Eigenartig sind zum Teil die Vornamen und abweichend von der Umgebung: Hindermann für Heinrich, Zindermann für Hans Heinrich, Stoffer und Stoeffken für Christoph, bei den Frauen: Annsfieken für Anna, Sophie, Ennmieken und Emmarieken, wohl für Engel Marie" (a. a. O. S. 149). Weiß schließt daraus: „Da nun eine große Zahl der Kolonisten den Namen Köller (nachweislich aus Colre = Cölner entstanden) führt, so möchte ich annehmen, daß sie allerdings nicht aus der Stadt, aber aus der Diözese Cöln stammen." Zur Stützung seiner Ansicht beruft sich Weiß darauf, daß dieselbe Grafenfamilie, wie in Schaumburg, so in Holstein regierte und hier ja ebenfalls niederrheinische Siedler herbeirief. In Ostholstein war Graf Adolf II. schon 1143 als Kolonisator tätig gewesen. Da die Schaumburgischen Hagendörfer 1215, 1234, 1247 zuerst urkundlich erwähnt werden, so könnte man vermuten, daß Graf Adolf IV., als er 1203 durch den Dänenkönig aus Holstein verjagt, und auf seine Weserlande beschränkt war, hier zur wirtschaftlichen Hebung des Landes das Beispiel seines Großvaters im Kleinen nachgeahmt haben mag. Jedenfalls 1244 beurkunden die Grafen Gerhard und Johannes, daß ihr Großvater Adolf IV. den Zehnten von einigen Rodeländereien (novalia) in Katharinenhagen der Katharinenkapelle im Dome zu Minden geschenkt habe.

Bei den großen Hagendörfern nordwestlich, nördlich und nordöstlich der Stadt Hannover, die ganz gleichartig angelegt und sicherlich auch zur selben Zeit entstanden sind: Osterwald, Rodewald, Otternhagen, Langenhagen, Isernhagen und Obershagen, letzteres nordöstlich von Burgdorf, scheinen Kolonisten aus größerer Entfernung keine Rolle gespielt zu haben.

Die Besiedelung des Bruchlandes zwischen Oker und Bode wollte zwischen 1180 und 1184 der Bischof Dietrich von Halberstadt großzügig in die Wege leiten. In der Urkunde darüber sind mehrere Dörfer zu je 50 Hufen vorgesehen, jede Hufe zu „14 Acker Holländisch" (XIIII agros Hollandenses). Ob, wie es die Schwierigkeit des Geländes nahelegte, die Herbeiziehung von Holländern geplant war? Anscheinend ist das ganze Unternehmen fehlgeschlagen[112]).

In der westlichen Vorstadt von Hildesheim der sog. Dammstadt, sind dagegen bereits 1196 von Probst, Dekan und Kapitel des Klosters Moritzberg Flanderer angesetzt worden, deren jeder einen Hausplatz, 12 Ruten lang und 6 Ruten breit erhält. Sie sollen auf gemeinschaftliche Kosten einen Priester ansetzen und sich des Rechtes anderer Flanderer bedienen, welche zu Braunschweig und an der Elbe wohnen[113]) (ius aliorum Flandrensium, qui morantur Brunswic vel circa Albim). Mit den letzteren dürften wohl die erwähnten Niederländer in

---

[111]) K. Weiß, Die großen Kolonistendörfer des 12. und 13. Jh. zwischen Leine und Weser (Hagendörfer) in der Zeitschr. des hist. Vereins für Niedersachsen Jg. 1908.

[112]) R. Kötzschke, Quellen usw. S. 37/38, Louis Naumann, Die flämischen Siedelungen in der Provinz Sachsen, S. 15—17.

[113]) H. A. Lüntzel, Geschichte der Diözese und Stadt Hildesheim, II. Bd. Hildesheim 1858, S. 69—70. Abdruck der Urkunde im Urkundenbuch des Hochstiftes Hildesheim, hrsg. von K. Janicke, I. Teil. Leipzig 1896, Nr. 524 (Publikationen aus den K. Preußischen Staatsarchiven, 65. Band).

der Wische gemeint sein, weniger sicher ist die Deutung der Flandrer zu Braunschweig. Dieser Name kann in so früher Zeit schwerlich schon auf das Land Braunschweig bezogen werden; das Herzogtum Braunschweig-Lüneburg ist erst 1235 begründet, und noch in der Gründungsurkunde selbst erscheint Brunswich lediglich als Name einer civitas. Demnach müßten also in der Stadt Braunschweig flandrische Einwanderer im 12. Jahrhundert angesiedelt worden sein, von denen wir sonst keine Kunde haben. Sie müßten somit in historischem Zusammenhang stehen mit Heinrich dem Löwen, dem Braunschweig so viel verdankt, unter dem insbesondere die Stadtteile „Hagen" und „Neustadt" planmäßig angelegt wurden. Das Erscheinen des uns nun schon wohlbekannten Wortes „Hagen" deutet freilich kaum auf Beziehungen zu den Niederländern, wie Karl Steinacker[114]) ohne zureichenden Grund behauptet. Denn trotz der Residenzstadt 's Gravenhaage spielt „Hagen" als Ortsname nirgendwo in den Niederlanden eine Rolle, und auf niedersächsischem Boden finden wir — im Mutterland wie im Koloniailand — gerade da, wo niederländische Kolonisation gesichert ist, keine Dorfnamen auf = hagen (Eutiner Gau, Wische, um Bremen, Elbmarschen). Dagegen ist der Zusammenhang des Braunschweiger Hagens mit dem in Flandern zu seiner höchsten mittelalterlichen Entwicklung gelangten Gewerbe der Wollenweberei bedeutsam. „Während dieses in der bereits anders organisierten Altstadt auch in der Folge dem Gewandschnitt untergeordnet blieb, brachte im Hagen und in der Neustadt gerade das Zugeständnis des Gewandschnittes auch an die Weber d. h. des beliebigen Verkaufes der eigenen Tuchfabrikate, erst die Weberei Braunschweigs zu ihrer reichen Blüte." (Steinacker a. a. O. S. 33.) Erscheinen doch selbst im fernen Wien 1208 Flandrer als Tuchfärber und werden von Herzog Leopold VI. von Österreich privilegiert.

Im Zusammenhang mit Hildesheim wäre noch einmal hinzuweisen auf die S. 155—156 erörterte frühere Fremdenansiedlung in den Braunschweigischen Weserlanden bei Holzminden und Amelungsborn, über deren Ursprung wir ja gerade durch eine Urkunde des Bischofs Bernhard von Hildesheim unterrichtet sind. Zwar wird die Heimat der Einwanderer nicht genannt, doch weisen die Namen des späteren Einwandererzuzuges, wie erwähnt, nach den südlichen Niederlanden, während die Namen der Unterzeichner aus dem ersten Zuzuge (Benzo, Menzo, Immo, Egezo) eher auf friesische Herkunft zu deuten scheinen. Damit ist die Liste der nachweisbaren Siedelungen fremder Kolonisten auf altniedersächsischem Boden erschöpft[115]).

---

114) Karl Steinacker, Die Stadt Braunschweig, Stuttgart 1924, S. 26.

115) Erwähnt mag noch werden, daß vereinzelt Wenden als hörige Bauern im frühen Mittelalter bis nach Westfalen gelangt und dort von Grundherrn auf Neubruch angesetzt zu sein scheinen. Rothert (Besiedelung des Kreises Bersenbrück S. 70) weist auf die Hofnamen Groß und Klein de Wente in der Bauerschaft Gr.-Mimmelage bei Quakenbrück hin (1490 Henke de Wend und Diderik de Wend). Mimmelage ist grundherrliche Siedelung des Mittelalters (siehe oben S. 164 über die Namen auf -lage).

(Schluß folgt.)

Kleine Beiträge.

Friedrich Nicolai über die Ulmerinnen.

Eine hübsche Ergänzung zu den Rommelschen Tonfiguren im Städt. Museum Ulm, welche in diesem Heft behandelt wurden, bietet der Bericht Fr. Nicolais, des bekannten Herausgebers der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ über seine Reise von 1781. Er schreibt dort unter anderem:

„Niemand wird glauben, daß alle weiblichen Personen in Schwaben schön sind, so wenig als im Elsaß oder in Österreich. Indes darf ich behaupten, daß, wenn eine Schwäbin schön ist: so ist sie reizend, und man wird selten ein schönes bedeutungsloses Gesicht finden. Dazu kommt, daß der Hauptcharakter des Schwäbischen Frauenzimmers, besonders der Ulmerinnen, Zufriedenheit und Ruhe ist, mit einem sanften und holden Wesen begleitet. Es ist in dem Gesichte und in dem Blicke ihrer Augen, besonders der blauen, gewöhnlich etwas Anmutiges, Unschuldiges und Anmaßungsloses, das sich besser empfinden, als beschreiben läßt. Es hat mir geschienen, als wären mir in Ulm mehr feinere weibliche Physiognomien aus dem Mittelstande vorgekommen, als anderwärts. Das Prunklose und Einfache des Anzugs und die Häuslichkeit der Sitten, was sich in Ulm noch mehr findet, als in Augsburg und in anderen Schwäbischen Städten, erhöhet noch diesen Charakter. Ich sah in Ulm ein junges schönes Weibchen, gekleidet in simpler, weißer Leinwand, mit einer Schürze von buntem gedruckten Kattune, um ihr schönes jugendliches Gesicht ein sehr simples Häubchen, dem, wenn sie ausging, mit Beybehaltung der simplen Tracht nur bloß ein sehr simpler Hut substituirt war. Sie verrieth bey der ersten Unterhaltung feine Empfindung und Beurtheilung, doch ohne alle Anmaßung. Dabey war sie mir sehr ehrwürdig, als ich sie antraf auf einem Schemel, an einem ganz schlechten Tische sitzend, mit häuslicher Nähterey beschäftigt, und den Spinnrocken nebst der Spindel ihrer Magd neben ihr stehend. Ich will nicht sagen, als hätte ich diesen hohen Charakter der weiblichen schönen Einfalt allenthalben gefunden. Ich sah freylich auch genug weibliche Individuen, wo, wie oben gedacht, die schwäbische Naivität in Niaiserie überging, und manche gute breitliche Gesichter schwäbischer Hausfrauen, welche zu zanken verstanden, wenn's im Hause nicht ging wie's gehen sollte, und die, wenn sie den Fremden bekomplimentirten und nöthigten, ihre gutgemeinten Komplimente beynahe im Tone des Zanks ganz guthmütig herausschrien. Wahr ist auch, daß die Häßlichkeit der Gesichter in Schwaben einen ganz eigenen Charakter hat, der sich, so viel ich mich erinnern kann, in anderen deutschen Ländern nicht findet. Es ist etwas breites, etwas mehr schlappes als verzogenes in den schwäbischen häßlichen Gesichtern; besonders habe ich, so viel ich mich erinnere, nie sonst irgend als bey breiten, runzlichen, braunen Gesichtern so viel heitere Augen bemerkt. Auch ist nicht zu läugnen, daß die schwäbischen auf den Seiten zugespitzten schwarzen Hauben, welche Frauen vom Mittelstande tragen, gewöhnlich das Gesicht ziemlich verstellen, so wie ich schon bey Augsburg meldete. Man trägt auch hier die harnischgleichen mit silbernen Ketten (in Ulm Preisketten) geschnürten Mieder wie in Augsburg; aber es schien mir fast, als ob die Ulmerinnen diesem Mieder schon eine leichtere weniger steife Form gegeben hätten, so daß er ihren schönen Wuchs nicht so verstellt. Vielleicht kam es zum Theile auch mit daher, weil überhaupt die Ulmerinnen in ihrem Betragen und in ihrer zutraulichen Freundlichkeit etwas weniger Steifes hatten, als ihre Nachbarinnen, die ich vorher gesehen hatte“[1]).

Ulm. A. Häberle.

Berichtigung.

Herr Dr. W. Darré (Wiesbaden) ersucht uns um Aufnahme folgender Richtigstellung der Anmerkung 5 seines Aufsatzes im letzten Heft („Volk und Rasse“ 1927, S. 142): Walther, Geschichte usw. ist zu streichen, und dafür zu setzen: „Am schärfsten hat diesen Begriff wohl Stegmann von Pritzwald herausgearbeitet („Die Rassengeschichte der Wirtschaftstiere“, Jena 1924). Da für St. v. Pr. aber das ‚lux ex oriente‘ eine feststehende Tatsache zu sein scheint, ist sein Buch nur bedingt brauchbar. Empfehlenswerter sind: O. Antonius, Grundzüge einer Stammesgeschichte der Haustiere. Jena 1922. — H. Krämer, Allg. Tierzucht, Bd. 1. Stuttgart 1924. — Weiterhin sind hier zu nennen: L. Adametz, Herkunft und Wanderung der Hamiten. Wien 1920. — M. Hilzheimer, Die Haustiere in Abstammung und Entwicklung. Stuttgart.“

---

[1]) Beschreibungen einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, im Jahre 1781, von Friedrich Nicolai, IX. Band, Berlin und Stettin 1795, S. 139—141.

Preisausschreiben.

Der „Nordische Ring", der „Werkbund für deutsche Volkstums- und Rassenforschung" und der „Jungnordische Bund" erlassen ein Preisausschreiben für nordische Ahnentafeln mit Bildern.

1. Folgende Preise werden hiermit ausgesetzt: Erster Preis 500 Mark, zweiter Preis 300 Mark, dritter Preis 200 Mark, vierter bis achter Preis je ein Band Baur-Fischer-Lenz, Menschl. Erblichkeitslehre, Preis 18.— Mark, neunter bis zwölfter Preis je ein Günthers „Rassenkunde des deutschen Volkes", gebunden 12.— Mark.

2. Bedingungen: Verlangt werden: die Lichtbilder des Einreichers (gegebenenfalls der Frau und der Kinder), seiner Eltern und seiner 4 Großeltern, sowie Angaben über Geburts- und Todesjahr (möglichst auch Monat und Tag), bei Frauen auch der Mädchenname, ferner die Angabe, wo das für die Ahnentafel photographierte Bild sich befindet, sowie die Versicherung des Einreichers, daß die Daten richtig und die dargestellten Personen nach bestem Wissen und Gewissen die bezeichneten sind. Das Alter des Einreichers soll im allgemeinen nicht weniger als 25 Jahre betragen.

Erwünscht sind darüber hinaus Bilder der Urgroßeltern, Ururgroßeltern usw., soweit irgend vorhanden, ferner Angaben über die Rassenmerkmale der Ahnen und über Beruf, Geburtsort usw. (siehe Vordruck). Prüfung der Angaben wird vorbehalten.

3. Preise erhalten diejenigen bebilderten Ahnentafeln, die nur oder möglichst viele und reine nordische Typen enthalten.

4. Zweck des Preisausschreibens ist die Feststellung, ob und inwieweit das nordische Erscheinungsbild des Einreichers seinem Erbbilde entspricht und dadurch bedingt wird.

5. Aufschluß über die nordischen Rassenmerkmale geben folgende Werke: Baur-Fischer-Lenz „Menschliche Erblichkeitslehre", geb. 18 Mark, Günther „Rassenkunde des deutschen Volkes", geb. 12 Mark, Tafel „Deutsche Rassenbilder", 1 Mark, und andere (Verlag J. F. Lehmann, München SW 4).

6. Die den Ahnentafeln beigegebenen Photographien sollen 4:3 cm groß sein (Kopfgröße nicht unter 2½:2 cm). Sie sind auf die Ahnentafel aufzukleben (Muster nachstehend). Ahnentafelvordrucke übersendet gegen Rückporto der „Nordische Ring". — Die Photographien stellt jeder Photograph her; unterrichtet und eingearbeitet ist Photograph Hilmar Kalliefe, Berlin-Hermsdorf, Berlinerstraße 23 a (Bildchenpreis 1 Mark).

Der Werkbund für deutsche Volkstums- und Rassenforschung behält sich das Recht vor, die eingesandten Bilder in den von ihm herausgegebenen rassenkundlichen Werken zu veröffentlichen.

7. Preisrichter: Universitätsprofessor Dr. Reche, Geheimrat Konopacki-Konopath, Verleger J. F. Lehmann, Dr. Kurt Holler, Freiherr von Lützow.

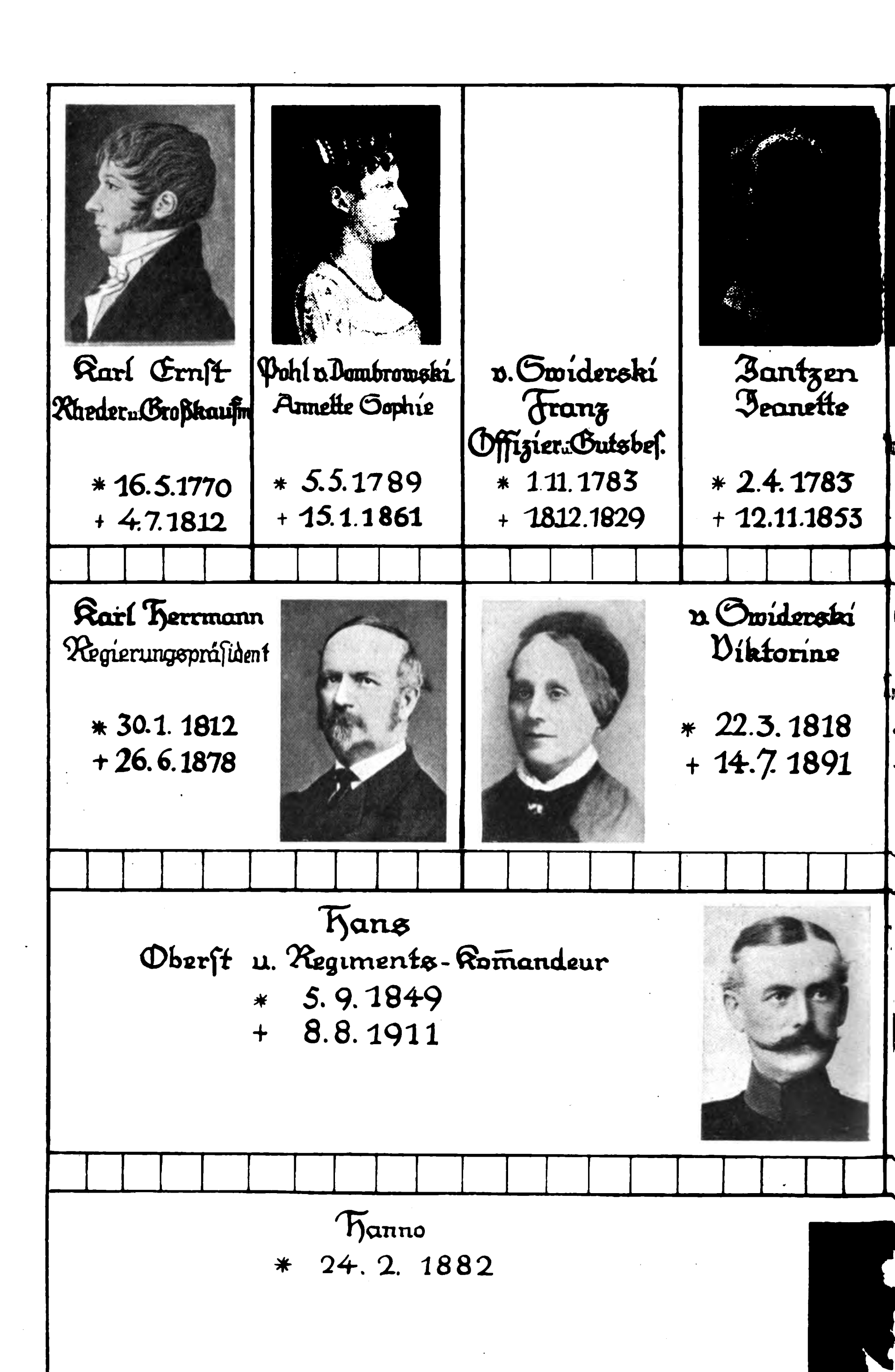
8. Einreichung bis 1. April 1928 an den „Nordischen Ring", Berlin-Neu-Tempelhof, Wiesenerstraße 28, der auch zur Auskunft bereit ist. Genealogischen Rat erteilt Freiherr von Lützow, Berlin W 30, Luitpoldstraße 19.

Werkbund für deutsche Volkstums- und Rassenforschung
J. F. Lehmann.

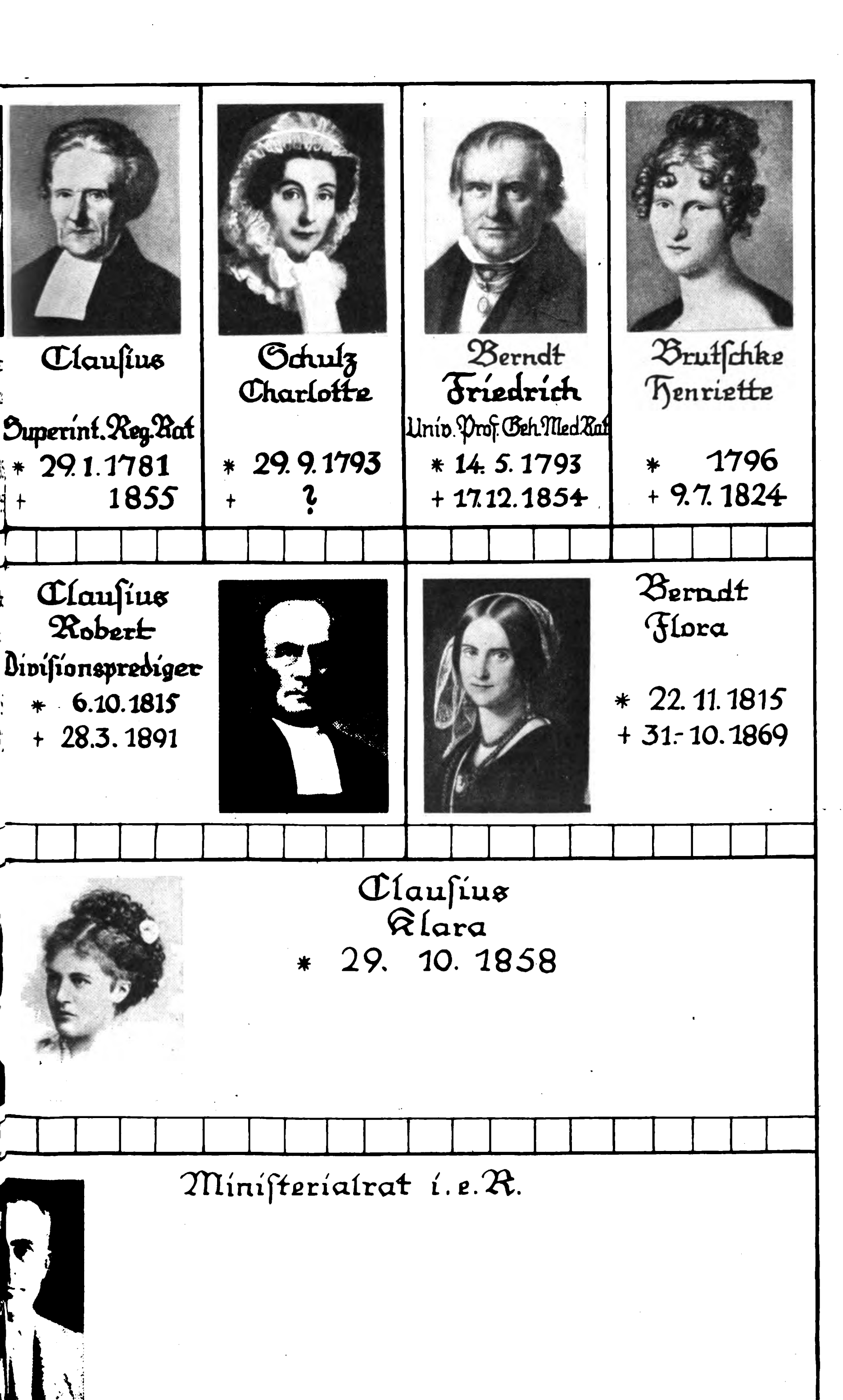
Nordischer Ring
H. Konopacki-Konopath.

Jungnordischer Bund
F. Giesel.

Sonderabdrucke des Preisausschreibens werden vom Verlag auf Ansuchen zugesandt.



Muster einer Ahnen



ntafel (s. S. 239).

Das Archiv für Rassenbilder,

herausgegeben von E. v. Eickstedt.

Wie lange auch schon Forscher und Laien sich mit anthropologischen Fragen beschäftigt haben mögen, im Grunde ist die Anthropologie mit ihren beiden großen Forschungsrichtungen, der Abstammungskunde des Menschen und der Rassenkunde, eine sehr junge Wissenschaft. Bei der sehr geringen Zahl von Forschern, die sich gerade in Deutschland berufsmäßig mit anthropologischen Fragen befassen konnten, bei dem noch kleineren Kreise von Forschern nach dem Kriege (eine ganze Forschergeneration starb dahin), darf es uns nicht wundern, wenn im Vergleich zu dem riesigen Arbeitsgebiete bisher so wenige rassenkundliche Untersuchungen vorliegen. Ein Teil der außereuropäischen Völker ist dabei noch verhältnismäßig gut durchforscht, mit Recht, denn gerade sogenannte primitive Stämme sind zum überwiegenden Teile im schnellen Aussterben oder mindestens doch stark im Vermischen begriffen. Die Rassenverhältnisse Europas aber und insbesondere die Deutschlands — wir sagen damit den Lesern dieser Zeitschrift durchaus nichts Neues, nur muß immer wieder auf diese Tatsache hingewiesen werden — sind sehr wenig bekannt. Keine noch so weite Verbreitung irgendeines rassenkundlichen Buches sollte darüber täuschen.

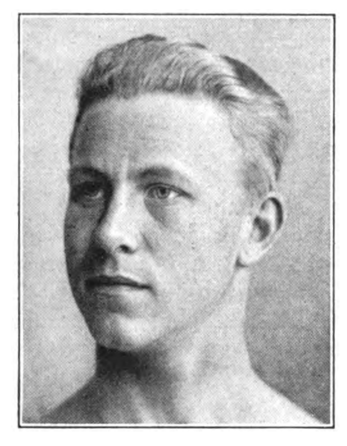
Die rassenmäßige Zusammensetzung Europas und des viel kleineren deutschen Gebietes, die in Wirklichkeit als ein Rassengemisch anzusehen ist, wird erst dann verständlich und recht lebendig, wenn auch die außereuropäischen Rassengemenge zum Vergleich herangezogen werden. Nicht nur wegen des Einstrahlens außereuropäischer Völker in Europa (dafür kommen in größerem Umfange doch nur wenige in Frage), sondern vor allem wegen des Gegensatzes des körperlichen und seelischen Bildes außereuropäischer Rassen zu denen unseres Erdteils.

Dieses sei der Besprechung eines neuen Unternehmens vorausgeschickt, das in J. F. Lehmanns Verlag von E. v. Eickstedt unter dem Namen „Archiv für Rassenbilder“ herausgegeben wird[1]). Das neue Archiv will in Form von Einzeldarstellungen über die rassialen Verhältnisse verschiedener Völker unterrichten u. z. werden dazu auf durchschnittlich 10 Archivkarten von 15×20 cm Größe ausgewählte Kopf- oder Körperaufnahmen mit begleitenden geographischen und völkerkundlichen Angaben verbunden, Maße der abgebildeten Personen gegeben und die genaue Beschreibung der Kopfformen durchgeführt. Bisher liegen 16 Lieferungen vor, die naturgemäß unter sich verschieden ausgefallen sind, je nachdem der betreffende Verfasser mehr ethnologischer oder anthropologischer Vorbildung ist. Eine Schwierigkeit, die dem Unternehmen entgegensteht, darf nicht verkannt werden, daß nämlich die Monographien über irgend einen Stamm oder gar ein größeres Volk sich etwa nur auf einen geringen Teil der vorhandenen Personen stützen und so nach irgend einer Richtung ausgesuchte Leute womöglich zum „Typus“ gestempelt werden. Man kann wohl sagen, daß im allgemeinen diese Gefahr bisher gebannt ist.

Besonders hervorhebenswert erscheinen uns die Lieferungen, die sich mit europäischen Rassen befassen. Voran ist der Bildaufsatz 7 über Norweger zu erwähnen. Halfdan Bryn, norwegischer Divisionsarzt, hat in unermüdlicher Arbeit in den letzten Jahrzehnten zahlreiche anthropologische Untersuchungen vorgenommen in glücklicher Fortsetzung einer alten Tradition; die gesamten

[1]) Der Preis beträgt für Käufer einzelner Reihen Mk. 2.—, für Abnehmer aller Reihen je Mk. 1,70.

skandinavischen Völker waren und sind auch heute noch die in Europa best-durchforschtesten. H. Bryn faßt seine verschiedenerseits veröffentlichten Untersuchungsergebnisse in diesem Aufsatz klar zusammen unter Herausarbeitung der beiden Rassenelemente Norwegens, der nordischen und alpinen Rasse. Sehr gute Bilder belegen seine Ausführungen.



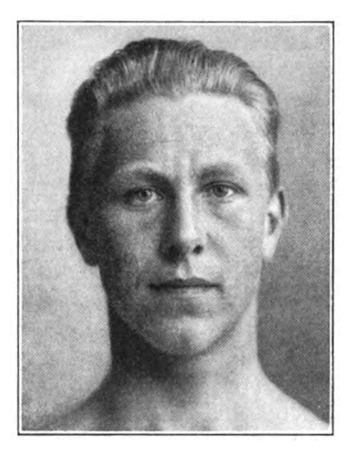


Abb. 1. 20 jähriger Norweger. (Archivkarte 61, Bild b und c).

Des weiteren sind hier die Untersuchungen der Wiener anthropologischen Schule zu nennen. Es ist das große Verdienst des allzufrüh verstorbenen Wiener Ordinarius R. Pöch, zusammen mit seinem Assistenten J. Weninger



Abb. 2. 23 jährige wolhynische Bäuerin. (Archivkarte 22, Bild c).

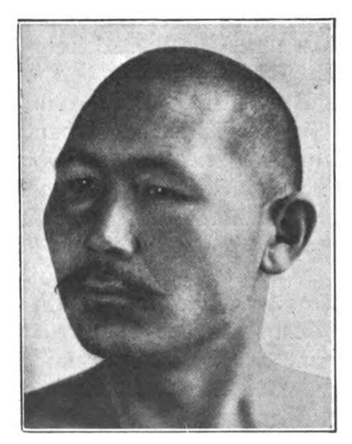


Abb. 3. Baschkire aus dem Gouvernement Orenburg. (Archivkarte 11, Bild c.)

die kaum wiederkehrende Möglichkeit, in Kriegsgefangenenlagern Vertreter nahezu aller Rassen untersuchen zu können, tatkräftig ergriffen zu haben. Die Auswertung der gewonnenen Aufzeichnungen und Aufnahmen hat Pöch nicht mehr erlebt; seine Schüler sind aber an der Arbeit. So hat uns Hella Pöch eine geschickte Zusammenfassung ihrer Untersuchungen an Ukrainischen Wol-

hyniern gegeben. Sie unterscheidet dort vier Rassen, von denen wir hier als bemerkenswert die helle Ostrasse in einer Vertreterin wiedergeben, eine mittelwüchsige Frau von 23 Jahren mit kurzem, sehr breitem Gesicht, enger, kurzer Lidspalte, grauer Augenfarbe, konkavem Nasenrücken und stark rundem Kopf.

Hierher gehören ferner die Arbeiten von M. Hesch über Letten und die von J. Wastl über Baschkiren, die an der Grenze des europäischen Rußlands im und um den südlichen Ural leben. Beide Aufsätze, die bisher nicht veröffentlichte Ergebnisse der Wissenschaft zuführen, zeigen, daß die untersuchten Völker ebenso wie die im Herzen Europas Rassengemenge darstellen. Wastl spricht von einer sub-uralischen und einer zentral-asiatischen Gruppe, die dort in Mischung gegangen sind (Abb. 3 zeigt einen Vertreter der zentral-asiatischen Rassengruppe).

Zu außereuropäischen Völkern führt die Lieferung 15 von J. Weninger „Über die Bambara in West-Afrika". Wenn auch die 10 abgebildeten Neger nur aus einer Reihe von 27 untersuchten Personen stammen, so ist die Arbeit doch sehr wertvoll, weil sie wie alle ebengenannten Veröffentlichungen der Wiener Anthropologen Mitteilungen über die wichtigsten Maße macht, eine genaue ausführliche Beschreibung der für Rassenuntersuchungen so wertvollen Gesichtsweichteile bringt und die abgebildeten Personen nahezu durchwegs in drei Aufnahmen zeigt (Vorder-, Seiten- und Halbseitenansicht). Das erst macht photographische Bilder anthropologisch wertvoll.

Der bekannte holländische Anthropologe Kleiweg de Zwaan legt in dem 13. Bildaufsatz seine Untersuchungen von Bewohnern der Insel Nias vor. Nias ist eine der wichtigsten, westlich von Sumatra gelegenen Inseln und ernährt eine kleinwüchsige Bevölkerung mit durchschnittlich 155 cm Körpergröße, von gelbbrauner Haut und teilweise mongoloiden Zügen. Norden und Süden der Insel sind deutlich in der körperlichen Beschaffenheit der Bewohner wie im kulturellen Aufbau unterschieden. Kleiweg de Zwaan konnte 1300 lebende Niasser und etwa 100 Schädel messen, danach sind als Hauptrassenbestandteile der gemischten Bevölkerung Malaien und Weddas anzusehen. Besonders wertvoll ist schließlich P. Schebestas Abhandlung über die Semang, ein Zwergvolk, das im gebirgigen Zentrum der Halbinsel Malakka lebt. Ihre Gesamtzahl wird auf etwa 2000 geschätzt; sie geht aber durch die ständig vorschreitende europäisch-chinesische Zivilisation zurück. Wir sind P. Schebesta großen Dank schuldig, daß er 1924—1925 die schwierige Arbeit auf sich genommen hat, diese scheuen Kinder des Waldes aufzusuchen, mit ihnen zu leben, und nachdem er ihr Vertrauen erworben hatte, ihre Kultur aufzuzeichnen, ehe sie verschwunden ist. Die Semang leben auf der Sammelstufe. Die Frau durchstreift den Wald nach Knollen und Früchten, der Mann zieht hauptsächlich zur Jagd und zum Fischfang aus. Im Mittel erreichen 164 gemessene Semang nicht 150 cm Körpergröße, Arme und Beine sind lang, der Rumpf kurz. Das Gesicht ist im ganzen mehr rund als eckig und erhält durch die breite, oft dreieckige Nase die kennzeichnende Form. Die Haare sind entweder wollig-spiralig, oder wolligkraus; der abgebildete Semang zeigt pfefferkornartiges Haar, wie es sonst in Afrika bei Hottentotten gefunden wird.

Die bisher angezeigten Arbeiten befassen sich mit der räumlichen Verbreitung des heutigen Menschen auf der Erde, darüber hinaus aber hat der Herausgeber des Archivs auch solche einbezogen, die über die zeitliche Verteilung des Menschen Aufschluß geben: Arbeiten über Neandertalerfunde. Im



allgemeinen handeln wir diese heute in der Abstammungskunde des Menschen ab; eine Aufnahme im Archiv für Rassenbilder ist dennoch begrüßenswert, weil gerade die einzelnen Funde sich gut zur monographischen Darstellung eignen und man leicht die wichtigsten Ergebnisse, auf knappem Raum zusammengetragen,

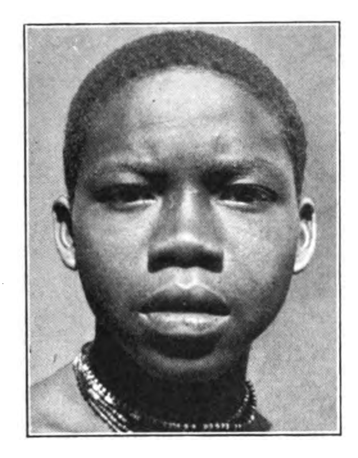
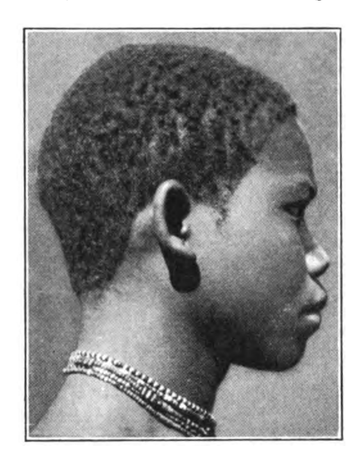



Abb. 4. Semang vom Stamme der Djahái in Perak. (Archivkarten 91 und 92 a.)

nachsehen kann. Der Neandertalerschädel von Le Moustier (der Fundort liegt im Vézèretal in Südfrankreich), den H. Weinert im 11. Bildaufsatz behandelt, wurde 1908 von dem Schweizer O. Hauser in Gegenwart verschiedener deutscher Forscher gehoben und dann von H. Klaatsch bearbeitet. Der Schädel ist später in den Besitz der prähistorischen Abteilung des Völkerkundemuseums zu Berlin gekommen, wo er heute zusammen mit dem Skelett von Combe-Capelle zu den wichtigsten Sehenswürdigkeiten gehört. Der Schädel ist, da er stark zertrümmert war, verschiedentlich zusammengesetzt worden, weil die ersten Versuche Klaatsch's recht unglücklich waren. Man kann wohl sagen, daß die jetzige Zusammenfügung von Weinert gut gelungen ist. Jetzt erst können genaue Maße angegeben werden. Der Schädel gehört einem jugendlichen Menschen von etwa 15 Jahren an und zeigt gemäß seines jugendlichen Alters die bekannten Formeigentümlichkeiten des Neandertalmenschen (Überaugenwülste, Prognathie, fliehende Stirn usw.) noch nicht in dem ausgeprägten Maße wie die erwachsenen Vertreter der Neandertalformen.



Abb. 5. Der Neandertalerschädel von Le Moustier in Seitenansicht. (Archivkarte 105.)

Über einen anderen Neandertalfundplatz (Krapina) berichtet Gorjanovič-Kramberger, der betagte, hochverdiente Forscher in Agram, im 12. Aufsatz. In planmäßigen Ausgrabungen konnte er bei Krapina im nördlichen Kroatien eine sehr große Anzahl von Bruchstücken von Schädeln und übrigen Knochen des Neandertalmenschen finden.

Das Archiv für Rassenbilder trägt hoffentlich seinerseits mit dazu bei, die bisherigen wissenschaftlichen Ergebnisse der Anthropologie weiten Kreisen bekannt zu machen und damit mittelbar wiederum die anthropologische Forschung zu fördern. Es ist ein großes Verdienst des Verlegers, die Bildaufsätze in sehr guter Ausstattung herauszubringen und so der Wissenschaft einen vorzüglichen Abbildungsstoff für Vorlesungen und Vorträge, dem Laien ein Mittel, sich in anthropologischen Fragen einzuarbeiten und seinen Blick zu schulen, an die Hand zu geben. W. Gieseler.

Besprechungen.

Prof. Dr. Friedrich Behn: Altgermanische Kunst. Mit 40 Bildertafeln. Herausgegeben vom Kulturamt der Rolandsgilde, Bund älterer Falken e. V. Freiburg i. Br. J. F. Lehmanns Verlag, München. Preis kartoniert Mk. 3.50.

Die Vorstellung von den alten Germanen als „einem Riesenvolke von Keulenschwingern, fellumschürzten Mannen" ist auch heute noch sehr verbreitet. Und wenn man schon die Funde berücksichtigt, durch deren Eindruck sich ja das Bild des Bärenhäuters in Dunst auflöst, pflegt man meist alles bunt durcheinanderzuwürfeln. Es kommt zu den schlimmsten Zeitwidrigkeiten, deren sich zumal auch Künstler schuldig machen. Bei unseren nordischen Vettern ist man da besser unterrichtet und auch feinfühliger als in Deutschland und nimmt allgemein daran Anstoß, wenn etwa ein Bildhauer der Gestalt Frithiofs ein Bronzeschwert in die Hand gibt oder die Arme mit Spiralringen verziert.

Und nun gar altgermanische Kunst! Hat es so etwas überhaupt gegeben? Wie wenig da bei uns auch die Gebildeten Bescheid wissen, davon kann sich jedermann überzeugen durch die Fragen, die es auslöst, wenn er jemandem — zunächst ohne weitere Aufklärung — die Abbildung eines altgermanischen Kunstwerkes vor Augen führt, und durch das Staunen, das ein Wort über dessen Alter und Herkunft zur Folge hat.

Hier ist also ein weites Feld für Aufklärungsarbeit. In deren Dienst hat sich mit dem vorliegenden Buch Prof. Dr. Friedrich Behn gestellt. Schon durch seine Stellung am Römisch-Germanischen Museum in Mainz hiefür besonders berufen, führt er uns auf 40 Bildertafeln von trefflichster Ausführung in die altgermanische Kunst und ihre Entwicklung ein. Es handelt sich dabei natürlich nur um Proben. Allein diese schon sind sicher geeignet, falsche Meinungen zu berichtigen und sie werden bei vielen die Lust erwecken, tiefer in diese Dinge einzudringen. So hat das Buch erzieherischen Wert und kann wärmstens empfohlen werden.

Wer näher mit der Fülle der Funde vertraut ist, wird freilich manches vermissen, sich aber schließlich doch sagen müssen, daß mit Rücksicht auf die einzuhaltenden Grenzen auch die Auswahl des Gebotenen im ganzen eine recht glückliche ist. Bedauerlich erscheint mir gleichwohl, daß von den prachtvollen, wahrscheinlich Kultzwecken dienenden Wagen von Dejbjerg nichts abgebildet ist. Durch diese Lücke wird die vorrömische Eisenzeit, die ja — vielleicht infolge verschlechterter Witterungsverhältnisse — ein Wellental der Kulturentwicklung bildet — der Verfasser spricht von einer „Atempause" — meines Erachtens noch mehr zurückgesetzt, als sie es wirklich verdient.

Den Bildertafeln sind in vornehmem Druck einführende Worte über altgermanische Kunst vorausgeschickt. Auf wenigen Seiten über eine Jahrtausende währende Entwicklung das Wichtigste zu sagen, war keine leichte Aufgabe und nur der Fachmann war ihr gewachsen. Als solchen wird der Leser den Verfasser alsbald erkennen und ihm sein Vertrauen um so mehr entgegenbringen, als dieser nicht nur Lobredner ist, sondern z. B. ausdrücklich von dem unbedeutenden Kunstwert der nordischen Felsbilder spricht, der um so mehr auffallen muß gegenüber den anderen Leistungen der Bronzezeit, die mit Recht als die Glanzzeit urgermanischer Kultur bezeichnet wird. Rudolf Much.

Hans Harmsen: Bevölkerungsprobleme Frankreichs unter besonderer Berücksichtigung des Geburtenrückganges. Kurt Vowinckel, Verlag, Berlin-Grunewald. 1927. 212 S. Preis Mk. 8.—.

Des Verfassers wertvolle Arbeit können wir kurz inhaltlich so wiedergeben: Die europäischen Kulturstaaten zeigen seit ungefähr der Jahrhundertwende eine ständige

Abnahme der Geburtenziffer; Frankreich ist ihnen darin sowohl zeitlich um mehrere Jahrzehnte wie auch in der Größe der Abnahme beträchtlich voraus. Seine Bevölkerungszahl ist nahezu stationär und weist nur durch eine noch größere Abnahme der Sterblichkeitsziffer eine geringfügige Zunahme auf. Als Eigentümlichkeit dieses französischen Geburtenrückganges ist dessen stärkste Abnahme in den rein landwirtschaftlichen Gebieten Mittelfrankreichs anzusehen. Verbunden mit einer erheblichen Abwanderung der ländlichen Bevölkerung, vor allem der Landarbeiter, in die Städte (1846 beträgt der prozentuale Anteil der Landbevölkerung 75,6%, 1921 nur noch 53,5% der Gesamtbevölkerung) ruft der starke Geburtenrückgang in Mittelfrankreich einen großen Landarbeitermangel hervor und bewirkt dadurch eine Verringerung der landwirtschaftlichen Bodennutzung und eine beträchtliche Bodenentwertung. Frankreich versucht heute durch staatliche und private Maßnahmen wirtschaftlicher Art (Steuererleichterungen, Geldbeihilfen an kinderreiche Familien usw.) die Geburtenziffer zu heben. Um dem Mangel an Arbeitskräften zu steuern, wird neben der Innenkolonisation die Fremdeinwanderung gefördert. H. schätzt heute die Zahl der Fremden auf 6 Millionen bei einer Gesamtbevölkerung von 40 Millionen. Als Einwandernde kommen hauptsächlich Belgier, Italiener, Spanier, Polen und Schweizer in Betracht.

Selbst wenn die Zahl der Fremden, die Verf. mit 6 Millionen angibt, zu hoch gegriffen sein sollte, so spricht doch die amtlich auf die Hälfte angegebene Zahl auch noch eine deutliche Sprache: Frankreichs Volkstum schwindet in seinen qualitativ besten, den bäuerlichen Elementen, dahin, und selbst die große Assimilationsfähigkeit des Franzosentums zugegeben, müssen diese völkischen und teilweise rassischen Fremdkörper doch einen bestimmenden, ändernden Einfluß erhalten. Wenn wir Deutsche auch heute als weit größeres Volk auf kleinerem Gebiete leben müssen, als Frankreich es seit der Annexion von Elsaß umfaßt, so sollte uns doch angesichts unserer ständig sinkenden Geburtenziffer das Beispiel Frankreichs zur Warnung dienen. Das Buch H.s, das der in kurzer Zeit rühmlich bekannt gewordene Verlag Kurt Vowinckel herausbrachte, sei deshalb besonders empfohlen.

W. Gieseler..

Gustav Kossinna: Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. I. Teil. Germanen-Verlag, Berlin-Lichterfelde, 1926. Subskr.-Preis Mk. 5.—.

Wenn ein Forscher wie Kossinna, der der Ermittelung der Herkunft und Ausbreitung der Germanen eine Lebensarbeit gewidmet hat, nun mit einer verhältnismäßig kurzen und sich an einen weiten Leserkreis wendenden Darstellung des Hauptthemas aller seiner Forschungen hervortritt, so werden wir einer solchen Neuerscheinung das größte Interesse entgegenbringen. Darf doch der Verfasser sich als der erfolgreichste Vertreter und eigentliche Begründer der sogenannten ethnologischen Richtung der Vorgeschichte bezeichnen und als Führer einer hauptsächlich diesem Forschungszwecke dienenden großen Schülerschar. Es ist Kossinna in langen, emsigster Kleinarbeit und großzügiger Verknüpfung gewidmeten Jahrzehnten gelungen, die Synthese von vorgeschichtlicher Archäologie und Germanistik in bisher nie erreichtem Maße zu vollziehen. So bedeutet sein Name ein Programm, dessen Hauptsätze stetig wachsende Anerkennung gefunden haben, das aber noch geraume Zeit umkämpft werden wird. Da ich in meinem in dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatze „Die Germanen" Stellung zu ihnen genommen habe, erübrigt sich hier ein weiteres Eingehen auf das Thema. Der Gang der Darstellung ist bei Kossinna im großen und ganzen derselbe, wie ich ihn in meinem zitierten Aufsatz gewählt hatte: vom Bekannten zum weniger Bekannten und Unsicheren vorzudringen, von der Römerzeit zur älteren Eisenzeit, Bronzezeit und Steinzeit. Dabei werden die Ergebnisse früherer Schriften Kossinnas über dasselbe Thema überall an Hand eigener und fremder Forschungsergebnisse dem Stande unserer heutigen Kenntnis angepaßt. Das beigefügte Abbildungsmaterial ist reich; der Fehler früherer Arbeiten des Verfassers, den Leser mit Stoff zu überschütten, ist hier in viel höherem Maße vermieden, die Darstellung wirklich allgemein verständlich, wie noch in keinem früheren Werke Kossinnas. Und die Polemik ist glücklicherweise fast ganz ausgeschaltet, was bei Kossinna immerhin etwas bedeuten will. Ich halte diese Schrift inhaltlich und der Form nach für die beste, die der Verfasser bisher hat erscheinen lassen; sie hat Laien und Forschern viel zu sagen.

Schwantes-Hamburg.

L. Pinck: Verklingende Weisen. Lothringer Volkslieder. 318 Seiten. 1920. Lothr. Verlags- und Hilfsverein, Metz. Komm.-Verl. C. Winters Univ.-Buchhdl., Heidelberg. Geh. Mk. 7.—.

Ein treuer Sammler der alten Worte und Weisen legt hier ein volles Hundert

Volkslieder aus Deutschlothringen vor, die er aus dem Munde alter Leute aufgezeichnet hat. Forscher und Volksliedfreunde dürfen an dem mit anheimelnden Zeichnungen geschmückten Band nicht vorübergehen; aber er ist ebensosehr in die Hände weiterer Kreise zu wünschen, da er ein schlichtes und desto eindringlicheres Zeugnis für die rein deutsche Art des Herkunftsgebietes ist. Kein welsches Wort, keine Spur von welschem Geist in all den Liedern, obgleich das Land 1766—1870 unter französischer Herrschaft stand! Und heute lernt kein Kind in diesem echt deutschen Land in der Schule ein deutsches Lied — heute, wo das Selbstbestimmungsrecht der Völker gelten soll!

H. Zeiß.

Gustav Wenz, Die germanische Welt. Leipzig, 1923, Quelle und Meyer.

Dieses Werk dürfte sein Ziel, als Einführung in die germanische Altertumskunde und Geisteswelt zu dienen, nur in beschränktem Maße erreichen. Schuld daran ist vor allem die Form, eine unglückliche Zerstückelung des Textes in zahlreiche Paragraphen, die dem Ganzen eher das Aussehen eines Nachschlagebuches geben, und als solches mag es für manche Zwecke von Nutzen sein. Man steht durchaus unter dem Eindrucke, daß hier ein vor allem systematisierender Geist einen mit Fleiß geführten Zettelkatalog in Buchform umsetzte, wobei aber weder der trockene Text des Katalogs ganz verschwand, noch überall das erforderliche geistige Band geknüpft wurde, so daß die Arbeit, deren Verwendbarkeit für gewisse Zwecke nicht bestritten werden soll, im ganzen einen wenig erquicklichen Eindruck hinterläßt. Vielfach ist wirklich nur eine trockene Übersicht dabei herausgekommen, die bisweilen recht stark an Geschichtstabellen erinnert. Inwiefern ist dem stoffunkundigen Leser z. B. damit gedient, wenn Seite 7, wo unter den nicht literarischen Quellen das „Monumentum Ancyranum" genannt wird, gesagt ist, es sei eine von Augustus in Ancyra gesetzte Inschrift zum Preise seiner Taten; was aber über die Germanen darin steht, verrät weder dieses noch eines der folgenden Kapitel. Hier und da ist ein Schnitzer unterlaufen, z. B. Seite 30, wo die bandkeramische Zivilisation als Ascheurnen-Bandkeramik-Kultur bezeichnet wird, und von ihren Trägern schlechtweg behauptet wird, daß sie ihre Toten verbrannte. Im allgemeinen ist aber auf die Stoffsammlung Fleiß und Sorgfalt verwandt.

Schwantes-Hamburg.

An die Mitglieder des Werkbundes für deutsche Volkstums- und Rassenforschung.

Unter dem Titel: „Vom Wesen der Volkskunst" erschien als 2. Band des „Jahrbuches für historische Volkskunde" im Verlag von Herbert Stubenrauch in Berlin W 15, Joachimsthalerstraße 15, ein Werk, das wir der Beachtung unserer Mitglieder auf das Wärmste empfehlen. Die Verlagsbuchhandlung macht darauf aufmerksam, daß sie bereit sei, zwecks Förderung der volkstumskundlichen Interessen den Mitgliedern des Werkbundes für deutsche Volkstums- und Rassenforschung den 2. Band des „Jahrbuches" zu einem Vorzugspreis von Mk. 16.—, statt Mk. 20.— zu liefern. Eine gleiche Ermäßigung von 20% wird auch den Interessenten des 1. Bandes, der unter dem Titel: „Die Volkskunde und ihre Grenzgebiete" erschienen ist, gewährt. Dieser erste Band kann somit statt für Mk. 24.— für nur Mk. 19.20 bezogen werden.

Die Bestellungen sind an die Geschäftsstelle des Werkbundes für deutsche Volkstums- und Rassenforschung, München, Paul Heysestr. 26, zu richten, der sie an die Verlagsbuchhandlung Herbert Stubenrauch in Berlin weiterleitet. Die Lieferung der bestellten Exemplare erfolgt dann seitens des Berliner Verlages unmittelbar. Auch die Einziehung der Rechnungsbeträge wird durch den Berliner Verlag bewerkstelligt. Verpackung und Postgeld berechnet der Berliner Verlag nicht.

Eine Besprechung des 2. Bandes ist im Augustheft von „Volk und Rasse" erschienen; ein Prospekt über das Werk hat dem Maiheft von „Deutschlands Erneuerung" beigelegen.

Werkbund für deutsche Volkstums- und Rassenforschung.

Volk im Wort

Beilage zu „Volk und Rasse"
Schriftleitung:
Börries, Freiherr von Münchhausen, Windischleuba bei Altenburg, Thüringen.

Nr. 4 November (Nebelung) 1927

„Jetzt, wo Deutschland elend und krank im Fieberwahn liegt, von allen Seiten mit Zertrümmerung bedroht ist — jetzt ist die Stunde der stillen Deutschen gekommen, derer, die, ohne es zu wissen oder zu wollen, nicht anders sein können als deutsch, die bereit sind, in duldender Treue mit ihrem Vaterland durch dick und dünn zu gehen, der frommen Deutschen, die gar nicht wissen, daß es fremde Götter gibt, die von den Gierigen angebetet werden, der Armen im Geiste, die wunschlos zufrieden mit ihren kleinen Lebensfreuden spielen, deren Wissen nur darin besteht, daß jeder Sterbliche sein Kreuz durch Freud und Leid des Lebens tragen muß, die in ihrer Genügsamkeit fröhlich sein können, weil sie die wahre Heimat der Seele in ahnungsvoller Sehnsucht ahnen und erkennen."

Hans Thoma.

Das Eigenhafte niederdeutscher Dichtung. Grundsätzliches zur Voraussetzung einer Stilkritik.

Von Albert Mähl.

1.

Will man das Wesen der Kunst begreifen, muß man die innere Form und Fügung ihrer Gestalt, den Stil, richtig zu lesen wissen. Der Stil liegt der Darstellung zugrunde; er spricht an durch die Darstellungsmittel. Bei der Malerei schlechthin gesagt als Zusammengehen von Farbe und Raumsinn, bei der Musik als Einklang von Ton und Zeitsinn, bei der Dichtung als Einheit von Seelkraft und Sprachsinn.

Ein Dichtkunstwerk kann nur dann richtig gelesen werden, wenn man das Verhältnis der äußeren zur inneren Bildform zu bestimmen weiß. Indem man sich von der äußeren Bildform der inneren nähert, kommt man zum Grunde der Kunst als dem dargestellten Können, gewinnt man kritisch den Grundbegriff.

Niederdeutsche Dichtung ist Ausdruck niederdeutscher Art durch niederdeutsche Sprache. Sie hat das Schicksal ihres Volkstums, ihrer Sprachgeschichte. Damit hat man das Gebiet, das kritisch zu betreten ist.

2.

Alle große Kunst spricht aus sich selbst; man soll sie nicht bewerten. Schöngeistigkeit hat hier nichts festzustellen. Auch gibt es hier nichts zu vergleichen, denn es ist nicht Gleiches da. Kritik, die gleich macht, ist nicht sach- und art-



gerecht. Gleichmacherei ist Unart, führt zu nichts. Der Kunst dienend mache Kritik einzig deren Wert bewußt.

Stil ist Gabe der Persönlichkeit und Zeitform. Groth z. B. hatte nicht nur niederdeutsch einen anderen Stil als Voß, der Homer-Übersetzer und Dichter niederdeutscher Idyllen — er mußte ihn auch haben. Es mutet uns komisch an, daß Voß dem Niederdeutschen wie mit Hebeln und mit Schrauben beikam. Seine Muttersprache, dies frisch und froh in seiner Tracht einherschreitende Bauernkind, hat er zu einem ländlich-linkischen Rokokodämchen umgestaltet. Ihn trifft darum kein Vorwurf. Als ein Sohn der Aufklärung, der Zeit der Schäferspiele, der höfischen Kultur mußte ihm mit Recht vonnöten scheinen, dem Niederdeutschen nach dem Muster des französisierten Hochdeutschen ein wenig Syntax und Grammatik zu verleihen. Er und seine Hainbund-Freunde waren Kunstpoeten. Sein Idyll „De Winterawend“ ist darum als mundartliche Kunstpoesie zu nehmen. Anders Groth. Dessen „Quickborn“ ist ohne die Romantik, ohne die nationale Bewegung von 1848 nicht zu denken. Hebel, die Brüder Grimm, Müllenhoff, Groth und viele andere — was wollten diese Männer? Sie wollten Kunst und Wissenschaft von Stammesart und Sprache im Dienste des Gedankens an die deutsche Einheit. Sie besannen sich auf ihre angestammte Mundart, auf die in der Seele des Volkes verborgenen Sagen- und Märchenschätze. Die ans Licht zu heben, mundartlich sich zu bekennen, damit die deutschen Stämme von innen her einander näher kommen konnten: das war ihr Bestreben. Volkskundler hoben von dem Born den Stein; nun sprang er quick auch in Dichterseele. Groths Dichtung hat darum den Zeitstil der Romantik. Auch gab es damals keine niederdeutsche Sprache, die als Schriftdeutsch galt. Hätte Groth, der Ditmarse, seine Mundart in der Schrift rein bekannt, hätte er geschrieben wie bei ihm zu Lande es die Art zu sprechen ist, wäre gewiß seine Kunst noch stilechter und schöner geworden. Das darf man aber von ihm, ähnlich wie im Falle Voß, gar nicht verlangen. Nur hochdeutsch könnende Leser kamen für ihn in Betracht; er mußte die Mundart dem Hochdeutschen angleichen. Groth sprach sicher echter als er schrieb. Aber nochmal: er schrieb als Eigener schlechthin für jeden Deutschen. Das heißt hier Zeitbedingung.

Auch die Raumbedingung kommt hinzu. Niederdeutsche Mundart geht mit heimatlicher Stammart Hand in Hand. Der Holste, der Westfale und der Mecklenburger haben eine Art des Mundes, doch sprechen sie die Art ganz eigen. Jeder wurzelt fest in seiner Heimat. Simon Dach aus Memel, der Sänger der „Anke von Tharau“, schrieb ostpreußisch-niederdeutsch. Reuter, der größte niederdeutsche Volkserzähler, wendisch-märkisch niederdeutsch. Holsten wie Groth und Fehrs haben in ihrer Dichtung die Klangfarbe ihrer ditmarsisch-angelsächsischen Landschaft. Und so weiter. Jeder hat den Erdruch seiner Scholle, oder auch den Ruch — das geht die heimatlose Großstadtdichtung an — seines Asphalts.

3.

Dem Niederdeutschen ist das Niederdeutsche Muttersprache; Hochdeutsch muß er lernen. Mit dem Niederdeutschen wird er groß; das Hochdeutsche erzieht ihn, ist gewissermaßen seine Vatersprache. Muttersprache und Vatersprache gehen als elterliches Sprachbildungselement Arm in Arm. Sprachsinn und Sprachgeist, Sinnlichkeit und Denkkraft zeugen einig sprachlich Stil.

Die Muttersprache wurde uns sozusagen mit der Muttermilch eingegeben. Von der Mutter her gewinnt die Sprache Leibhaftigkeit, alle Organe zum

Aufbau. Sprachsinnlich hat sie den einfachen Rhythmus des Ein- und Ausatmens, frischquellend-laut, natürlich-schön. Dem Niederdeutschen ist seine Muttersprache wie eine Silberbuche hoch an der See, ein bald rauschend-sturmbewegtes, bald im Sonnenschein verhalten-still, prächtig erblühtes Wettergebilde. Sie hat den melodischen Wohlklang einer Vogelkehle und die farbenfreudige Schönheit ihrer Landschaft. Auch der dämmerdunkle Ton der Melancholie ist ihr eigen, wie nicht minder der rufharte Klangsatz alliterierend-gebietender Wortbarkeit. Jede Regung des Gemüts und Geblüts macht sie laut; so wirklich ist sie wahr.

Das Hochdeutsche, die Vatersprache, ist der Muttersprache Wecker, zeugender Sprachgeist, reine Logik. Er hat das Vermögen der Ordnung und Bestimmung, gibt das Sein zum sprachlichen Werden. Er liefert dem bewegten Sprachsinn Satz und Grund. Ohne ihn kein Grundsatz. Der Sprachgeist ist der Könner. Er bringt das rhythmisch-lauthafte Wogen der Sprache in feste metrische Verhältnisse. Sein Wesen offenbart sich wissenschaftlich als Kausalität. Er schuf die steten Schemata der Sprachkunst. Groß erstand er im massiven Periodenbau des Lateins. Denkartig-wirklich ist er wahr. Man kann sagen: Sprachsinn ist Physik, Sprachgeist Metaphysik.

Beides liegt so einheitlich im Stil, wie man ein Kind der Eltern, wie man als Niederdeutscher gleichfalls hochdeutsch spricht. Jeder Stil hat entweder überwiegend Klangfarbe oder Struktur, entweder mehr die Art des Mundes oder die des Geistes. Wo aber beides voll im Einklang schwingt, wo die Fülle des rauschend-rankenden Lebens der Muttersprache frei spielend, bildreich, warm und wahr den festen Satz vom Grunde überblüht: da herrscht der Stil in ganzer Pracht, ist er gewaltig und bezwingend, etwa wie bei Schopenhauer oder bei dem Rembrandt-Deutschen Julius Langbehn. Da ist er klassisch, denn Klassik ist nichts anderes als Schlichtheit, offenbar in ganzer Größe.

4.

Damit ist gesagt: niederdeutsche Dichtung tritt nicht nur im mundartlichen Sprachkleid auf; sie zeigt sich auch in hochdeutschem Gewande. Ja, so ganz besonders. Es wäre nicht richtig, wollte man nur alles niederdeutsch Geschriebene zur niederdeutschen Dichtung rechnen. Große Erzähler wie Raabe, Storm und Kröger haben gerade hochdeutsch schreibend sich eigenhaft niederdeutsch bekannt. Einen Dramatiker wie Hebbel könnte man mit gutem Recht einen niederdeutschen Dramatiker nennen. Die Tiergeschichten von Löns und Münchhausens Balladen liest man hochdeutsch. Aber richtig nur aus ihrem niederdeutschen Stil. Den haben dagegen z. B. neuere Lyriker aus dem „Hausbuch niederdeutscher Lyrik" (Callwey, München, 1926) längst nicht alle. Sie schreiben niederdeutsch und sind doch, sieht man auf den Grund „Butenminschen". Sie passen sich nur der Eigenart an, sind, obwohl stofflich niederdeutsch, doch gänzlich hochdeutsch in der Farbe. Wo Süß- und Salzwasser zusammenfließen, entsteht Brackwasser. Es gibt auch ein Brackwasser der Sprache und somit der Dichtung; man nennt es „missingsch".

5.

Niederdeutsche Dichtung spricht uns nicht eintönig-hell an. Helldunkel ist ihr Ton, helldunkel wie auf Rembrandts Bildern. Es hat seinen Grund, daß im nordischen Mythos die Götterdämmerung herrscht, im südlichen die olympische

Klarheit. Von der Edda her über den Beowulf und Heliand ist alle nordische Dichtung wesentlich ein raunend-tiefer Sang der Seele. Das Romanische gibt sich rhetorisch, das Germanische mystisch. Minerva mit der Eule als Symbol stellt die Wahrheit dar, der niederdeutsche Eulenspiegel lebt sie. Das römische Recht hat die Person im Auge, das alte deutsche Recht des Sachsenspiegels galt der Persönlichkeit. Der Niederdeutsche hat immer mehr Gedanken als Worte dafür; er spricht andeutungsvoll. Bei dem rein-sprachgeistigen Hochdeutschen ist es umgekehrt; er spricht erklärbar, seelisch ohne Tiefgang, geistig-vordergründlich. Darum ist der gute Deutsche als ein Mann von Art stets sprachlaut mit dem Ton der angestammten Muttersprache. Herzschlag zeige Sprechen, nicht Zungenschlag. Es ist gotische Art, den Mächten des Unterbewußten sich zuzuneigen, wie Siegfried sich die Tarnkappe aufzusetzen, um zu kämpfen. Große niederdeutsche Kunst ist namenlos. Was wissen wir von Volksliedddichtern, Dombaumeistern? Was von Eulenspiegel und dem stammverwandten Shakespeare oder Rembrandt? Sie alle gingen ganz im Werke, ganz im Volkstum auf, gaben durch Kunst als Seelengeschichte Lebensgeschichte. Auch Langbehn schrieb „Von einem Deutschen"; er verhelte sich. Vor Menschen glänzen, heißt vor Gott sich schämen: das ist niederdeutsch!

6.

Um auf das Sprachlich-Eigenhafte einzugehen, durch das dichterisch der niederdeutsche Stil spricht, sei das geschichtliche Werden der Sprache kurz umrissen.

Die niederdeutsche Mundart hat im Laufe des Jahrtausends eine verschieden dichte Formfestigkeit gehabt. Während der gotischen Zeit, der nationalen Demokratie der Hanse, war sie schriftsprachlich herrschend für den Westen von ganz Nord-Europa. Mit dem Aufkommen des Absolutismus ging ihr Leben andere Bindungen ein. Bald war sie eigenhaft-sinnlich mächtig, bald wurde sie einheitlich-geistig durchsetzt. Mundart mit ihrer plastisch-sinnlichen Ausdrucksgabe stand und steht immer und überall tektonisch gefügter Denkart sprachlich ringend gegenüber. Das Bild jeder Sprachform wurde wie der Perseus Cellinis, wenn auch nicht immer ein Cellini am Werke war. Je nachdem das Volksbürgertum oder Staatsbürgertum, die Eigenmenschenart oder der Gemeinschaftsgeist vorherrschend ist, nimmt die Sprache Farbe an.

Alles Leben drängt in feste Form. Jede Mundart strebt als Verkehrssprache schriftsatzlich nach Herrschaft. Jede Verkehrssprache bedarf des frischen Mundartquickborns, um nicht zu vereisen.

Ein Beispiel: Das Mittelniederdeutsche ist Sprachbildform hanseatischer Politik, gotisch, eingehend in den Barock. Es hat den Stil seiner Kunst, den knapphandig-lauten Satz wie holzgeschnitzt, kam dann rhythmisch-fließend zum Ausgleich, logisch eingedämmt, bis es sich prunkhaft auslud, um gespreizt, voll Zier zu endigen in blumig-bunter Rede. Das Hochdeutsche demgegenüber, allgemein geltend gemacht unter Karl V., gedieh humanistisch geschliffen, jesuitisch geprägt, unter der Dialektik der Gegenreformation zur Kanzlei- und Standessprache, um dann später mit der zeitweilig-europäischen Machtstellung Frankreichs französisch durchsetzt zu werden, bis noch später die völkische Bewegung von 48 dem steif gewordenen Sprachkörper neues Leben gab.

Wird Mundart als Schriftsprache geltend, tritt sie gebietend auf als Sprache des Rechts. Es ist kein Zufall, daß die Denkmäler mittelniederdeutscher

Literatur wesentlich juristische Werke sind. Völkisch-nationale Politik schafft entspechend klassisch-juristische Prosa. Der Hansemann war Bürger und Handelsherr. Grund und Kunsthandwerk besaß er. Seine Kunst war Handwerkskunst und kein Erzeugnis in dem Sinne l'art pour l'art. Sie wuchs ihm aus Besitz, sprach von seinem Wohlstand, sinnenfreudig und gediegen. Baukunst war sie, Domkunst, Tracht, Glasmalerei und Schnitzkunst. Wie diese einzig echte nationale Volkskunst, so die Sprache. Sie blühte auf als Prosakunst, um artbekundend bis zur internationalen Geltung zu erstarken. In Sachsenspiegeln, Chroniken und Rechtsbüchern haben wir die Poesie der gotischen Zeit zu suchen. Tierepen, Totentänze, legendäre Osterspiele sind im Grunde nichts davon Besonderes. Dort nach außenhin die Sprachgestalt der Rechts- und Wahrheitsliebe, hier nach innenhin. Das Eigenhafte beiderseits ist das Erzieherische, ein um Gottes willen domhaftes Aufgerecktsein!

Herrscht hingegen die Schriftsprache ohne Odem mundartlichen Werdens, taugt sie einzig zur Dialektik oder zur sprachkunstvollen, lebensleeren Poesie. Die mundartlich-tote Zeit der Aufklärung leitete mit Recht Cartesius ein. Lebensart trat hinter Lebenskunst zurück; erst kam der Hofmann, dann der Bürger. Der Kern der Sprache war rein geistig. Logisches Denken hatte menschliches Denken verdrängt. Reine Metaphysik und Mathematik, Wissenschaftlichkeit schuf sprachbildlich die Form. Wahrheitsliebe gab sich kund im Satz vom Grunde. Wie die Sprachkunst, so die Poesie: sie war reine Kunstpoesie. Opitz und seine schlesische Schule wurde führend. Dichtkunst hatte Rang als Wortkunst, hatte zum Inhalt Hofart und philosophische Lehre. Erst sehr viel später brachte Klopstock neues Leben.

7.

Das Schicksal der niederdeutschen Sprache war entschieden mit dem Aufhören des Mittelniederdeutschen und dem Hochkommen der hochdeutschen Einheitsschrift. Greifen wir in den Punkt dieser Achsendrehung:

Um 1300 tauchte an Stelle des bisherigen Lateins die mittelniederdeutsche Sprache in Urkunden und Verträgen fix und fertig auf. In ganz Europa waren damals neue junge Völker erwacht. Es entstanden überall Stadtstaaten, nationale Volksverbände. Frankreich machte sich von den Engländern frei, Italien von den Staufern, Anjouanern und Arragonesen. Die Niedersachsen verdrängten die Jüten und Slawen. Die Schlacht von Bornhöved (1225) brach die Dänenmacht. Heinrich der Löwe, Niedersachsens größter Mann, legte mit der Gründung Lübecks den Grundstein zum hanseatischen Weltwirtschaftsbau. Wirtschaft, bodenständig, wachsend, schuf Kultur großen Stils.

Bald herrschte, geadelt durch Scholle und Besitz, der gotische Bürger über Länder und Meere. Banken hielt er für die Höfe Europas. Augensinnlich-schönes Kunsthandwerk entstand. Der Chronist schrieb wie ein Kaufmann knapp und klar das Buch der Zeit.

Herz- und Handwerk und nicht Kopfwerk war die Sprache; sie hatte das Maß des Menschen. Sie war eigenhaft-harmonischer Ausdruck eigenhaften Innenmenschentums; nie kann Sprache echter, wahrer sein. Schelmenlied und Totentanz sind, weil absichtslos und schlicht, ergreifend-schön, etwa wie ein Bauernkopf von Memling. Nirgends steht ein blasses Wort; jede unscheinbare Endung hat den vollen Klang, geschrieben wie gesprochen. Seelkraft überwiegt die Syntax; man hört den Reimer, den Chronisten — eben das ist Stil!



Aber Kulturen und Sprachen blühen und welken wie der Mensch, ihr Träger. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts kam der Umschwung. Die Hanse löste sich auf; die Bücher ihres Rechts verloren Geltung, ihre Sprache verlosch. Staatseinheit, monarchistisch, parlamentarisch machte nun ein andres Recht und demgemäße Einheitssatzung geltend: Deutsch vom grünen Tisch des Kabinetts. Das Sprachbild dieser Übergangsepoche ist darum barock, — die natürliche, notwendig sich vollziehen müssende Bindeform von Renaissance und Gotik.

Luther hatte, indem er seelisch gegen die Politik des Geistes protestierte, den Stein ins Rollen gebracht. Turmaufgereckt erhob mit ihm sich deutsches Gotentum drohend gegen Rom. Deutschland war gewissentlich, Rom aber weltklug. Deutschland protestierte, Rom aber kommandierte. Deutschland wurde ein neues christliches Reich, Rom und Spanien aber schufen es um zur römischen Nation. Der Mönch in der Kutte, der Papst im Harnisch. Der Protestantismus, dem Katholizismus entwachsen, mußte letzten Endes gerade dessen politische Macht erproben. Karl V. nutzte das aus.

Das Mittelniederdeutsche verlor sich über See. Es sicherte im Angelsächsischen, im Englischen, sein reines Element. Elisabeth Tudor hielt sich mit der Besiegung des spanischen Philipp frei vom Jesuitentum. England, inselhaft und frei, konnte zeit- und raumnotwendig den gotischen Protestantismus noch einmal gewaltig zu Worte bringen. Der große Mann war Shakespeare. Einzig in der angelsächsischen Seele als in der mittelniederdeutschen vermochte die Tragik des gotischen Menschen laut zu werden; sie spricht uns an durch Hamlets Seele.

Luthers Bibel wurde anfangs übersetzt gelesen. Aber der Sprachgeist ihrer Schrift war doch wesentlich nicht mit dem Sprachsinn der alten Sprache zu fassen. Das neue Deutsch mußte gelernt sein. Die kritische Theologie, die von Wittenberg ausging, tat dazu das Ihrige.

Mit Ende des Dreißigjährigen Krieges war alles Mundartleben so gut wie erstorben. Es gab nur „Wissenschaft und Kunst von deutscher Poeterey“. Rachel, Dach und ihresgleichen nannten sich wohl in einer mehrbändigen Sammlung ihrer Verse „Die Niedersachsen“, aber sie reimten doch hochdeutsch. Die „schlesische Sprache“ war eben die der Zeit. Man wollte nicht volkstümlich sein, sondern im Sinne der herrschenden Schule etwas leisten. Man diente nur der Literatur: das war das Neue. Die Volkskunst, die noch schwach im Lied sich regte, war ohne Ansehen.

Es will fast als Ausnahme gelten, wenn Simon Dach seine Anke van Tharau niederdeutsch besingt. Was für ein Niederdeutsch aber ist denn dies? Sprachkünstlich-niederdeutscher Barock! Dennoch: prächtig im Fluß der vokalreichen Lautbarkeit. Jedes Wort verrät den liebenden Sprecher, nicht einen Denker, der ein Bild sucht und es reimend rahmt. Ebenso sind die Volkslieder jener Zeit, von denen man eine Auswahl in dem schon erwähnten „Hausbuch niederdeutscher Lyrik“ findet, barock gefärbt, wenn auch der volkhafte Einschlag hier stärker hervortritt. Man lese auch Volksballaden wie „Henneke Knecht“, „Geert Olbert“, „De junge Gaugrewe“, u. a., Stücke, die man in dem gleichfalls bei Callwey erschienenen „Niederdeutschen Balladenbuch“ antrifft.

Der tiefste Punkt war erreicht, als das Frankreich Ludwig XIV. europäische Machtstellung hatte. Damals prophezeiten niederdeutsche Gelehrte wie Adelung und Lauremberg der Mundart und ihrer Dichtung allen Erstes den Untergang. Es war ein Gelehrten-Irrtum. Sie glaubten, der Born sei versiegt, weil er nicht mehr sprang. Er war nur verstopft.

8.

Das vergangene Werden der Sprache, so im Fluß gesehen, gibt der Gegenwart für die Zukunft gewisse Erfahrungssätze zur Beachtung.

1. Wie alle Volkskunst politisch das Schicksal der Nation teilt, wandelt sich ihre Bildform sprachlich in der Zeit.
2. Das Werden regt sich gesamtvölkisch-wiedererneuernd. Reine Volkssprachlichkeit ist weder möglich noch von Bestand.
3. Hochdeutsch und niederdeutsch haben einander beeinflußt. Man ist Niederdeutscher, indem man hochdeutsch seine Art bekennt.
4. Demnach ist niederdeutsche Dichtung, sprachlich hochdeutsch gefaßt, zur gesamtdeutschen Literatur zu zählen, oder, sprachlich niederdeutsch gefaßt, zur Heimat- und Stammesliteratur. Eigenhafter Stil in beiden Fällen vorausgesetzt. Als unecht und nichtssagend abzuweisen ist dagegen das als niederdeutsche Dichtung sich gebende sprachliche Können, das ohne Art Bildform hat, das den natürlichen Sprachsinn verunstaltet gibt.
5. Die deutsche Einheitssprache ist auf Kosten der Mundarten zustande gekommen. Seitdem ist eigenhaftes Sprachleben dem Ausdruck uneigenhafter Einheitlichkeit gewichen. Darum ist nötig: niederdeutsche Sprache und Dichtung im Dienste der Heimat und weiterweisend ihr hochdeutscher Ausdruck im Dienste des großdeutsch-nationalen Gedankens.

9.

Diese Einsicht hatten als Vorläufer der völkischen Bewegung von 48 Männer wie Ernst Moritz Arndt, die Brüder Grimm und Müllenhoff, und wie damals sie, die Volkskundler es waren, welche der Mundartdichtung den Boden bereiteten, sind auch abermals Volkskundler wie Wilhelm Wisser und Gustav Friedrich Meyer es gewesen, denen in Hinsicht auf die seit dem Weltkriege einsetzende niederdeutsche Bewegung das größte Verdienst gebührt. Beide haben als Märchen- und Sagenforscher in einer Reihe von Büchern die aus dem Boden des Volkes gehobenen Schätze für uns niedergelegt. Jeden Flecken ihrer holstischen Heimat durchwanderten sie. Sie sahen und hörten dabei den Leuten des Landes auf den Mund, um so wahr und gewiß Kunde von der Art deren Sprechens geben zu können. Meyer unternahm zudem als Erster den Versuch, eine Art Grammatik seiner holstischen Mundart zu schreiben, eine sprachseelische Wissenschaft vom gegenwärtig noch umgangslauten Niederdeutschen in Holstein, die also in Kunde, in Erfahrung wurzelt, d. h. nichts mit einem logischen System zu tun hat. Stilkunde von der Mundart gibt das Werk, das 1921 unter dem Titel: „Unsere plattdeutsche Muttersprache, Beiträge zu ihrer Geschichte und ihrem Wesen" bei Lühr und Dircks in Garding/Holstein erschienen ist.

10.

Es sei ganz kurz darauf eingegangen. Da ist zunächst von der Kürze des Ausdrucks die Rede. Knapp und gedrungen sitzt das Wort, heißt es, klar und laut wie ein Ruf. Der Hauptton liegt auf der Stammsilbe. Der zwischen zwei Konsonanten stehende Vokal wird ausgestoßen. Wörter werden zusammengezogen oder zugunsten des Lautes umgestellt. Das Partizip der Gegenwart fällt mit dem Infinitiv zusammen; es wird nur gebraucht, wenn es vollständig zum Eigenschaftswort geworden ist. Ebenso vereinfacht wird das der Ver-



gangenheit. Der Niederdeutsche hat kein Gefühl für die Vorstellungsform (Konjunktiv); er setzt die Wirklichkeitsform dafür. Bei der Bildung der Mehrzahl herrscht, statt wie im Hochdeutschen, ein schwaches „e", ein kräftiger Umlaut, oder der Stammvokal erhält einen anderen Wert. Geschlechtswörter lauten gleich. Bei der Abwandlung der Hauptwörter sind nur der Nominativ und Akkusativ verschieden. Als persönliches Fürwort gilt nur der Dativ. Der ethische Dativ wird stark gebraucht, gleichfalls das besitzanzeigende Fürwort. Umstands-, Verhältnis- und Empfindungswörter verwendet man als Aussagewörter. Häufig sind Verkleinerungsformen, um einen Anteil des Herzens auszudrücken. Trennung kommt anschaulich zu Worte, nicht begrifflich. Groß ist die Anzahl eigentümlicher, zusammengesetzter Zeitwörter, gebildet nach Körperteilen und Tätigkeiten. Bei der Satzfügung wird oft alles weggelassen, was als bekannt gelten oder mühelos ergänzt werden kann; es kommt erlebbar auf Wirklichkeit an. In der Befehlsform gibt man gern Namen von Personen, Tieren oder Orten, um jemand eine Eigentümlichkeit anzuhängen. Und so weiter. Das gilt im allgemeinen; je nach der Landschaft gibt es Abweichungen. Beispiele, reichlich, beleuchten das.

Weiter: die Fülle des Ausdrucks. Die Wiederholung des Wortes bewirkt Verstärkung, die Verdoppelung des Zeitworts andauernde Tätigkeit. Oft wird das an der Spitze des Satzes stehende Hauptwort in der Form eines entsprechenden Fürworts wiederholt. Reflexive Fürwörter werden stark gebraucht, oder man wendet ein Verhältniswort vor dem Hauptwort an, um die Richtung besonders deutlich zu machen. Umstandswörter rückt man der größeren Deutlichkeit halber trotz des scheinbaren Gegensatzes zusammen, auch wiederholt man deswegen die Verneinung oder man zerlegt sie anschaulich in zwei Teile. Weil in der Ausdrucksweise zugleich der Begriff der Fortdauer liegt, genügt die einfache Form des Zeitworts.

Für die Anschaulichkeit gilt als Grundgesetz: es gibt im Niederdeutschen keine Abstrakta; die Bildlichkeit mit der ganzen sinnlichen Kraft- und Klangfülle herrscht hier vor. Augen und Ohren halten alles fest wie die Hand. Der Niederdeutsche begreift, der Hochdeutsche hat den Begriff. Alles Begreifen ist erdgebunden, alles Begriffverknüpfen geistgebunden. Spricht man hochdeutsch etwa „von der Jagd nach Reichtümern", so heißt es niederdeutsch „he is as dull achter dat Geld her". Seelische Zustände werden nach ihrer Sinnfälligkeit bezeichnet, wobei eine Fülle von Bildern aus dem Natur- und Tierleben dem Sprecher vergleichsweise zu Gebote steht. Diese Vergleiche sind niemals weit hergeholt. Essen und Trinken, Nachbarn und Handwerker, Ortsnamen, kirchliche und religiöse Dinge liefern Beispiele. Dabei liebt es der Volksmann schalkhaft zu steigern, zu übertreiben, mit komischen Bedingungen das Gesagte zu unterstreichen. Scherzantworten, Abweise und Drohungen hat er die Menge. In Wortwitzen, Rätseln und Reimen tritt seine schöpferische Kraft erst recht hervor. Vor allem sind ihm stabreimende Formen und Häufungen eigen. Die Klangfarbe der Mundart rührt her von den Tierlauten, Zischlauten, Geräuschen, Tönen und Klängen des elementaren Lebens.

Wie muß da der Satzbau sein? Er kann keine andere als eine schlichtnatürliche Ordnung haben! Er bindet sich von selbst, nicht wird er gebunden. Es gibt keinen Daß- und Wenn-Satz im Niederdeutschen, keine Bindung mit Sowohl-als auch oder Insofern-als, keinen kausalen Ausdruck als besondere Prägung. Gleichwertig wie die Glieder einer K e t t e, sagt Meyer, reihen die

einfachen, kurzen Sätze sich aneinander. Sie werden nicht zu einem Ringe festgefügt wie im Hochdeutschen auf Grund der Struktur der lateinischen Periode. Der Volksmann nimmt sich vor der Natur nicht aus; er ordnet bei ohne äußere Verknüpfung. Er ordnet sich nichts unter, sondern lebt mit der Sprache, der Erde treu und ihrem Sinn.

So hat er denn auch einen Wortschatz sprachlebendiger Phantasie. Land und Meer raunen ihm ihr Leben zu, machen ihn gottkundig. Mit seiner Heimat hat er das Wesen der Welt; nach der Tiefe hin begreift er es. So spricht er immer wahr, weil er wirklich spricht. So blüht seine Sprache wirklich fort, weil er wirklich lebt.

II.

Was lehrt diese volkskundliche Sprachbildform? Sie hat genau das Maß des Heimatmenschen, nichts darüber, nichts darunter! So eigen wie er ist, haftet er auch darin; so ist sie eigenhaft. Wie nur kann sich da dichterisch Stil ergeben? Mit dem Sprachstil! So wenig wie die Kunst der natürlichen Schönheit und Vollkommenheit einer Blüte etwas hinzuzufügen vermag, so wenig unternimmt der Dichter es hier, mit Künstelei das, was die Sprache gibt, zu überhöhen. Er hält nur fest, was ihm gegeben wird. Mundart-Sprachstil und Stil der Mundart-Dichtung fallen zusammen. Daher sind Reim und Lied bekannt wie ein Sprichwort. Volkskunst schafft das Volk, der Dichter als Volk.

Ist nun demnach die neu-niederdeutsche Bewegung eine Volksbewegung zu nennen? Will da neue, völkisch-eigenhafte Kunst werden? Wollen die plattdeutschen Dichter seit Stavenhagen als Volksdichter gelten? Ja und nein. Diese Bewegung ist vor allem eine Literatur-Bewegung, teils romantisch-rückwärts gerichtet, teils im Anschluß an hochdeutsche Literatur-Strömungen, wie etwa den Expressionismus des zweiten Jahrzehnts. Es gibt neu-niederdeutsche Dramen, Epen und Romane. Niederdeutsche Predigten werden gehalten, die Schüler werden in der Mundart unterwiesen, Bühnen und Zeitschriften, große landmannschaftliche Vereine lassen sich hören. Und doch: das alles, Pflege von Art und Sprache, es wird weit mehr betrieben als es sich selbst treibt; es wird mehr gestützt als es steht mit eigener Wurzel. Die Dichter sind teils Stadtmenschen ohne Kunde von Art und Sprache; sie haben mehr Hang zum Zeitgeist als die Gabe des Sprachsinns. Dichtung kann nur so völkisch-eigenhaft werden, wie der Dichter selbst ist; so fraglich wie das Wort Volk heute, muß auch sie sein. Niederdeutsche Literatur ist nicht ohne weiteres auch niederdeutsche Dichtung.

Dagegen ließe sich einwenden: auch diese Dichter haben notwendig den Stil der Zeit; man kann nicht schreiben wie Fehrs, dessen Zeit ist nicht unsere. Das ist richtig. Aber was wichtiger ist: Kann überhaupt eine Mundart-Dichtung möglich sein, die nicht mit dem Sprachstil geht, eine Poesie, eine Prosa, die nicht als Blüte aus dem organischen Leben der Sprache hervorgeht? Eine stilkritisch ernst zu nehmende Dichtung gewiß nicht. Die niederdeutsche Bewegung hat darum nach Großdeutschland hin auch keine entscheidende Wirkung hervorgerufen; heute verebbt sie schon in der Provinz.

Wenige gingen ihren eigenen Weg und gehen ihn heute noch, und wie immer wird auch in diesem Falle ein Eigner es sein, der als solcher zu allen sprechend, ähnlich Fritz Reuter, klassische Kunst erreicht. Er wird sich in der Volkskunde wie in dem Zeitgeiste gründlich auskennen, und die Bildform menschlicher Seelengeschichte zu prägen wissen, die völkisch Bedeutung hat, um wie ein Sang aus der Vorwelt auch noch durch fernste Zukunft zu tönen.

Gottesdienste

von Gertrud v. d. Brincken.

1. Quäcker.

So kommen sie zusammen in den kahlen
Gebäuden, ohne Kelch und Kruzifix;
erleben ihre Andacht ohne Schalen
von Wort und Weihrauch goldner Kathedralen,
nur mit der Glut in sich gewandten Blicks.

Sie wissen: Gnade wird nicht ausgesegnet
von auferhobner Priesterhand und nicht
von alter Ampeln Glanz herabgeregnet, —
Gott findet, wer ihm in sich selbst begegnet,
Nur in der Seele brennt das Ewge Licht.

Sie sind ein Häuflein Hand in Hand, zu eigen
dem Herold, der sie rief ins Heut und Hier;
Doch wissen Wunder aus der Stille steigen
und schließen sich zusammen — um zu schweigen,
— Denn zweimal zwei ist sehr viel mehr als vier.

2. Sonntag in der Kirche.

Nickend mit Schleifen und Blüten
staut sich am Eingang die Hast.
Wieviele von diesen Hüten
kommen zu Gott zu Gast?

Kronleuchter in goldenstarrer
Andacht beschaun, was geschieht,
wie dort der schwarze Pfarrer
schreitet und segnet und kniet.

Über den Sonnespielen
lastet der Kanzel Alp,
Zwischen den hellen Profilen
hängt Christus und weiß nicht, weshalb. —

Eine, die betend sich stillte,
hebt im verhärmten Gesicht
rotgesäumte, bebrillte
Augen voll herbem Verzicht.

Schwarzbehandschuhte Rechte
greift das Gesangbuch vom Pult.
Unrast einsamer Nächte
singt sich empor zu Geduld.

Sie glaubt an das Leid und den Himmel,
entgeltend, was hier uns entglitt.
Christus blickt durchs Gewimmel:
Nun weiß er, für wen er litt. — — —

Gewissen.

Von Franz Friedrich Oberhauser.

Valentin sah einige Schritte vor seinem Haustore eine dicke, große, fette Orangenschale auf dem Gehsteig liegen. Er schritt über diese Schale hinweg, gedankenlos weiter.

Vor seinem Haustore aber blieb er einen Augenblick lang stehen und dachte sich, daß ein ungeschickter Fuß darauftreten, ein unbedachtsamer Mensch ausgleiten könnte. Das schien ihm aber nicht wichtig genug, die zehn Schritte zurückzumachen und die Orangenschale aufzuheben oder in den Rinnstein zu schieben. Gott! Es liegen so viele Orangenschalen in den Straßen, auf den Gehsteigen!

Während er die Treppe emporstieg, hatte er einen sonderbaren, komischen Einfall:

Wie wäre es, dachte er, wenn ich nun von meinem Fenster aus beobachten würde, was mit dieser Orangenschale geschehen wird? Zweifellos wird sich irgend jemand bemühen für das Wohl der Mitmenschen; zweifellos wird es einen Menschen geben, der weniger faul ist und gleichgültig, der die Orangenschale wegen ihrer heimtückischen Gefährlichkeit vom Gehsteig fortschieben wird, langsam, mit der Fußspitze. Jemand, der für seine Nächsten mehr übrig hatte als er; jemand, der rascher entschlossen ist. Valentin mußte über solche Gedanken lächeln.

„Ach was!" brummte er vor sich hin, „alle Menschen haben den gleichen Anteil an der Straße, an der Aufrechterhaltung ihrer Ordnung und Sicherheit!" Er war überzeugt, daß noch mehr Leute an der Orangenschale achtlos vorbeigehen würden, und übrigens: jeder mußte sie sehen, mußte selbst auf sich aufpassen.

Valentin zündete sich eine Zigarette an, und noch in Gedanken an das wundervolle Mittagessen, das einer seiner Freunde gegeben hatte, trat er an das offene Fenster. In der Straße war es um diese Zeit sehr still. Aber bald mußten die Geschäfte und Fabriken ihre Türen und Tore schließen. Ein alter Mann schritt jenseits langsam dahin; Kinder liefen mit Gläsern in die Bierschenken; dann wieder sah Valentin einen Passanten würdevoll an der Orangenschale vorbeiwandeln; ein anderer machte einen Bogen um sie. Schon wollte er dem Hausbesorger klingeln, die Schale fortzunehmen, als er plötzlich eine junge Frau, schweres Gepäck in den Händen, eilig die Straße herabkommen sah. Sie blickte immer geradeaus, als sähe sie vor sich jemanden, dem sie zustrebte.

Valentin beugte sich über den Balkon. Ah, sie kam geradewegs auf die Schale zu, sie mußte darauftreten, es konnte etwas — — verdammt! Er wollte hinab-



rufen, aber die Stimme versagte ihm — da, sie bückte sich nach der Schale, und warf jäh die Arme hoch und schlug dann hart auf den Steinen auf, drehte sich einmal und blieb regungslos liegen.

Valentins Zigarette glühte an die Finger, er fühlte es nicht. Die Frau war gestürzt. Er sah es, er konnte nicht so rasch denken; ein Schleier flatterte vor seinen Augen vorbei. Als er wieder klar sehen konnte, sah er eine Menge Leute, die aus den Häusern und die Straße hinauf und hinab zusammenliefen. Es war Valentin rätselhaft, woher plötzlich alle diese vielen Menschen kamen. Jemand beugte sich über die Frau mit einem Glas Wasser, der Hausmeister schien es zu sein. Jetzt sah er in ein Gesicht, das zu ihm emporstarrte, ein bleiches rätselhaftes Gesicht mit großen anklagenden Augen, mit einem halboffenen Munde. Aus diesem Munde lief ein dünner hellroter Faden über das frauenhafte Kinn, darunter hindurch über den Hals in die halbgeöffnete Brust ... Valentin wandte sich ab. Aber dieses Gesicht rief ihn, diese Augen zwangen ihn wieder auf die Straße zu sehen. „Ich!" wollte er rufen, „ich bin schuldig!" Aber er schwieg. Ein gellendes Signal riß seine trägen Gedanken entzwei. Die Menschen trieben klebrig auseinander, eine kleine Gasse, Männer in weißen Kitteln, ein gräßliches lautes Klappen, eins, zwei, drei, ein dumpfer Schlag ... wieder dröhnte es, ein Rattern trommelte lauthin zu allen Fenstern empor, an denen neugierige Gesichter hingen. Valentin sah den davonrasenden Wagen, er sah nur das rubinrote Auge an der rückwärtigen Wagenseite; es blitzte ihn an, feindlich, ganz weit weg war der Wagen schon, fern an der Straße oben, aber dieses Auge war da. Rubinrot, leuchtend wie durchglühtes Blut.

Vorbei ... Alles vorbei. Ein Spuk. Ein Phantasma. Ein Spiel der Sinne. Spiegelbild irgendeiner Erinnerung. Doch: am Ende der Straße funkelte noch das Auge, rot, magisch, alles durchdringend.

Valentin fröstelte; er trat in das Zimmer zurück; schloß die beiden Flügeltüren. Wie müde er jetzt war. Eine leise Unbehaglichkeit trübte ihn. Er trat an den Tisch; der Samowar sang; ein Glas Kognak würde alles vertreiben. Er zündete sich eine neue Zigarette an; das Streichholz flammte rubinrot auf; er warf es in das Wasserglas. Es zischte laut. Also gut, ja: er hatte Teil daran; es war seine Schuld! Nur seine! Aber. Waren nicht noch andere an der Schale vorbeigekommen? Warum hatten nicht diese das fette, helleuchtende Stück weggeschoben? Aber er, er hatte es gesehen, er hatte daran gedacht; er hatte daraus ein Schauspiel gemacht; ein Spiel, wie es das wirkliche Leben nicht besser erfinden und schreiben konnte! Welch ein gräßliches Spiel! Was war mit den Paketen geschehen? dachte er sich jetzt. Vielleicht gehörten sie einem Kind; das wartete nun vergeblich auf die Heimkehr der Mutter. Oder war es Arbeit, die sie abliefern wollte, um Geld zu bekommen? Oder ein Geschenk für den Gatten, für den Geliebten! Sie wurde sehnsüchtig erwartet, Stunde um Stunde, sie kam spät... vielleicht kam sie überhaupt nicht? Nie mehr wieder??

Dieses Spiel der Gedanken war gräßlich. Ihm ausweichen! Vergessen! Warum hatte der Mensch das Gewissen! Diese natürliche Folter? Tausende haben sie nicht, sind darüber hinweg! Was, Menschen? Barbaren! Aber er, er ist noch Mensch! Ah, das ist ein Trost! Aber was nun? Durch das winzigste Fältchen seiner Seele, aus dem Nichts kam dieses kleine Wörtlein, schlug ein wie eine feine unausreißbare Harpune mit Widerhaken!

Es wurde heiß und schwül im Zimmer. Valentin trank ein Glas Wasser. Nein, es war nicht dasselbe Glas, das man der Frau geboten hatte, ihr, die es

nicht mit den Lippen berührte, weil, nun, weil ... Ach, fort! Hinaus! Der Rahmen ist zu eng, er braucht jetzt Freiheit, Luft! Zum Teufel auch, was gingen ihn Orangenschalen an, die gewissenlose Menschen dem andern vor die Füße werfen?! Hätte es nicht auch ihm passieren können? Aber, er ging doch mit offenen Augen durch die Straßen! Sollten das die anderen auch! Zum Teufel nocheinmal! Schuld ist derjenige, der sie auf den Gehsteig geworfen hatte! Unerhört! Man wirft doch keine Orangenschalen auf die Gehsteige! Den anderen Menschen unter die Füße! Eine Rücksichtslosigkeit! Das sollte bestraft werden! Ein Gesetz müßte eingebracht werden, speziell nur für Fruchtschalen! Aber was nützte es: die Tat war nicht ungeschehen zu machen. Die Verantwortung ändert unter Umständen ihren Besitzer. Er war es, nur er allein! Wenn er es nicht gesehen hätte! Aber er hatte es gesehen! So wurde er schuldig ...

Die Dinge klagten an. Alle Dinge. Er mußte erfahren, was mit der Frau geschehen war. Nur auf diese Weise konnte er Ruhe vor den Dingen haben, Frieden mit den Dingen schließen. Die Straße, das rubinrote Auge, das rote Licht, das Glas Wasser, die Orangen ... alles, alles. Die Hausmeisterleute saßen beim Nachtmahl. Wie es ihnen schmeckte! Welch ein Appetit! Er war empfindsam. Was sollten sie auch anders! Er lebte in der Großstadt. Aber waren hier in der Millionengemeinschaft die Menschen nicht noch mehr auf das Gewissen ihrer Nächsten angewiesen? Die Hausmeisterleute legten die Kalbsfüße fort, und wußten nichts zu sagen; die Fragerei wurde dem bärtigen biederen Torwart zu dumm, er griff wieder nach der Stelze und biß hinein. Valentin ging. Draußen, eine Straße weiter, entschloß er sich, die Krankenhäuser anzurufen. Alle, der Reihe nach. Er hatte es nie gemacht. Wie gleichgültig man ihm antwortete. Ahnte man nicht, daß er ... man hing den Hörer an; man hatte keine Zeit. Keine Zeit; Hasten, Eile; und dazwischen mahnend das Gewissen, breit, unausweichbar.

Spät kam er heim. Er hatte die Sperrstunden der großen Musikkaffeehäuser abgewartet; man hatte ihn schließlich auf die Straße gesetzt; noch eine Stunde in einer Bar, dann in einem dreckigen Lokal, wo man spielte, soff und gröhlte, und ... Gräßlich; hatten jene Besucher auch alle den Drang, ihr Gewissen mundtot zu machen? Er wusch sich, suchte Schlaf. Er kam nicht. Er ließ das Licht brennen; aber er hörte immer wieder einen lauten, wernenden Hupenschrei. Und da, in dieser Nacht, als er mit seinem Gewissen Seite an Seite stand, da fiel ihm ein, daß er auf seine Menschlichkeit vergessen hatte, und es beruhigte ihn, zu empfinden, daß er eine besaß. Wenn sie ihn auch quälte.

Dann schlief er ein. Wie süß war das Erwachen, wenn es auch nur ein einziger Augenblick war, bis er wieder die Erinnerung hatte. Es gibt Dinge in unserem Leben, die keine Vergangenheit kennen, Taten, die keine Vergangenheit besitzen, die immer nur eines sind: Gegenwart. Der Schatten seines Schuldgefühls begleitete ihn. Durch alle Straßen, in sein Geschäft, zu seinen Freunden, zu den Abendunterhaltungen. Selbst im Kino hatte er keine Ruhe, fünf Filmmeter genügten, um ihn aufstehen und fortgehen zu heißen. Merkwürdig, wie sich alles auf einen einzigen Punkt sammelte. Noch nie hatte man soviel über das Gewissen gesprochen und geschrieben, als nun. Die ganze Welt schien voll davon zu sein. Und er konnte nicht ausweichen ...

Am dritten Tage hoffte er auf die ausgleichende Gerechtigkeit der Natur. Kein Schicksal könnte so einseitig sein. Er dachte sich, eine Zeitung würde eine Notiz gebracht haben über den Vorfall. Er fand die Notiz; er erfuhr den Auf-



enthaltsort. Nach langem Überlegen entschloß er sich, diesen Besuch zu machen. Es war der schwerste seines Lebens.

Er kaufte einige Kleinigkeiten. Er kaufte Blumen, Obst, Bäckerei. Er kaufte Bücher; er stand lange im Buchladen, um sich das Schönste und Beste auszuwählen. Und alle diese Dinge bedrückten ihn sehr; vielleicht hatte er sie umsonst gekauft; er würde sie dann wegwerfen, und dennoch würden sie immer wieder da sein. Der Weg wurde weit, endlos, schwer.

Die Frühlingssonne lag über dem großen weißen Haus der tausend Schmerzen. Fenster blitzten und grüne Bäume schlugen über die weißen Mauern. Eine Muttergottes mit sieben Schwertern lächelte ihm zu; sieben Schwerter, dachte er sich, sieben Schmerzen ...

Valentin ging durch Trakte, durch Höfe, überall blinkte es ihm freundlich entgegen. Genesende, mutig und sehnsüchtig dem Leben entgegengehend, begegneten ihm. Er schritt langsam an den Neuerwachten vorüber, er forschte in den Gesichtern nach, in den Figuren; er fand die Frau nicht, die er suchte. In der Kanzlei verwies man ihn auf ein Zimmer. Sie lebte also, jawohl, sie lebte! Welch einen Wert besaß das Leben! Unbeschreiblich! Er lief über die breiten Treppen, eilte durch lange hallende Gänge und stand vor der Tür; er ordnete die Blumen; er öffnete. Er blieb überrascht stehen. Er sah sich einem wunderschönen Mädchen gegenüber, das ihn mit großen braunen Augen voll ansah. Er mußte sich in der Türe geirrt haben. Aber nein, im Bette lag eine Frau, noch stand flüchtig der Schmerz im schönen Gesicht. Valentin zögerte. Es kam ihm sentimental vor. Er schämte sich. Aber ehe er gehen konnte, war das Mädchen aufgestanden und zu ihm getreten.

Er fing an, zaghaft und stockend, zu erzählen. Die Anklage gegen sich selbst. Er sprach eifriger, die Qual löste sich, sein Gewissen verflog wie der Duft eines blühenden Baumes. Valentin merkte den Schimmer in den Augen der Frau nicht. Er fühlte nicht die Hand des Mädchens auf der seinen. Er sprach.

„Es soll keine Entschuldigung sein, wenn ich sage, daß wir Menschen nicht immer tun, was der gute Wille erfordert."

„Ich danke Ihnen," hörte er die Frau sprechen, „Sie haben keine Schuld. Wir sind uns selbst gegeben!"

Sie reichte ihm die Hand; er stand auf und trat zur Tür. Das Mädchen begleitete ihn.

„Sie sind reicher als jene, die kein Gewissen haben. Ich habe die Empfindung, daß Sie gut sein müssen! Wie soll ich Ihnen danken?"

Er wehrte ab und öffnete die Tür. Er sah noch einmal in ihre wundervollen Augen, er sah das Lächeln auf den Lippen, dieses Lächeln, das er nicht erwartet hatte; niemals. Er fühlte den Druck der weichen, kleinen Mädchenhand.

„Auf Wiedersehen!" hörte er das fremde Mädchen sprechen, mit einer leisen Stimme, zugeneigt in junger Sehnsucht.

„Auf Wiedersehen!" erwiderte er.

Die Gassen waren breiter. Die Fenster funkelten heller. Die Bäume rauschten wonnevoller; der Frühling schäumte inniger, die sonnige Luft klang über ihm; alle Menschen fühlte er viel kleiner geworden, während er eines neuen köstlichen Gefühles voll in den lichten Tag hineinlief, von einer Zufriedenheit gestärkt und von einer Freiheit begnadet ...

Bücherschau.

Musik im Haus. Heft 37: „Wie eine Quelle". Volkslieder zur Laute. Gesammelt und bearbeitet von **Ströter-Seifert.** M.-Gladbach 1924, Volksvereins-Verlag, G. m. b. H. Preis geb. Mk. 1.60.

Das Büchlein bringt Lieder, die bisher nicht in Drucklegungen bekannt geworden sind. Die Gegend, in der die Lieder vornehmlich aufgezeichnet wurden, sind der Niederrhein und das Bergische Land. Die kleine Sammlung zeigt, daß das Volkslied nicht tot ist, daß es vielmehr auch in diesen Landstrichen zahlreicher Zechen und Fabriken unbekümmert sein Leben weiterlebt. Auf die einfachen Töne wurde mit besonderer Liebe gelauscht. Der Lautensatz ist so gehalten, daß er auch weniger Geschulten das Spiel gestattet. Ein Aufsatz Ströters berichtet über Entstehungsgeschichte, über die näheren Umstände der Sammelarbeit und analysiert die dichterische Artung der Lieder. Seifert schreibt über das Musikalische. Anmerkungen des erstgenannten Verfassers, die am Schlusse stehen, dürften nicht unwillkommen sein. Das Büchlein behält seinen Wert, obgleich die Lieder der heutigen Industriebevölkerung tief unter den alten Volksliedern stehen.

August Winnig, Die ewig grünende Tanne. Hanseatische Verlags-Anstalt, Hamburg 1927.

Wie fein und still und tief sind diese Sachen, so anspruchslos gegeben und doch klingt durch alle die große Liebe zu Natur und Volk, wie eben das Tannenrauschen auf einer Harzwanderung einen allstündlich umklingt.

Die hallischen Jahreslaufspiele, 2 Bde. zu je Mk. 2.—. Im Rahmen der Sammlung „Deutsche Volkheit" aus altem Gute der Gegenwart hingestellt von Hans Hahne im Verlage von Eug. Diederichs, Jena 1926.

Der um die Verbreitung und Wiederherstellung alten Volks- und Rassengutes unseres Vaterlandes eifrig bemühte Hochschullehrer und Wart der Vorzeit-Schausammlung zu Halle, Hans Hahne, hat hier den Versuch unternommen, „aus altem Gute der Gegenwart" etwas Zusammenhängendes „hinzustellen". Eine jede Verwendung uralten Rassen-Volksgutes — das doch im besten Falle stets nur als Trümmerwelt, noch öfter durch Vergessen, Nichtmehrverstehen und andere Zähne der Zeit verändert, verballhornt, „zersungen" ist — bedeutet ein Wagnis. So verdienstvoll sein Gelingen wäre — denn unser lange verschüttetes Natur- und eingeborenes Lebensgefühl bedarf dringend neuer, aber dabei unter allen Umständen wesens- und wurzelechter Ausdrucksformen — so ungeheuer schwierig ist solch Unterfangen. Denn nicht nur ist die heutige Volksseele eine so durchaus andere im Vergleiche zu den Zeiten der Entstehung jener Gebilde, deren Trümmer uns heute nur noch vorliegen, ist die heutige Volksseele mit so vielen fremden Bestandteilen durchsetzt — nicht rassisch allein, sondern vor allem kulturlich — sondern sie ist auch als Seele selbst so unsicher geworden, so gehemmt, so gelähmt durch Verschüttung des innersten Gefühlslebens, daß es des Zusammentreffens doch recht vieler glücklicher Umstände bedarf, um solch Wagnis gelingen zu lassen. Eigentlich kann es nur ein ganz großer Künstler, in dem das alte „Tum" unseres Volkes rein durchgebrochen ist. Wenn nun allerdings auch die Jugend und zwar die „bewegte" Jugend in der Tat noch zu den am meisten naturnahen Volkskreisen zu rechnen ist (Weshalb setzt der Herausgeber in seinem Geleitworte die Ausdrücke Jugend und naturnahe in Gänsefüßchen? Man soll doch nicht an die Münchener Zeitschrift „Jugend" denken?), so dürften dennoch einige Geschlechterfolge nötig sein, um wieder eine heimatlich rein empfindende Jugend und aus ihr ebensolche Dichter entstehen zu lassen. — Mit solchen Bedenken gingen wir an die Lesung der beiden schmucken, durch Bilder und Noten vervollständigten Bändchen heran. Und siehe, bei weitem nicht ganz so schlimm wie wir befürchteten, sind wir enttäuscht (beruhigend wirkte ja schon der Name des Verlags). Die Jahreslaufspiele sind, das ist das mindeste, was man zu ihrem Lob sagen kann, auf jeden Fall der Auftakt zu einer neuen, natur-, volkstum- und rasseechten Kunst. Möge sie bald gedeihen.

D. Bhi.

Deutsche Art — treu bewahrt. Eine Jugendschriftenreihe. Wien 1924 ff., A. Pichlers Witwe u. Sohn. Bd. 1: **Kaindl, Raimund Friedrich: Bei den deutschen Brüdern in Großrumänien.** Erzählungen und Schilderungen. Wien 1924. (107 S.) Geb. 3.6 S.

Es muß wirklich als ein Verdienst des rührigen Verlages bezeichnet werden, eine Jugendschriftenreihe zur Pflege und Kennt-

nis des Deutschtums im Auslande eröffnet zu haben. Professor Kaindl, der gewiegte Kenner des Deutschtums im Osten, eröffnet den Reigen mit der Darstellung des Deutschtums in Großrumänien. An 716 000 Deutsche leben dort, die heute in der Erhaltung ihres Volkstums schwer gefährdet sind. Geschichte und Sage, Erzählung und Dichtung, deutsche Kulturarbeit und deutsche Wirtschaft ziehen in bunter Fülle an uns vorüber. In leicht faßlicher Form, in meisterhafter Darstellung und Auswahl macht uns der Verfasser mit dem Leben und Weben unserer Brüder in Galizien und Bukowina, in Siebenbürgen, im Banat, in Altrumänien, in Bessarabien und in der Dobrudscha bekannt. Es ist rührend, wie dieses versprengte Deutschtum an seiner Überlieferung hängt und wie es in schwerster Kulturarbeit auf fremdem Boden, in fremdem Lande gleichsam ein Stück Heimat um sich zu verbreiten sucht. Sachsen, Franken und Schwaben leben unter fremden Wirtsvölkern, die viel von diesen arbeitsamen deutschen Kolonisten gelernt haben. Sie haben freilich schlimmen Dank geerntet. Aber es wird und muß wieder die Zeit kommen, in der der deutsche Name sich wieder zu Ehre und Ansehen durchringen wird, dann wird es auch unseren bedrängten Brüdern im fernen Osten wieder besser gehen!

Bd. 2: Klein, Anton Adalbert: Zwischen Drau und Adria. Geschichte, Kultur, Brauchtum und völkische Not des Deutschtums am Südmeer. Wien 1925. (146 S.) Geb. 4.5 S.

Als 2. Band der Jugendschriftenreihe „Deutsche Art — treu bewahrt" erscheint die Darstellung der Lage des Deutschtums zwischen Drau und Adria; es handelt sich um die von uns gewaltsam abgetrennten Deutschen in Italien und Jugoslawien. Bewundernswert ist die Kulturarbeit, die das Deutschtum da unten im Süden und Südosten geleistet hat. Der Verfasser versteht es ganz ausgezeichnet, uns tiefe Blicke in das Volksleben zu gewähren. Er legt viel Gewicht auf Wirtschaft und Kultur, und zeigt, was wir an diesen uns entrissenen wackeren Deutschen verloren haben. Ein glücklicher Gedanke ist es, daß der Verfasser die dort heimische Dichtung zu Wort kommen läßt, daß er uns vertraut macht mit den wichtigsten Leistungen auf den übrigen Gebieten der Kunst. Als ein wuchtiger und harmonischer Abschluß steht die Darstellung des heldenhaften Freiheitskampfes der Kärntner vom Jahre 1919 und die Volksabstimmung vom Jahre 1920. Wahrhaft erhebend ist es, in diesen grauen, düsteren Tagen völkischer Not wieder vom Aufbäumen deutschen Stolzes und deutscher Kraft zu lesen, die in unseren deutschen Alpenbauern wohnt. Unbedingte Einigkeit ließ die Macht des jugoslawischen Ansturms scheitern. Da lernt man so recht verstehen, wenn das Volkslied sagt:

„Drum bin i stolz, daß i
A Karntner bin."

Das sind Bücher, die in jede deutsche Schule gehören, denn sie dienen der Erziehung zu deutschem Stolz und Selbstbewußtsein.

Dr. Franz Schweinitzhaupt.

Zur Besprechung eingegangene Druckschriften:

- **Wilhelm Platz**, Frithjof (Haus Lhotzky-Verlag, München-Grünwald).
- **Derselbe**, Wieland, Heldenroman (Haus Lhotzky-Verlag, München-Grünwald).
- **Detlev v. Liliencron**, Briefe in neuer Auswahl, herausgegeben und eingeleitet v. Heinr. Spiero (Deutsche Verl.-Anstalt Stuttgart, Berlin, Leipzig).
- **Adolf Halfeld**, Amerika und der Amerikanismus. 1.—5. Tsd. (Eugen Diederichs, Jena 1927.)
- **Karl Scheffler**, Der junge Tobias. (Insel-Verlag Leipzig 1927.)
- **Walter v. Molo**, Die Legende vom Herrn. (Alb. Langen, München, 1927.)
- **Geschichten aus dem Neuen Pitaval**, ausgewählt und überarb. von Karl Martin Schiller. 1927. (F. W. Hendel, Leipzig.)
- **Alex. Dumas**, Der Graf von Monte Christo. Herausgeg. Dr. M. Färber. 1927. (F. W. Hendel, Leipzig.)
- **Martin Hürlimann**, Frankreich, Baukunst, Landschaft und Volksleben, (Ernst Wasmuth, A.-G., Berlin 1927).
- **E. v. Seydlitzsche Geographie**, Hundertjahr-Ausgabe, Außereuropäische Erdteile, (Ferd. Hirt, Breslau, 1927).

Verantwortlich für die Schriftleitung von „Volk und Rasse": Prof. Dr. O. Reche, Leipzig und Dr. H. Zeiß, München; für „Volk im Wort": Börries, Freiherr von Münchhausen, Windischleuba i./Altenburg. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: L. Waibel, München SW. 7. — Verlag: J. F. Lehmann, München. — Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-München.



